

Hrsg. Betti Fichtl

Die Kriegsgeneration

Edition Wendepunkt

Die Anthologie „Die Kriegsgeneration“ soll als Zeitdokument die Wirren des Krieges und die Folgen der Nachkriegszeit wiedergeben. Der Verlag respektiert deshalb bei den Beiträgen die alte und die neue Rechtschreibung.

1. Auflage Oktober 2007

© bei Edition Wendepunkt

Alle Rechte bei den AutorInnen

Titelbild: Petra-Marlene Gözl

Bildtitel: Lein. Wanderungen, 2005, Acryl/Graphit/Erde auf Leinwand

© Titelbild Petra-Marlene Gözl

Gesamtherstellung Edition Wendepunkt, advance Publikationen

Hebbelstraße 6, 92637 Weiden, Tel.: 0961-45783

www.ew-buch.de

ISBN 3-935848-94-9

Inhalt

Willi Corsten	11
Margita Osusky-Orima	21
Ursula Hörtig-Votteler	35
Gisela Schäfer	43
Dirk Bunje	59
Wolfgang Michel	75
Cornelia Koepsell	81
Betti Fichtl	89
Lorenz Eyck	99
Christa Niedermeyer	111
Petra-Marlene Gölz	121
Nicole Nohr	125
Claudia Röhrle	129
Willi Volka	133
Wolfgang Herchner	153
Elvi Stammeier	173
Wolfgang Braun	183
Mark Walden	189
Ingrid Benada	199
Franz Puschnik	207
Ralf Zander	229
Günther Melchert	257
Erika Prokop-Thumm	287
Antje Wollert	289
Karol Pokorny	299

Inhalt

Vera Schröder	303
Anna-Elisabeth Gleißner	316
Christa Reimann	317
Elke Irmilind Sauer	325
Karl Farr	337
Annemarie Jacobs	341
Gabriele Wilke	353
Marga Kleebaum	357
Margot Weinand	361
Ingeborg Nimwegen	385
Carla Kraus	393
Virginio Rhodas (Argentinien)	396
(Aus dem Englischen von Carla Kraus, Wien)	
Johanna Anderka	399
Philipp Hackkenberg	411

Feldpostbriefe und Fotos:

Feldpostbriefe aus dem Kurland-Kessel	8
Feldpostbrief von Oberleutnant Friedrich Willbrand	32-34
Feldpostbrief von Obergefreiter Wilhelm Schierholz	40-41
Feldpostkarte Schlachtschiff Schornhorst	42
Feldpostkarte Panzerschiff Admiral	80
Obergefreiter Eugen Lamprecht	86-87
Feldpostkarte JU 52	88
Feldpostbrief Friedrich Willbrand vom 08.07.46	98
Fotos Kriegsgräber	132
Feldpostbrief Josef Meyer vom 14.02.45	168-172
Letzter Brief von Major Heinrich Ochssner an seine Frau vom 16.09.1944	178-179
Feldpostbrief (von der Frontleitstelle in Danzig), von Leutnant Helmut Christophe am 15.1.45	180-181
Reichsmarknote	182
Feldpostkarten und Foto	188
Gruppenfotos	206
Feldpostkarten	256
Feldpostbrief von Friedrich Willbrand an seine Familie	286
Feldpostbrief Oberfeldwebel Jakob Trimborn	332-336
Feldpostbrief	340
Foto Schützengraben	392
Foto Wachsoldat	410

Die Feldpostbriefe und die dazugehörigen Fotos von Oberleutnant Friedrich Willbrand, Obergefreiter Wilhelm Schierholz, Obergefreiter Eugen Lamprecht, Unteroffizier Josef Meyer, Major Heinrich Ochssner, Leutnant Helmut Christophe, Oberfeldwebel Jakob Trimborn, wurden uns mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen der gefallenen Soldaten und von Herrn Michael Molter zur Verfügung gestellt.

Vorwort

Der Zweite Deutsche Weltkrieg jährt sich zum 62. Male. Ein Jahrhundertkrieg, der die Welt erfasste und Millionen von Menschen das Leben kostete. Ein Krieg der weltweiten Zerstörung und Verwüstung. Aus Schutt und Asche erstand Deutschland nach dem Krieg neu zum Wirtschaftswunderland.

Die Kinder, im Krieg geboren, wurden erwachsen und gründeten Familien. Doch die Spuren des Krieges verwischten nicht in ihrem Leben. Nie vergessen sind die Geschehnisse auf der Flucht, die Bombennächte, das Elend, die Armut, die sie umgab. Der Krieg prägte diese Generation.

Sie sind heute ältere Menschen, die letzten Zeitzeugen dieser Welt erschütternden Zeit, die ihre furchtbaren Erlebnisse weitergeben. Sie finden sich in diesem Buch, und machen es zu einem wertvollen Zeitdokument.

Hier melden sich auch Kriegsteilnehmer zu Wort, mit Feldpostbriefen und Kriegsberichten. Sie, die an der Front kämpften und in Gefangenschaft gerieten. Sie, die heimkehren konnten zu ihren Familien. Unzählige Männer verloren ihr Leben im Krieg.

Die Schatten des Krieges sind bis heute gegenwertig im Volk.
Möge es Frieden bleiben.

Betti Fichtl

Feldpostbriefe aus dem Kurland-Kessel

Feldpostbriefe - meist die einzige Verbindung, die es zwischen den Soldaten an der Front und deren Familien in der Heimat gab. Millionenfach verschickt, so war doch jeder einzelne dieser Briefe ein Abbild vom Seelenleben des jeweiligen Verfassers. Ängste, Befürchtungen und Hoffnungen wurden in diesen Schreiben in die Heimat übermittelt. Es waren Lebenszeichen für die Angehörigen, und leider blieben es sehr oft auch die letzten Worte, die der Absender nach Hause - an die Eltern, die Geschwister, die Ehefrau und an seine Kinder - schicken konnte... Ich möchte an dieser Stelle einige Feldpostbriefe veröffentlichen, die mir von Angehörigen ehemaliger Kurland-Soldaten freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden. Solche Dokumente sollte man unbedingt der Nachwelt erhalten und auch zugänglich machen. Denn nur so kann man sich - wenn auch nur sehr begrenzt - eine Vorstellung davon machen, was diese Soldaten be-drückte und welche Wünsche, Hoffnungen und Ängste sie hatten. Diese Briefe wurden von uns nicht korrigiert, sondern wir haben sie so belassen, wie sie uns übermittelt wurden. Sie werden im Wortlaut genau so wiedergegeben, wie sie der entsprechende Schreiber zur damaligen Zeit selbst ver-fasste. Diese Tatsache trägt unter anderem mit dazu bei, dass solche Briefe so interessant sind.

© Michael Molter

www.kurland-kessel.de/



Willi Corsten
97855 Triefenstein/Homburg

1939 im Rheinland geboren und lebt heute im Spessart. Seine Kurzgeschichten, Gedichte, Satiren und Märchen wurden in Rundfunk und Fernsehen, in Hörbüchern, Kinderbüchern und rund 110 Anthologien veröffentlicht, u.a. im Rowohlt Verlag. Er schrieb die Bücher 'Behüte deinen Traum' und Rabenland und Wildes Verlangen.

Willi.Corsten@t-online.de

1945

Schwere Panzer rollen ins Dorf. Als sechsjähriges Kind verstehe ich zwar noch nicht, was Krieg bedeutet, spüre aber die Angst der Erwachsenen, wenn sie von den 'Gräueltaten' fremder Soldaten erzählen.

Zusammen mit Mutter beobachte ich das Treiben auf der Straße. Die Männer springen von den Fahrzeugen und durchsuchen Haus für Haus. Als sie an unsere Tür pochen, flüchte ich in die Abstellkammer, verstecke mich in der hintersten Ecke und lausche dem Wortwechsel zwischen meiner Mutter und den Kriegern. In gebrochenem Deutsch fragt einer der Männer: „Nix Soldaten hier?“

„Nein“, beteuert meine Mutter und ich höre sie weinen.

Kurz darauf wird der Vorhang zur Seite gezerrt. Im Türrahmen steht ein dunkelhäutiger Hüne, derbe Stiefel an den Füßen, in den Händen ein Sturmgewehr. Der Fremde wirkt bedrohlich. Schwarzes, krauses Haar lugt unter dem Stahlhelm hervor. Die breite Nase und die wulstigen Lippen verleihen seinem Gesicht etwas Urzeitliches. Mein Herz rast, ich fürchte mich sehr.

Doch als der Soldat sieht, wen er da entdeckt hat, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Er senkt das Gewehr, kramt in seiner Tasche herum und reicht mir eine halbe Tafel Schokolade.

„Für dich, mein kleiner Freund“, sagt er, tippt lässig an den Rand seines Helmes, dreht sich um und geht.

Ein paar Stunden später ist der Spuk vorbei. Die Panzer fahren ins nächste Dorf und mit ihnen fährt der gutmütige, schwarze Hüne. Er ahnt wohl nicht, dass sein Lächeln und sein kleines Geschenk ein ganzes Menschenleben prägen wird.

Bitter enttäuscht

Als ich neun Jahre alt war, schickte Mutter mich in eine Getreidehandlung, die nahe bei meinem Elternhaus lag. Mehl sollte ich dort kaufen.

Ich trabte durch den großen Torbogen, überquerte den Hof, stieg die Treppe zur Laderampe hoch und gab meine Bestellung auf. Während der Meister das Mehl abfüllte, beobachtete ich fasziniert die Rohre und Schächte der Walzenmühle, die sich wie Krakenarme ins Halbdunkel der Lagerhalle tasteten. Im Hintergrund nahm die Waage das Getreide auf. Es lief über den Elevator, passierte die Schälmaschine und landete anschließend im Schrotstuhl. Der hölzerne Kasten begann ohrenbetäubend zu rattern, stampfte das Getreide klein und mahlte es zu feinem Mehl aus.

Einmal in der Woche verließ ein LKW den Betriebshof, bog in die kopfsteingepflasterte Hauptstraße ein und knatterte davon. Für uns Kinder war dieser Tag immer ein besonderes Ereignis, denn kurz nach dem Weltkrieg gab es ja kaum Automobile. In unserer Fantasie begleiteten wir den Fahrer und wünschten uns sehr, einmal mitfahren zu dürfen. Für meine Freunde Paul und Rudi erfüllte sich dieser Traum schon bald. Ihre Mutter hatte den Chauffeur einfach darum gebeten.

Die Beiden schwärmten später in den höchsten Tönen von dieser Reise. Und da wir nun oft auf dem Betriebshof spielten, setzte ich alles daran, um beim nächsten Mal auch dabei sein zu können. Eine ganze Woche lang machte ich mich im Lager nützlich, fegte den Boden und stapelte leere Säcke. Am Freitag - ich erinnere mich noch so, als wäre es heute gewesen - stand der LKW wieder einmal an der Rampe und wurde beladen. Der Meister erzählte, wie fleißig ich war. Nun lag es einzig an mir, dem Fahrer zu beweisen, dass ich eine echte Hilfe für ihn sein würde, denn umsonst wollte ich ja nicht mitfahren. Ich packte nach und nach Getreidesäcke auf die Karre und balancierte die viel zu schwere Last auf die Ladefläche. Meine Arme und Beine zitterten vor

Anstrengung, doch aufgeben wollte ich auf keinen Fall.

Als der letzte Sack endlich verstaut war, eilte der Chauffeur ins Büro und holte die Frachtpapiere. Ich aber kletterte in das Führerhaus und zwängte mich neben Paul und Rudi auf die Beifahrerbank.

Was dann folgte, war schlimmer als vierzehn Tage Stubenarrest. Der Fahrer setzte sich ans Steuer, legte den ersten Gang ein und ruckelte los. An der Ausfahrt schaute er nach rechts und bemerkte erst jetzt, dass nicht zwei Kinder neben ihm saßen, sondern drei. Abrupt brachte er den Wagen zum Stehen und fauchte: „Was willst du denn hier, du Bengel? Hoffentlich bist du bald draußen, sonst mach ich dir Beine!“ Wie ein geprügelter Hund stieg ich aus dem Fahrzeug, schlich nach Hause, verkroch mich in den dunkelsten Winkel und weinte, wie ich lange nicht mehr geweint hatte.

Das Hexenhäuschen

Ich war damals sechs, mein Bruder ein Jahr jünger. Wenn wir ins Dorf wollten, mussten wir immer an dem Hexenhäuschen vorbei, das bedrohlich nahe am Straßenrand stand. Das schindelgedeckte Dach war windschief, die kleinen Fenster schmutzig und von innen kreuz und quer mit Spinnweben verschleiert. Unkraut wucherte rund um das uralte, bau-fällige Haus. Nie sahen wir jemanden dort ein- oder ausgehen, nur eine schwarze Katze saß manchmal auf der steinernen Eingangsstufe.

Stets spielte sich das gleiche Ritual ab. Wir näherten uns zögernd und mit klopfenden Herzen dem kleinen Gebäude. Lauschten ängstlich, denn drinnen summte und polterte es manchmal geheimnisvoll. Sorgsam behielten wir die Tür im Auge und achteten darauf, dass sich die mit Grünspan überzogene Klinke nicht bewegte. Dann spurteten wir wie auf ein geheimes Kommando los und blieben erst wieder stehen, wenn der Abstand zwischen uns und dem furchterregenden Hexenhäuschen groß genug war. Hier drehte ich mich mutig um, streckte die Zunge heraus und spottete: „Hexe, alte Nexe. Nexe, alte Hexe.“ Mein jüngerer Bruder schaute mich entsetzt an, weil wir auf dem Rückweg ja wieder dort vorbei mussten. Dann würde sich die Hexe ganz gewiss rächen, aus der Tür stürmen, uns mit ihren spindeldürren Händen ergreifen und hundert Jahre lang einsperren. Länger noch, als sie es einst mit Hänsel und Gretel gemacht hatte.

Einmal traf uns, da waren wir uns ganz sicher, ihre Rache tatsächlich. Ein Junge aus der Nachbarschaft, ein Rowdy, wie er im Bucho stand, begleitete uns diesmal auf dem Heimweg. An dem Hexenhäuschen kamen wir zwar unbehelligt vorbei, aber ein Stückchen weiter passierte es. Hinter dem halb hohen Maschendrahtzaun wartete nämlich ein wild kläffender Hund auf uns. Er gebärdete sich wie verrückt, sprang am Zaun hoch und knurrte und geiferte, dass uns angst und bange wurde. Der Nachbarjunge nahm ein paar Kieselsteine, warf sie nach

dem Tier und rannte davon. Nun war der Hund nicht mehr zu halten. Mit einem gewaltigen Satz sprang er über den Zaun, stürmte hinter mir her und grub seine scharfen Zähne in mein Hinterteil. Drei Tage konnte ich nicht mehr richtig sitzen - und verstand die Welt nicht mehr. Das Tier hätte doch wissen müssen, dass nicht ich die Steine geworfen hatte. Gewiss hatte die Hexe ihm durch magische Zauberkraft den Verstand geraubt und dann auf mich gehetzt. Aus Rache, weil ich sie verspottete.

Weil ich sie aber weiterhin ärgerte, folgte ihr nächster Streich, als mein Bruder und ich einmal allein zu Hause waren. Damals kam ich aus folgendem Grund auf eine dumme Idee: Wenn wir zum Klo wollten, mussten wir eine steile Treppe hinunter steigen und den Hof überqueren. Dort war der Hund des Vermieters angekettet, hatte aber so viel Bewegungsfreiheit, dass wir immer dicht an der Mauer entlang schlichen, um seinen Attacken zu entgehen. An jenem Nachmittag traute ich mich aber nicht zur Toilette, weil der Biss des anderen Hundes noch zu frisch in meiner Erinnerung war. Da ich eh nur „klein“ musste, riskierte ich also etwas, an das ich bisher nicht im Traum gedacht hatte: Ich wollte in unser gusseisernes Abflussbecken pinkeln. Das alte Becken oben im Flur diente eh nur dazu, Putz- oder Spülwasser nach draußen in den Garten zu leiten.

Ein wenig verschämt knöpfte ich die Hose auf, stellte mich auf die Zehenspitzen, erreichte mit Mühe und Not den Beckenrand - und zuckte gleich darauf wie vom Blitz getroffen zurück. Nach dem ersten Schreck rief ich meinen Bruder und sagte: „Fass mal das Becken an.“ Der Kleine musterte mich entgeistert von Kopf bis Fuß und dachte wohl, ich wolle ihn veralbern. Dann legte er die Hand auf den Beckenrand - und zuckte genau so zurück, wie vorhin ich. Das Berühren zwickte und brannte nämlich, als habe man Disteln und Brennnesseln gleichzeitig angefasst. Sofort stellten sich Schuldgefühle bei uns ein und wir dachten an alle Streiche, die wir in letzter Zeit verübt hatten. Das war nun sicher eine weitere Strafe der Hexe - und ganz gewiss das erste Zeichen des Weltuntergangs.

Fassungslos standen wir da und überlegten, wie wir ihren Zorn besänftigen könnten. Die Hauptschuld traf wohl mich, das war klar, weil ich es gewagt hatte, sie zu ärgern. Ganz schlimm war sicher auch mein Versuch, mit einem Körperteil das Becken zu berühren, das Eltern, Lehrer und Kirche böse nannten.

Nach langem Nachdenken streuten wir ein halbes Pfund Salz auf den Beckenrand - nichts änderte sich. Wir schütteten heißes Wasser darüber, schrubbten ihn vorsichtig mit der Wurzelbürste ab, und waren gerade dabei, die unvermeidlich entstandene Sauerei vom Fußboden aufzuwischen, als Mutter heim kam. Ihr Donnerwetter verstummte erst, als auch sie das Becken anfasste und ihren Schmerz abbekam.

Abends eilte Vater hinter das Haus und fand des Rätsels Lösung. Unser Vermieter hatte sein altes Motorrad draußen an das Abflussrohr gelehnt. Und weil daran ein Kabel der Batterie blankgescheuert war, stand das Motorrad und somit auch das Rohr unter Strom.

Trotz der ausgestandenen Angst lernten wir bei dieser Gelegenheit endlich einmal etwas, ohne so hart dafür bestraft zu werden, wie es sonst üblich war. Metall leitet also Strom weiter, und ihn mit Wasser zu bekämpfen ist sinnlos und manchmal sogar lebensgefährlich.

Diesmal war die Hexe es folglich nicht gewesen. Oder hatte sie etwa dem Vermieter auch den Verstand geraubt...?

Von nun an verspottete ich sie jedenfalls nicht mehr, denn man konnte ja nie wissen, welche Strafe sie sich als nächstes ausdenken würde.

Erst viel später erfuhren wir, dass in dem Hexenhäuschen überhaupt niemand wohnte. Das Summen und Poltern kam wohl vom Wind, der durch die geborstenen Fensterscheiben auf der Hofseite fauchte und mit den klappernden Blendläden spielte. Dennoch waren mein Bruder und ich traurig, als eines Tages der Bagger anrückte und von dem kleinen Haus nur einen Haufen Steine und Schutt übrig ließ. Nicht nur das Hexenhäuschen war gestorben, sondern auch ein fester Bestandteil unserer Kinderwelt, damals in der harten Nachkriegszeit.

Weihnachten 1948

Draußen fiel der erste Schnee. Mein Bruder und ich saßen am Küchentisch und machten Hausaufgaben. Nach einer Weile legte der Kleine den Griffel zur Seite und sagte: „Was gibt es diesmal wohl zu Weihnachten? Sicher wieder einen Pullover oder ein Hemd, vielleicht auch ein Paar neue Schuhe.“

„Nein“, antwortete ich, „Schuhe bestimmt nicht, denn die müssten wir ja vorher anprobieren. Die sind auch viel zu teuer als Geschenk.“

„Stimmt! Wir waren ja auch gar nicht beim Schuster“, sagte der Achtjährige und beugte sich wieder über die Schiefertafel, jenes zerbrechliche Ding, das wir zum Rechnen und Schreiben benutzten. Seine Antwort erinnerte mich an die kleine Werkstatt des Schuhmachermeisters. Ich sah an den Wänden dort Stiefelspanner hängen, Leistenhaken, Pechdraht, Flachraspel, Beißzangen, Ahle, Glättholz und Fußmaß. Ein halbes Dutzend Schuhe standen auf den Regalen. Sie waren an den Schnürsenkeln verknotet und warteten auf die Reparatur. Der Meister arbeitete mit flinker Hand an einem Stiefel, den er vor sich auf den Dreifuß gestülpt hatte. Er nickte uns freundlich zu und sagte: „Der Junge braucht also was Neues zum Laufen.“ Dann stand er auf, rückte die grüne Schürze zurecht und schlenderte in den Verkaufsraum.

Bald hatten wir die passenden Schuhe gefunden. Mutter kramte zehn Mark aus dem Portemonnaie, legte den Schein auf den Münzteller und sagte: „Wir holen das Paar ab, wenn der Rest bezahlt ist.“

So war halt meine Mutter. Woche für Woche trug sie nun einen Fünfer zum Schuster, und erst wenn der letzte Pfennig beisammen war, durften wir die neuen Schuhe tragen, aber vorerst nur an Sonn- und Feiertagen. Doch Fußball spielen durften wir damit nicht! Auch nicht an Sonn- und Feiertagen.

Schuhe gab es Weihnachten also keine, das war klar. Doch warum

sollte ich mir auch Gedanken darüber machen, denn als Kind - ich war damals Zehn - freute man sich natürlich mehr über Sachen, mit denen man spielen konnte. Ein Ball zum Beispiel wäre etwas Feines. Der Nachbarjunge hatte einen Fußball und viele Freunde, weil jeder einmal mitspielen wollte.

Aber von so einem Geschenk konnte ich nur träumen, denn dafür hatte das Christkind bestimmt kein Geld. Ich überlegte, wie das im letzten Jahr gewesen war. Zwei Tage vor dem Fest durfte keiner mehr in die gute Stube gehen, weil das Christkind dort die Bescherung vorbereitete. Wenn sich auch erste Zweifel regten, ob es den Nikolaus, den Osterhasen und das Christkind wirklich gab, so glaubten wir dennoch daran, denn die Eltern hatten es ja erzählt.

Einmal kletterten wir nachts aus dem gemeinsam benutzten Bett und schlichen zu dem verbotenen Zimmer. Aber die Tür ließ sich nicht öffnen. Auf dem Weg zurück stand Vater plötzlich vor uns und schimpfte gehörig.

Bei der Bescherung gab es ein paar Bonbons. Eifersüchtig zählten wir nach, ob nicht einer mehr als der andere bekommen hatte. Wir teilten uns die Kostbarkeiten sorgsam ein und verlängerten so die Freude bis in den Februar. Mehr als ein Bonbon am Tag zu naschen war Verschwendung. Ständig kontrollierten wir unsere Teller und es gab den schönsten Streit, wenn sich einer am fremden Eigentum vergriffen hatte. Die Tage eilten dahin. Am Heiligen Abend durften wir wieder in die gute Stube. Unsere Krippe schmiegte sich in eine Landschaft aus Felsenpapier. Hirten waren gekommen, Schafe, Ochs und Esel. Ehrfürchtig schauten sie auf das Jesuskind und teilten ihre Freude mit Maria und Josef. Am Tannenbaum glitzerte Lametta. Das Licht der Kerzen spiegelte sich in den bunten Kugeln, die ringsum an den Zweigen hingen. Im Zimmer duftete es nach Bratäpfeln.

Wir sangen ein Lied und liefen zu den Tellern mit Äpfeln, Esskastanien, Nüssen und Bonbons. Ein Schlemmerparadies, das von einer Tafel Schokolade gekrönt wurde. Zwei Päckchen warteten dort. Leider waren nur Hemden darin. Später entdeckten wir ein weiteres Geschenk

für uns beide. Wir wickelten das Papier ab – und heraus kullerte ein bunter Gummiball.

Viele Wochen spielten wir mit dem Ball, wagten jedoch nicht ein einziges Mal, ihn mit dem Fuß zu berühren. Dann landete der sorgsam gehütete Schatz in einem Stacheldrahtzaun und hauchte langsam sein Leben aus. Wir wollten das Loch mit Heftpflaster abdichten, mit Alleskleber und mit Kaugummi, doch alle Mühe war vergebens. Der Traum vom ständigen Glück hatte die Dornen berührt und ein leises Ahnen der Vergänglichkeit überschattete unsere Kinderseelen.

Drei Jahre später schenkten die Eltern mir den ersten Füllfederhalter, und als ich mit vierzehn die Lehre anfang, die erste Armbanduhr. Doch die damalige Freude über den Ball war ungleich größer gewesen und ist noch heute eine der schönsten Erinnerungen an meine Kinderzeit.

Willi Corsten



Margita Orima

CH-8304 Wallisellen, Schweiz

geb. 1930 in der Slowakei. 1949 Gymnasium Matura. Mutter von zwei Söhnen und einer Tochter. 1968 Emigration mit der Familie in die Schweiz. Veröffentlichungen:

„Verstaubte Geschichten“ (Übersetzung), „Licht- und Schattenseiten des Lebens“ (Kurzgeschichten), „Der goldene Hut“ „Schmetterlingsgeschichten“ (Kinderbuch). Übersetzt ins Slowakische in Bratislava, ins Tschechische in Prag, eine ungarische Übersetzung ist im Druck. „Der Silbervogel und Blumenelfen bereisen die Welt“ (Märchen). „Emilia“ - eine Flucht ins Leben (Kurzgeschichten). Gedichte und Kurzgeschichten in Anthologien, Zeitungen und Kalendern.

Der Gimpel und ich

Es gibt Augenblicke in unserem Leben, die sich so tief einwurzeln, wie eine hundertjährige Eiche in der Erde und wir sind unfähig diese zu vergessen und die Bilder aus dem Hirn auszuradiieren.

Meine unvergessliche Geschichte ereignete sich im letzten Kriegsjahr (1945). Da war ich vierzehneinhalb. Die Front von der Ukraine, Richtung Slowakei nahte. Die Schulen waren geschlossen und wir verbrachten viel Zeit im Luftschutzbunker. Es war ein sonniger, kalter Januartag. Ich nahm die Jacke und lief ein wenig hinaus vor die Eingangstür. Plötzlich kam ein Vogel geflogen und setzte sich auf meinen Schuh. Ich erschrak und wusste nicht was anfangen, denn ich dachte, der Vogel sei krank, oder sogar schon am Sterben. Ich bewegte mein Bein, der Vogel rührte sich nicht. Ich berührte seinen schwarzen Rücken behutsam mit dem Zeigefinger. Da erhob sich der wunderschöne Vogel, ein Gimpel und setzte sich auf meine Schulter. Ich drehte langsam den Kopf und bewunderte seine Färbung, den rosaroten Bauch, den schwarzen Kopf, die schwarzen Flügel, den grauen Rücken, den weißen Bürzel und den kleinen starken Schnabel. Der Gimpel rührte sich nicht und schien ganz zufrieden zu sein. Mama rief mich. Als ich mich umdrehte flog der Gimpel davon, aber sofort kehrte er auf meine Schulter zurück und hielt sich fest an meiner Strickjacke. „Was hast du denn da wieder“, rief Mama laut und befahl den Vogel sofort ins Freie zu befördern. Ich tat es auch, aber der Gimpel wollte mich nicht verlassen.

Da heulten die Sirenen und ich lief ins Haus, dann die Treppe hinunter und als wir alle im Keller unsere Plätze einnahmen war plötzlich der Gimpel auf meiner Schulter. Sofort machte er auf sich aufmerksam. Alle fragten, woher ich den Vogel habe, er gehöre ins Freie. Unser Nachbar, Herr Kiripolsky, hatte einen Freund, der einen zahmen Gimpel hatte. Der Vogel war sehr anhänglich, er liebte Musik und konnte viele

Melodien nachpfeifen. Herr Kiripolsky stellte sofort fest, dass dieser Gimpel auch so ein Entflogener war, sonst hätte er Angst vor den Menschen. Der Gimpel an meinem Ohr reagierte mit einem leisen „düh“ und „djü.“ Schlimmer war, dass er sich inzwischen auf meiner Schulter einige Male entladen hatte, was Mama ganz aus dem Gleichgewicht brachte, denn es mangelte manchmal an Wasser, wie auch an Strom. Nach dem Alarm begleiteten mich alle Hausbewohner auf den Hof, machten „hesch, hesch.“ Der Gimpel flatterte zwar hoch, aber kehrte sofort auf meine Schulter zurück.

Selbstverständlich habe ich den Vogel liebgewonnen und als wir alleine waren, habe ich ihm erzählt es sei Krieg weil es viel Hass und Rache gebe. Ich könne ihn nicht behalten. Er sei völlig gesund und solle bitte davonfliegen. Das nutzte alles nicht. Der Gimpel fühlte sich wohl auf meiner Schulter wie auch auf meinem Kopf. Ich konnte mir keinen Rat mit dem Gimpel geben. Man hielt ihn für so einen frechen Kerl wie den Spatz. Das war in meinen Augen eine Beleidigung für beide Vögel. Wegen dem Gimpel gab es nur lauter Unannehmlichkeiten. Eine Nachbarin hatte immer ein Gebetsbuch im Keller. Da fand sie eines Tages einen kleinen Haufen vom Gimpel und regte sich sehr auf. Nun, der Vogel musste auch essen. Eine Familie im Haus hatte irgendwelche Körner, die sie mir schenkten. und damit nicht alle mit mir schimpften, bekam ich eine Schuhschachtel für den Vogel. Ich habe Löcher hinein gemacht und steckte ihn schweren Herzens hinein. Aber er „weinte“ und ich liess ihn wieder frei.

Es war Nachtalarm und wir schliefen im Luftschutzkeller. Angekleidet, und in Decken warm verpackt, die Schachtel mit dem Gimpel neben mir. Ich musste sehr müde sein und schlief tief die ganze Nacht. Es war bereits Tag als ich erwachte und die Schuhschachtel war offen und leer. Der Gimpel! war mein erster Gedanke. Ich wusste, ich durfte nicht nachfragen. Ich musste mich tapfer halten und kein Drama machen denn täglich starben tausende und tausende Menschen in

diesem schrecklichen Krieg. Ich sprang auf, schaute mich überall um, der Gimpel war nicht mehr da. Um meine Tränen zu verbergen ging ich hinaus. Da erwartete mich eine Überraschung. In der Ecke an der Eingangstür, aufgeplustert wie ein runder Wollknäuel, drückte sich der Gimpel an die Wand. Als ich erschien, drehte er den Kopf hinauf und schaute mich mit bittenden Äuglein an. „Komm mein Kleiner“, neigte ich mich zu ihm und schon war er auf meiner Schulter. Ich freute mich sehr, wischte die Tränen aus den Augen, und wusste nicht wie weiter. Ich nahm ihn in die Hand und wärmte ihn nach der eiskalten Nacht mit dem Hauch. Der Vogel schien glücklich zu sein und ich war es auch. Als mich Mama mit dem Vogel erblickte, war sie ganz ausser sich. Sie hatte den Vogel in der Nacht ins Freie geschickt.

„Was ist mit dir, du kleiner Vogel“, fragte ich. „Warum willst du nicht davonfliegen? Die ganze Menschheit sehnt sich nach Freiheit und beneidet die Vögel, die grenzenlos herumfliegen. Und du willst in der Gefangenschaft bleiben.“ Der Gimpel hörte aufmerksam zu, antwortet mit „düh“ und „djü“ aber entfernte sich nicht von mir. Langsam gewöhnten sich die Hausbewohner an uns beide. Da ich nicht zur Schule ging, übte ich zwischendurch Klavier. Das war etwas für den Gimpel. Er setzte sich neben mich und trillerte mit.

In März 1945 war es so weit. Die Deutschen Truppen räumten die Stadt ohne großen Widerstand zu leisten, und die Sowjetarmee nahm die Stadt ein. Unser Haus blieb verschont. Wir überlebten den Schreck und der Gimpel auch. Wir mussten Zimmer an die Militärs abgeben, denn die Kasernen und Schulen reichten für die Unterkünfte nicht. Bei unseren Nachbarn war ein junger Offizier aus Moskau einquartiert und ein Jüngling, der eine Balalaika spielte. Er hiess Wolodja. Als mich Wolodja zum erste Mal mit meinem Gimpel auf der Schulter erblickte, kam er zu mir und sprach den Vogel, „snjegirj, snjegirj“ an. Dann spielte er für ihn. Sofort kam meine Mutter, denn ich war behütet wie das Auge im Kopf, damit mir die Soldaten nicht etwas Böses antun konnten.

Der Balalaikaspieler unterhielt das ganze Haus. Er kam vom Bajkalsee wo auch viele „snjegirj“ leben, erzählte er uns, und seufzte tief. Der Bajkalsee, wo er zu Hause war, war ja ziemlich, ziemlich weit.

Anfangs April zogen die Sowjets einen großen Teil der Armee vor Berlin zusammen, wo die Schlacht um die Reichshauptstadt beginnen sollte. Wolodja kam sich verabschieden. Er spielte zum letzten Mal russische Lieder für uns und den Gimpel. Dann reichten wir uns die Hände. Wolodja schwang die Balalaika hoch und eilte davon. Der Gimpel breitete die Schwingen aus und flog in die Richtung wo Wolodja verschwand. Ich war überzeugt, der Gimpel werde zurückkehren und wartete. Er aber flog immer weiter und weiter in den offenen Himmel, bis er nur noch ein kleiner schwarzer Punkt war und sich in den Wolken, die den Himmel durchquerten, verlor.

Ich schloss die Augen. Hinter meinen Lidern tauchte das Bild auf, wie ich ganz verzweifelt den Gimpel an jenem eiskalten Morgen, aufgeplustert wie ein Wollknäuel, vor der Tür mit unbeschreiblich bittendem Blick fand. Und dieses Bild begleitet mich mein ganzes Leben.
... und jetzt werde ich siebenundsiebzig ...

snjegirj ist der Gimpel auf russisch

Die Nachbarn

Egon klingelte und wartete vor der Haustür. Die Hälfte des Hauses war abgerissen. Die verbliebene Wand war mit Baumstämmen gestützt. Egon war Jahrgang einundzwanzig. Mit zwanzig zog er in den Russlandkrieg. Dann folgte die Kriegsgefangenschaft. Von den Eltern hatte er lange keine Nachricht erhalten. Vielleicht lebten sie nicht mehr. Egon wartete. Er klingelte noch einmal. Endlich rührte sich etwas im Haus. Ein Mann öffnete. Blieb im Türrahmen stehen. Eine Weile schauten sich die zwei Männer wie Fremde an. Der ältere, glatt rasiert, im frischen, sauberen, gelben Hemd, Hosen mit scharfen Bügelfalten. Mit den vielen schokoladenbraunen Haar, das nur an den Schläfen grau war, sah er jünger aus, als seine Geburtsurkunde anzeigte. Der Jüngere in verschlissener Wehrmachtuniform und einen alten ledernen fettigen Ranzen über der Schulter.

„Vater“, sagte Egon.

„Du? Wir dachten, du bist nicht mehr am Leben“, antwortete der Vater ohne jegliche Rührung in der Stimme. Eher enttäuscht, kam es Egon vor.

„Wie du siehst, Vater.“ Egon wusste nicht, was weiter sagen. Vielleicht wussten es beide nicht.

„Komm herein. Ich mache dir einen Kaffee ... den haben mir die Amis geschenkt.“ Sie betraten die Küche. Egon blieb stehen. Es war die alte Küche, so wie er sie beim letzten Urlaub verlassen hatte. Der Vater stellte den Wasserkessel auf. „Setz dich Egon ... Nein, warte ... Sag mal, hast du Flöhe, oder Läuse? ... Ich stelle noch Wasser zum Baden für dich auf. In dem alten Topf in welchem einst Mutter deine Windeln auskochte.“

Egon lächelte. „Man hat uns von Kopf bis Fuss reichlich mit DDT bestreut. Es vernichtet alles Ungeziefer, sagten sie.“ Sie tranken wortlos den Kaffee. Egon fragte leise, wo die Mutter sei. Der Vater senkte den Kopf.

„Als die Sirenen heulten, wollte sie noch etwas aus der Stube holen, es war zu spät. Sie blieb unter den Trümmern.“ Egon hörte teilnahmslos zu. Es gab so viel Schlimmes und Böses auf dieser Welt. Egon hatte es erlebt. Nach so vielen schrecklichen Erlebnissen, Toten, Verwundeten, Eskortierten, Kriegsgefangenen verspürte Egon zu oft Todesverzweiflung, Todesangst, Todessehnsucht und in diesem Augenblick eine große Todesleere in seiner Seele.

„Wenn du fertig gebadet hast, findest du alles in deinem Zimmer. Es ist alles so wie es war. Mutter erlaubte nicht etwas anzurühren. Sogar die offene Zeitung liegt auf dem Tisch. Zum Essen findest du in der Kammer immer etwas. Ich Sorge schon dafür.“ Egon genoss das Bad, suchte sich Wäsche aus, einen Anzug, der noch passte und durchstöberte alles, was vom Haus geblieben war. Vater war nicht zu Hause. Hunger hatte er keinen. Dann verliess auch er das Haus.

Links war das Haus weg. Die Trümmer teilweise abgeräumt. Das Haus rechts war stehen geblieben. Es schien bewohnt zu sein. Der Garten war ungepflegt, die Fenster staubig. Egon spazierte zur kleinen Anhöhe, wo er im Schatten der Linden so oft für die Schule gebüffelt hatte. Plötzlich tauchte in der Kurve eine Frau mit einem Foxterrier auf. Egon freute sich, endlich jemanden zu treffen und nickte mit dem Kopf. Die Frau schaute ihm direkt in die Augen, aber sie erwiderte seinen Gruss nicht. Beide gingen an einander vorbei. Egon drehte sich um, aber sie nicht. Sehr schnell konnte er feststellen, sie war die Nachbarin aus dem Haus nebenan rechts. Beim letzten Fronturlaub wohnte sie noch nicht da. Manchmal bellte der Hund. Egon wusste nun genau, wann sie mit dem Hund ausging. Zur selben Zeit war auch er auf der Anhöhe. Beim Zusammentreffen drehte sie sich auf die andere Seite und zog den Hund mit. Jeder Versuch zur Annäherung scheiterte. Nur ihre Blicke trafen sich. Für einen Augenblick. Manchmal wartete Egon an den bekannten Wegen stundenlang, in der Hoffnung, sie komme. Sie kam auch, ging wie immer vorbei. Sehnsüchtig suchte er ihren Blick. Er sah in diesen dunkelblauen Augen Hunderte von Sternen strahlen. Beim letzten Treffen hatte er das Gefühl, dass die Augen ihn abwiesen, dass

sie sogar über ihn spotteten. Dunkelblau waren sie, wie die herankommende Nacht. Egon blieb stehen und widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Sonnenuntergang, der bläulich sich ziehenden Dämmerung, dem Aufstieg des Abendsterns. Zurückkehrend, beobachtete er das beleuchtete Fenster im Nachbarhaus bis spät in die Nacht.

Der Vater war selten zu Hause. Er kehrte oft erst nach Mitternacht zurück. Ihn interessierte nicht, was Egon die ganzen Tage machte und Egon fragte auch nichts. Was einen tief bewegt, darüber spricht man nicht. Wahrscheinlich hatten beide eigene Gründe dazu. Beidseitiges Schweigen kam ihnen gelegen. Und das Alltägliche fanden beide vermutlich banal. Um das Studium fortzusetzen brauchte Egon eine Bewilligung und auf die wartete er.

Durch diese nichtsprechende Unbekannte bekam Egons Leben ein neues Ich. Eine unverhoffte Wende. Sein vorheriges Leben war voll Geselligkeit, die Jahre im Gymnasium, die wenigen Semester an der Uni, die Ostfront, die Kriegsgefangenschaft. Immer war er umgeben von gleichaltrigen „Vagabunden“, wie er sie nannte. Jetzt sehnte er sich nach Einsamkeit. Er sah sogar einen Vorteil in der Einsamkeit. Einer Einsamkeit, die Schritt für Schritt die Leere verjagte und seine Seele mit Gedanken füllte. Sein Hirn war aufnahmefähig wie noch nie zuvor. Er verschlang täglich Seiten um Seiten des klassischen Altertums, der römischen und griechischen Literatur. Am Abend stand Egon im dunklen Zimmer am Fenster und wartete bis das Licht im Nachbarhaus ausging. Es war immer das selbe Fenster. Die Nacht war schon fortgeschritten, das Licht erlosch. Egon blieb am Fenster stehen. Eine Gestalt verließ das Haus und verschwand umhüllt in der Dunkelheit der mondlosen Nacht. Egon zuckte zusammen, als der Vater wie ein Geist hinter ihm auftauchte und flüsterte: „Geh schlafen, Egon.“

An jenem Morgen kam sie nicht. Den ganzen Tag nicht. Am Abend war kein Licht im Fenster. Egon rannte aus dem Haus. Die Strasse war menschenleer. Er näherte sich vorsichtig der Eingangstür im Nebenhaus. Die Eingangstür stand einen Spalt offen. Egon traute sich das Haus zu betreten, blieb stehen und schrie plötzlich ganz verzweifelt:

„Thalia, wo bist du?!“

Als er feststellte, dass das Haus leer war, kehrte er langsam nachdenklich nach Hause. Auf der Eingangstreppe tauchte der Vater auf und legte seinen Arm um Egons Schulter. Egon verspürte einen schwachen, vielleicht bildete er sich das ein, warmen Druck.

„Komm mein Junge, eine Schwalbe macht noch keinen Frühling.“ Egon brauchte ein Weile um zu verstehen.

„Wo ist sie?“

Der Vater schaute sich vorsichtig um. „Wie ich gerade gehört habe, Nachbarn haben sie angezeigt. Sie hätte mit dem Geheimdienst (GESTAPO) während des Krieges zusammengearbeitet ...“

„Ist das wirklich wahr, Vater? ... Hast du sie gekannt?“

„Der Storch“

In den dreissiger Jahren hatte mein Vater ein Klassentreffen in Reichenberg (Sudetenland). Meine Mama und ich blieben bei seinen Eltern, die einen kleinen Hof, in einem sehr schönen lieblichen Dorf, unweit von Niemes, bewirtschafteten.

Auf dem Programm des Klassentreffens stand der Besuch der Segelschule in Hirschberg (Schlesien). Das enorme Interesse der Herren Maturanden galt der jungen Pilotin Hanna Reitsch (1912 – 1979). An dieser Segelschule war zur Zeit auch Wernher von Braun, der schwärmte von einer bemannten Rakete, die auf den Mond fliegen würde. Mit ihm war Hanna ihr Leben lang befreundet. Ich war zu klein, um dies alles zu verstehen. Später, als ich schon ein wenig größer war, hielt mir mein Vater mit gestrecktem Zeigefinger diese Hanna, die inzwischen eine berühmte Testpilotin und der erste weibliche Flugkapitän der Deutschen Luftwaffe war, vor Augen. Als Protestantin nahm Hanna, um den Geist zu stärken, die Meditationsschriften des heiligen Ignatius von Loyola zur Hand und übte täglich ihre Vorsätze im Kopf zu verwirklichen. Wenn ich die zweitbeste Note nach Hause brachte, bekam ich bereits die nächsten Auszeichnungen der Hanna, zu hören.

Im April 1945 ging nun der Zweite Weltkrieg endgültig dem Ende zu. Mitte April begann die Endoffensive der Sowjets auf Berlin. Die Rote Armee war schon in den Vorstädten, als eines Tages mein Vater ganz ausser sich erzählte, Hanna sei mit einem „Storch“ unter starkem und ständigem Beschuss der Artillerie, tief an Waldesrändern vorbei, in diese brennende und in lauter Trümmern liegende Stadt geflogen, und habe sich mit diesem „Storch“ direkt vor Hitlers Bunker gesetzt.

Wir Kinder, waren im Krieg streng dressiert nichts zu sagen und nichts zu fragen, deshalb tat die Phantasie in meinem Kopf ihre Dienste. Ich stellte mir nun diese kleine Hanna, die nur 150 cm gross war, in einem

kleinen Flugzeug wie ein Kinderspielzeug vor, sie bremste das Flugzeug in der Luft vor dem Bunker, ließ den „Storch“ in der Luft stehen, warf eine Seilleiter auf die Erde und kletterte hinunter, so wie ich die Störche am Ufer unbeweglich auf einem Bein stehen gesehen habe, die da auf Frösche und Mäuse lauerten.

Wie in einem Zirkus, dachte ich, wo das Unmögliche möglich war. Es entstanden sofort auch andere Spekulationen der Erwachsenen, wozu dieses gefährliche und riskante Unternehmen gut war, wenn schon der Krieg für Deutschland verloren war. Meine Mutter war überzeugt, Hanna habe bestimmt den Auftrag erhalten Goebbels (Propaganda-minister im Dritten Reich) sechs Kinder samt der Mutter Magda Goebbels aus dem Bunker Richtung Westen auszufliegen, diese viel-leicht den Engländern übergeben, von denen sie nichts zu fürchten hätten. Dort, „im Westen“ wird es nicht so schlimm zugehen wie unter den Russen, vermutete man. Das Schicksal der Kinder war aber bereits vorher entschieden. Es ist sehr schwer vorstellbar, wie schrecklich das für mich Vierzehnjährige war, als ich erfuhr, dass die Mutter, Magda Goebbels, sich einverstanden erklärt hatte, den Kindern das tödliche Gift, die Blausäure, als Bon-Bon-Limonade vorzutäuschen, verabreichte. Dann trank sie selber. Goebbels erschoss sich. Ich betete innigst zu den Schutzengeln der Kleinkinder. Sie waren im Alter von sechs bis zwölf Jahren.

Hanna meisterte dann auch den Flug mit dem „Storch“ aus der von allen Seiten stark beschossenen Stadt. Nur einige Tage später kapituliert Deutschland.

Soweit meine Erinnerungen an den „Storch“, der nicht nur Babys im Schnabel brachte und am Ufer stand, sondern auch Kriegsdienste leistete. Ich verdächtigte meinen Vater, er habe sich den „Storch“ ausgedacht oder es sei vor uns Kindern ein Deckname gewesen.

Es war tatsächlich ein „Fieseler Storch“, das erste Flugzeug der Welt, konstruiert und erbaut für einen außerordentlich kurzen Start vom Flugzeugbauer Gerhard Fieseler im Jahre 1937. *Margita Orima*

Feldpostbriefe von Oberleutnant Friedrich Willbrand an seine Familie

Drei Feldpostbriefe (vom 14. und 18. November 1944 und vom 19. Februar 1945), sowie 2 Briefe aus der Gefangenschaft von Oberleutnant Friedrich Willbrand, die an seine Frau, sowie an seinen Sohn gerichtet sind.

14.11.1944

Mein herzliebes einzig liebes Frauchen,

gestern war mal wieder ein sehr großer Glückstag für mich, es kam nach langer, langer Zeit mal wieder Post an. Und das ist für uns hier ein sehr großer Freudentag, das kannst Du Dir ja denken, mein Herzensliebbling. Von Dir, mein liebes Hannachen, erhielt ich 2 Briefe, einen vom 3. und einen vom 26.10., von ganzem Herzen danke ich Dir mein Herzchen, für die lieben Zeilen.

Nun, die Aufregung um mich hat sich ja behoben, aus der einen Gefahr bin ich heraus, allerdings leben wir auf unserer einsamen Kurlandfront ja immer in Gefahr, wenn der Russe augenblicklich hier auch nicht angreift, aber sein Schießen wird doch schon lebhafter. Hoffentlich kommt nicht noch einmal eine solche Schweinerei. Von Lansemann fehlt jede Spur, er ist wohl tot oder den Russen in die Hände gefallen, was wohl dasselbe ist. Mit Mutter ist es ja schlimm, hoffentlich wiederholen sich diese Schwindelanfälle nicht häufig. Sag ihr bitte, ich wünsche ihr recht gute Gesundheit. Ebenso auch Vater, dem es ja leider auch nicht besonders gut geht. Horst's Erkältung war wohl nicht so schlimm, er hat es wohl überstanden. Sonst geht es hoffentlich doch allen gut, besonders auch Dir, mein Schätzchen. Ebenso ist wohl Gisela auch wieder auf dem Posten.

Nun fehlen ja vor dem 3. u. zwischen 3. u. 26. noch allerhand Briefe, so dass mir ein klares Bild von Euch fehlt, aber die kommen wohl später. So viel Post wie früher kann ich Dir jetzt ja nicht schreiben, dazu habe ich keine Zeit und keine Gelegenheit. Nun warst Du, mein liebes Frauchen auch krank und dazu noch zur Zahnbehandlung, Du armes Lieb. Hunger habe ich noch nicht gelitten, hoffentlich brauchen

wir es auch nicht, einschränken wollen wir uns gern. Gisela arbeitet also in der Rüstungsindustrie, hoffentlich schafft sie es. Sag ihr nur, sie soll den Kopf nicht hängen lassen. Sie schafft ja auch für mich und für Euch, damit es uns gelingt den Krieg zu gewinnen. Achim hat ja Glück gehabt, dass er in die Heimat gekommen ist. Wir sehnen uns alle danach.

Die Kinder haben einen Ziegenbock, dann sind sie ja selig. Könnte ich sie nur mal sehen und Dich mein Herzchen natürlich auch und Euch alle.

Mir geht es soweit ja gut. Ich bin mit meiner Kompanie noch Reserve, bin allerdings $\frac{1}{2}$ km nach der Front vorverlegt. Das war auch so eine Sache. Am 10. bekam ich den Befehl, am 11. mittags sollte ich an der neuen Stelle mit meiner Kompanie wohnen, mitten im Walde ohne jede Unterkunft. Wir hatten zwar an der alten Stelle auch nur Erdlöcher, in denen 2 oder 3 Mann wohnten, aber sie waren doch in der Erde, wenn es auch gegen Beschuss nicht sicher war. Da haben wir nun gearbeitet was jeder nur leisten konnte. Bis gestern Abend haben wir es geschafft. Wir haben uns ganz anständige Bunker gebaut, schön tief in der Erde drinnen, das Dach schließt mit dem Erdboden ab, eine dicke Stammlage ist zwar erst drauf und Zweige und einen halben Meter Erde. Sie halten zwar noch keine großen Granaten ab, aber nach und nach legen wir noch 2 Lagen und Erde drauf, dann wohnen wir ziemlich sicher. In meinem Kp.-Gefechtsstand, in dem ich mit 8 Mann wohne, haben wir schon einen gemauerten Ofen, auf dem auch gleich für die Kp. morgens Kaffee gekocht wird. Auch Betten haben uns die Männer gebaut, für mich haben sie sogar noch ein schönes Eisenbettgestell aus den zerschossenen Häusern organisiert. 7 Bunker haben wir in 2 Tagen gebaut, allerhand Leistung. Hoffentlich können wir recht lange darin wohnen. Das Wetter ist ja immer noch ganz herrlich. Wir haben noch einige Grad Wärme, es regnet auch mal immer etwas, aber das lässt sich alles ertragen.

Mein einzig liebes Hannachen, Euch allen recht herzliche liebe Grüße, alles Gute und Dir Schätzchen, viele tausend heiße innige süße liebe Küsse.

Dein Fritz

Feldpostbriefe



Oberleutnant Friedrich (Fritz) Willbrandt war Angehöriger der Stabskompanie, Infanterie-Sicherungs-Regiment 113, zum damaligen Zeitpunkt Division z.b.V. 300. Er geriet am 8. Mai 1945 in Tukums in sowjetische Gefangenschaft. Am 9.4.1947 verstarb er in Saporoshje, im Hospital des Lagers 100.



Ursula Hörtig-Votteler
60388 Frankfurt/Main

Geb. 1942 in Reutlingen, Bilanz-Buchhalterin i.R..
Verheiratet, zwei Söhne. Neben familiären Pflichten:
Weiterbildung im kreativen Schreiben.

Veröffentlichungen:

- Anthologien der „Bibliothek deutschsprachiger Gedichte“
- Anthologien im „Wendepunkt-Verlag“

Lesungen:

- Frauenbegegnungszentrum Frankfurt
- Stadtteilbibliothek Frankfurt-Dornbusch
- Verein und privater Bereich

E-mail: hoertig@gmx.de

Als ich das Licht der Welt erblickte

So kurz vor Weihnachten müßte man eigentlich denken, dass das „Licht“ engelsgleich das Christfest verkündet - ganz im Gegenteil; es war das grelle Licht der Zerstörung. Bomben fielen. Ja, und glaubt es nur, das alles zerstörende Feuer macht die jahreszeitlich dunklen Tage und Nächte taghell. An der Ostfront - Stalingrad - gibt es die schlimmsten Kämpfe des 2. Weltkrieges. Ausgerechnet in dieser Zeit, in einer damals noch (fast) geruhsamen schwäbischen Kleinstadt gab ich meinen ersten Schrei von mir. Sicherlich war es für meine Eltern das herrlichste Geräusch auf Erden, wo ich mir doch so viel Zeit ließ. Es gab für mich viel zu bedenken: Kalt ist es da draußen und ungemütlich. Traurig war es sicherlich auch, wo doch Geschwister meiner Eltern in Stalingrad vermißt bzw. gestorben sind. Zum Glück war ich ein Mädchen - Stoßseufzer der Verwandtschaft „wenigstens kein zukünftiger Soldat - kein Kanonenfutter!“

Und dahin sollte ich aus meinem schönen warmen Wasser - aus der Geborgenheit freiwillig stürzen? Oh nein, besser nicht! Doch sie ließen mir keine Ruhe - Geborgenheit und gemütliches Schaukeln futsch - Wasser weg, alsdann was bleibt mir sonst noch übrig als holterdipolter doch noch zu erscheinen in dieser maroden Welt! Doch es ging soweit ganz gut. Liebevoll aufgenommen, glücklich ans Herz gedrückt - im warmen Krankenhauszimmer.

Mein Magen rebellierte. Nach so viel Anstrengung müßte doch wenigstens was zum Futtern abfallen. Von alleine kommen die wohl nicht darauf? Na dann, den Aufstand geprobt und geschrien was meine ungeübten Stimmbänder hergaben. Sieh an, Eltern sind doch sehr schnell lernfähig oder soll ich besser fragen, ob das wohl immer so ist, dass, wenn ein Mensch schreit, ihm das Maul gestopft wird? Mir hat es geschmeckt und mir fallen doch glatt die Augen zu. Ja, so eine Geburt ist ganz schön anstrengend und das Essen erst! In den ersten Tagen im Krankenhaus sind meine Hauptbeschäftigungen Schlafen und

Essen. Doch dann fing der Streß an. Unter dem Weihnachtsbaum in meinem zu Hause, wurde ich von der Verwandtschaft besichtigt. Die Beurteilung meinen Eltern gegenüber: „Süßer Fratz“, habt ihr gut gemacht.“ Da bleibt mir doch selbst mit meinen wenigen Tagen Erdenerfahrung glatt die Spucke weg.

Orangen gab es nur im amerikanischen Sektor

Die Nachkriegszeit war alles Andere als einfach. Die Alliierten teilten sich unser geliebtes Deutschland auf wie Tortenstücke. So kam es, dass wir im französischen Besatzungsgebiet unser Leben neu einrichten mussten. Meine Altvorderen sagten damals wir hätten die Falschen erwischt, denn die Franzosen hätten ja selbst nichts zu nagen und zu beissen - was immer das auch heißen sollte. Für eine Vierjährige unvorstellbar! So hatte ich meine kleine Welt aus anderer Sicht beschrieben: „Die lieben Franzosen haben mir Schokolade geschenkt - die Bösen haben meinen Papa verschleppt“, erzählte ich Allen, ob sie es hören wollten oder nicht....

Die Schokolade wurde mit der Zeit ziemlich rar und wenn meine Mutter nicht eine so gute Köchin gewesen wäre, wäre die Quelle sicherlich ganz versiegt. So hatten die Herren Offiziere - im Haus wo wir wohnten waren sie einquartiert - unsere Küche für ihr Mittagessen ausgesucht. Die dazu notwendigen Lebensmittel brachten sie täglich mit, einschließlich Fleisch und Wein. Da das Misstrauen der Herren ziemlich groß war - man hätte sie ja vergiften können - mussten Mama und ich zuerst essen, bevor sie sich dann zu Tisch begaben. Eigentlich war es ja eine bodenlose Gemeinheit zuerst die Arbeitskraft meiner Mutter zu missbrauchen und uns dann noch als „Vorkoster“ zu benutzen! Den Wein haben sie selbst gekippt! Was ich ja nicht verstanden hatte war, dass die anderen Frauen im Haus auch noch neidisch waren, mussten sie doch nur einmal in der Woche die Wäsche für die Herren waschen!

Da gab es dann auch noch den Ritus, dass zu einer bestimmten Zeit - meine Eltern nannten ein sehr gutes Radio ihr Eigentum - die Herrschaften unser Wohnzimmer besetzten, um Nachrichten zu hören. Eines Tages hörte meine Mutter, dass das tolle Radio wohl in das Quartier des Chefs umgesiedelt werden sollte. Da war bei uns Alarmstufe 1 und guter Rat teuer. Wir hatten ganz mächtig Angst um unser Radio. Doch, wie heisst es in dem bekannten Sprichwort: „ Wenn du denkst es geht nichts mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.“

Unser Lichtlein hieß Rémond und war der Bursche des Herrn Offiziers. Er holte ihn nämlich von den Nachrichten weg in eine andere Wohnung, wo es wohl irgendwas zu klären gab. Meine Mutter, schlau wie sie war, witschte ins Wohnzimmer und zog den Netzstecker!!

Bis der Offizier zurückkam hatte sie längstens in der Küche wieder mit dem Abwasch geklappert. So stand er nun, der gute Herr, in der Küchentür und reklamierte das nicht funktionierende Radio - was haben wir Angst ausgestanden, dass er die „Sabotage“ entdeckt.

Doch so helle war er wohl doch nicht! Mama sagte dann. „Ja, wenn es nicht mehr geht, dann muss es zur Reparatur gebracht werden und Sie bezahlen, denn schließlich haben Sie es kaputt gemacht! So kam es dann, dass meine Mutter und meine Tante in einem Wäschekorb verpackt - das gute Stück auf dem Dachboden meiner Tante zur „Reparatur“ gaben.

Auf die häufige Nachfrage „Wann zurück“ kam immer die gleiche Antwort: „Ersatzteil fehlt, nicht lieferbar.“ Schön, dass so unser geliebtes Radio überlebte. Mit der Zeit erfuhr man dann, dass in der amerikanischen Zone alles viel besser war. Es gab ausreichend zu Essen, und was ganz wichtig war, Kaugummi in Hülle und Fülle. Ganz zu schweigen von den tollen Südfrüchten. Schon damals war bekannt, wenn auch nicht erreichbar, dass Orangen gut für die Gesundheit seien. Doch bei uns, woher nehmen?

Für meine Mutter war ich ja ein echtes Sorgenkind - so oft krank - Bronchitis, Husten, schwere Lungenentzündung! - Penicillin war noch nicht

auf dem Markt - na ja, auf dem Schwarzmarkt vielleicht schon, doch da brauchte man andere Beziehungen!!

Eines Tages bekam eine unserer Nachbarinnen Besuch aus dem „Amerikanischen“ und das Mitbringsel war sage und schreibe eine Orange. Es war ja schon schwer genug einen Passierschein zu bekommen, aber dann auch noch Orangen aus dem Sektor zu bringen, das war unvorstellbar. Um mich ein Bisschen aufzupäppeln schenkte sie dann ihre Orange an uns weiter, denn ich war in der Nachbarschaft als sehr liebes Kind mit Freude gesehen. Doch was war damals lieb? Wir waren angepasst und verängstigt, durch Fliegerangriffe und Bombentraumatisiert, So war ich überglücklich über diesen wunderschönen Ball. So eine tolle Farbe und erst der Geruch!!!

Doch Freude hatte ich nicht lange daran, denn meine Mutter nahm mir den Ball ab und fing an mit einem Messer das gute Stück zu bearbeiten. Eine bodenlose Gemeinheit. Da hatte ich nun endlich mal was ganz besonderes zum spielen und diese Rabenmutter rückt mit dem Messer an!! Last not least, sollte ich auch noch das von der schönen Haut entblöbte Teil essen. Totale Verweigerung meinerseits - Ohrfeigen als Antwort. Dabei platzte das Stück auf und der Saft lief mir buchstäblich in den Mund - so stellt man sich „Schlaraffenland“ vor. Pah, was war ich doof gewesen, das schmeckt ja besser als jedes Zuckerbrot oder Schokolade! Mehr, mehr, noch mehr - leider hat auch die größte Orange nur begrenzten Inhalt! Um Erfahrungen reicher hoffte ich, dass meine Nachbarin bald wieder Besuch aus dem amerikanischen Sektor bekommt.

ursula Hörtig-votteler

Feldpostbriefe

Diesen letzten Brief schrieb der Obergefreite Wilhelm Schierholz an seine Eltern. Er war Angehöriger der 14./ Grenadier-Regiment 407 (Panzerjäger). Wilhelm Schierholz ist am 1. November 1944 in „Utini“, ca. 2 km nordöstlich von Preekuln - jetzt Priekule / Lettland - gefallen.

Im Felde den 22.10.44

Meine lieben Eltern!!

Zunächst einen schönen Gruß sendet Euch Euer Sohn Willy. Soeben erlaubt es mir die Zeit mal wieder ein Briefchen zu schreiben. Ich warte nun auch schon Tage auf Post von Euch. Aber die Post kommt ja auch schlecht.

Liebe Eltern, ich hoffe aber doch das es Euch noch gut geht, dasselbe kann ich auch wohl von mir noch sagen. Bin ja sehr erkältet, und das Rheuma macht sich so bemerkbar, das man die Knochen kaum noch bewegen kann. Heute sind wir mal im Bunker wo wir uns einen Ofen aufgebaut haben, und können uns auch mal ein bischen Kaffe warm machen. Und sonst nimt der Krieg immer noch an härte zu, die Tage waren mal wieder schlimm. Ich glaubte immer noch wir wären wohl nach Deutschland gekommen, aber das wird wohl nichts von werden.

Liebe Eltern es soll jetzt auch wieder Urlaub geben, hoffen wir das die Gesundheit weiterhin bleibt, und das ich die Heimat noch mal wiedersehe. Willy Wedeking wird sie nun nicht wiedersehen, er ist am 18.10. gefallen, ich wurde es erst am 19. gewahr, denn ich war mit ihm nicht zusammen. Es ist wohl mein bester Freund die ganzen Jahre gewesen. Und werde auch nie so einen Freund wieder finden. Es ist sehr traurig, aber man kann nichts dran ändern, dieser Krieg wird noch mehr Opfer kosten.

Liebe Mutter, wie geht es Papa, feiert er krank, oder ist er auch schon Soldat geworden. Und was machen die beiden Frauen hast Du sie noch beide?

Für heute weiß ich nicht mehr zu berichten. Denke aber das ich heute Post bekomme.

Darum möchte ich schließen wünsche Euch alles Gute, auf ein Wiedersehen grüßt euch euer

Sohn Willy.

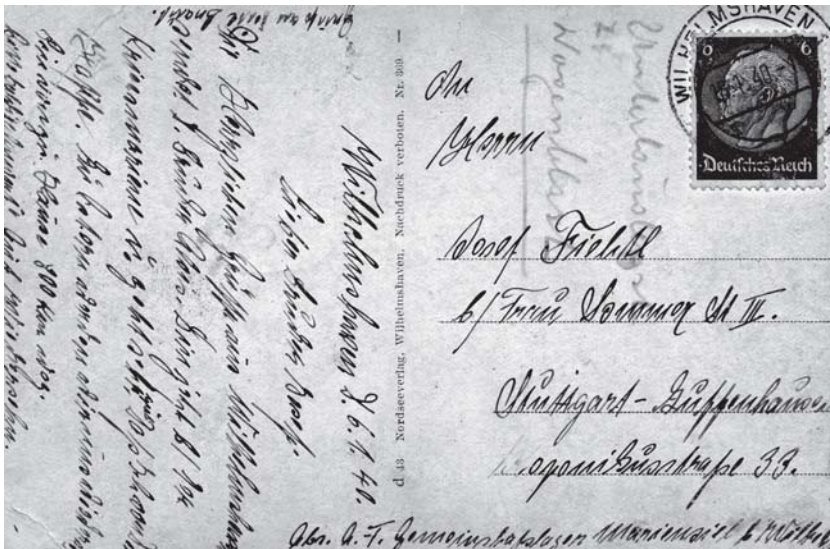
Schönen Gruß an Lina Günter und Grete und den beiden Frauen.



Feldpostbriefe



Schlachtschiff „Schaenhorst“





Gisela Schäfer
41542 Dormagen

wurde 1935 in Hagen geboren und lebt seit dem Kriegsende im Rheinland. Ihrem Hobby, dem Schreiben, konnte sie sich erst widmen, seit sie im Ruhestand ist, da ihr Familie (drei Kinder) und Beruf (Lehrerin) vorher keine Zeit dazu ließen.

Sie hat eine Reihe Bücher geschrieben, drei Verlagsproduktionen und über 20 im Eigenverlag. Ihre Genres sind Kurzgeschichten, Glossen, Satiren, spirituelle sowie Sachtexte, Märchen, Kindergeschichten, Haiku, Lyrik. - Veröffentlichungen: „Am Ende wird alles gut“ (Geschichten um den Tod), „Peinlich, peinlich“ (Glossen) und „Tautropfen & Morgenkuss“ (Gedichte). Beiträge in Anthologien, Wochenschriften und regelmäßig erscheinenden kleinen Lyrikproduktionen. Auch hält sie immer wieder Lesungen.

hagischaefer@web.de

Die Hölle durchlebt

Ich wusste, dass die heute 87jährige Frau Hollmann gegen Kriegsende viel mitgemacht hatte. Als ich sie telefonisch fragte, ob sie als Zeitzeugin mir darüber etwas für eine Anthologie erzählen würde, zögerte sie zuerst und sagte dann sehr leise: „Die Erinnerung macht mir jedes Mal Leibschmerzen. Ich versuche immer, nicht daran zu denken.“ Im ersten Moment wollte ich mit einer Entschuldigung das Gespräch beenden. Dann sagte ich aus dem Bauch heraus: „Vielleicht ist es gerade hilfreich für Sie, mal alles auszusprechen und es danach endgültig loszulassen. Wissen Sie, so ein Buch ist gewissermaßen ein Anti-Kriegs-Werk. Es will aufzeigen, wie furchtbar der Krieg ist, und damit aufrütteln, dass sich so etwas nie wiederholen darf. Menschen Ihres Alters sind die letzten Zeitzeugen, die uns noch davon berichten können. In zehn Jahren ist es damit vorbei.“ Da sagte sie: „Gut. Sie können gerne vorbeikommen.“

Wir vereinbarten einen Termin, und als ich ihr gegenüber saß, brauchte ich nur immer wenig zu fragen. Sie redete fast drei Stunden ohne viele Unterbrechungen. Es war, als wollte all das Unausgesprochene, das sie über 60 Jahre mit sich herumgeschleppt hatte, endlich aus ihr heraus. „Meine Kinder wissen das alles nicht“, sagte sie, „und sie sollen es auch nicht erfahren. Ich glaube, sie würden es nie fassen können, dass ihre Mutter vergewaltigt wurde und dass vor ihren Augen Menschen grausam hingerichtet wurden.“

„Wo war das?“

„In der Tschechoslowakei. Wir waren in unserer Kölner Wohnung ausgebombt. Da hat mein Mann mich und unsere vierjährige Tochter zu sich nach Prag geholt, wo er damals – 1944 – stationiert war. Ein knappes Jahr lang ging es uns dort recht gut. Wir hatten eine ganz nette Wohnung gefunden, und dort wurde auch Anfang 45 unser Sohn Karl geboren. Ende April drang mein Mann darauf, ich sollte zu seiner Mutter ziehen, die in der Nähe von Bad Schandau kurz hinter der tschechischen Grenze wohnte. Er wusste ganz offensichtlich damals schon, dass der

Krieg bald zu Ende gehen würde und wir die Verlierer waren; aber wie ich später hörte, durften die Soldaten unter Androhung der Todesstrafe nicht darüber reden. Ich folgte aber seinem Vorschlag und zog zu seiner Mutter. Doch diese überredete ihre Tochter und mich, noch einmal zurückzufahren und noch Sachen aus unserer Prager Wohnung zu holen. Ich ließ die Kinder bei ihr zurück und machte mich mit meiner Schwägerin auf die Fahrt. Mein Mann schaute uns fassungslos an, als wir plötzlich vor ihm standen, und sagte immer wieder: **„Kehrt um Himmelswillen sofort nach Deutschland zurück!“** Aber wir waren erschöpft und wollten die Reise ja auch nicht umsonst gemacht haben. **„Morgen fahren wir“**, sagte ich. Wir packten die halbe Nacht, fielen todmüde in die Betten und brachen am nächsten Morgen, am 5. 5. 45, auf. Doch da fuhr kein Zug mehr, die Grenzen waren geschlossen. Wir waren gefangen! Der Fieseler Storch...

„Fieseler Storch? Was ist das denn? Den Namen habe ich noch nie gehört.“

„Das war ein leichtes Militär-Flugzeug, das nur wenig Platz zum Starten und Landen brauchte. Es warf damals Flugblätter ab mit der Mitteilung: **„Alle Grenzen sind zu. Rette sich, wer kann!“** Die Truppe löste sich auf, und wir - Heinrich, seine Schwester Else und ich und eine schwangere Rote-Kreuz-Schwester - schlugen uns ein paar Tage lang alleine durch. Wir versuchten natürlich, nach Deutschland zu kommen, irrten aber nur in den Wäldern umher, da wir keinen Kompass besaßen und keine Ahnung hatten, welche Richtung wir nehmen mussten.

Dann wurden wir von einem tschechischen Spähtrupp aufgespürt. Sie sagten uns, wenn wir uns ausweisen könnten, würden wir zur Grenze gebracht. Da begann das Dilemma. Mein Mann war nämlich bei der SS und hatte sofort beim Zusammenbruch seine Uniform und seine Ausweispapiere weggeworfen, weil er wusste, dass er sonst unmittelbar gefährdet war. Dabei war er nicht aus eigenem Antrieb bei der SS gelandet. Er hatte zur Polizei gewollt, war aber wegen seiner Nachtblindheit nicht genommen worden. Stattdessen wurde er der SS zugeteilt. Er hat aber niemals das Kennzeichen unter dem Arm gehabt.

Von daher hätte man ihm vielleicht gar nichts getan, aber er wäre wohl nicht zur Grenze gebracht worden, weil er ja keinen Ausweis hatte. Aus Angst, von ihm getrennt zu werden, sagte ich deshalb: „Das ist mein Mann.“ In unserem Stammbuch, das ich bei mir hatte und abgeben musste, stand aber die Angabe: „Oberscharführer Hollmann.“ Das war vermutlich sein Todesurteil. Die Tschechen übergaben ihn am 12. 5. 45 den Russen. Er konnte mir noch gerade sagen: „Wir sehen uns oben wieder.“ Dann stießen sie ihn fort von mir. Er drehte sich noch einmal um und winkte mir zu. Das war der Abschied.“

Die Erzählerin schluckte, und auch ich hatte nasse Augen. Dann fragte ich, um sie von dem schlimmen Bild abzulenken: „Wie alt waren Sie damals?“ „26 – und mein Mann 25, er war ein paar Monate jünger. Als sie ihn fortgezerrt hatten, wurden wir anderen wieder zurückgebracht nach Prag. Als wir über die Brücke gingen, sahen wir, dass das Wasser der Moldau teils rot war von Blut. Ersparen Sie mir Einzelheiten. Wir haben Grauenhaftes gesehen. Im Stadion wurden wir zu Hunderten zusammengetrieben. Das tschechische Militär nahm sich alle Männer vor und untersuchte, ob sie das SS-Zeichen trugen. Alle, die größer waren als 1,65 m, waren von vornherein verdächtig. Einige wurden vor den Augen ihrer Frauen und Kinder an den Füßen an einem Balken aufgehängt, mit Benzin übergossen und angezündet. Ich kann es nie vergessen. Und es gibt Nächte, da liege ich wach, weil ich das bestialische Bild vor mir habe und die Menschen – die Gefolterten wie ihre Angehörigen – entsetzlich schreien höre.“

Die alte Frau hatte die letzten Worte nur stockend hervorgebracht, und sie brauchte ein paar Minuten, bis sie weiterreden konnte.

„Als Nächstes kamen wir in ein Lager, wo wir streng bewacht wurden und fast nur trockenes Brot und Wassersuppe zu essen bekamen. Das Schlimmste aber waren die Nächte. Wir waren zu 24 Frauen in einem großen Raum untergebracht, wo wir auf Strohsäcken schliefen. Jede Nacht ließen unsere tschechischen Wachposten, die dafür wahrscheinlich mit Wodka entlohnt wurden, Horden von Russen zu uns rein, die dann über uns herfielen. Wir wehrten uns verzweifelt, waren aber ihrer

Überzahl und ihren Kräften nicht gewachsen. Es war grauenhaft, die brutale Gewalt, der Alkoholgeruch, die mangelnde Hygiene...“

Die alte Frau atmete ein paar Mal tief durch.

„Wie lange dauerte dieses Martyrium?“

„Für manche der Frauen viele Wochen. Ich brauchte es aber nur acht Tage lang mitzumachen. Befreit daraus hat mich Jams, ein Finne. Er kam eines Tages mit einem LKW an, schaute mich mit einem ganz eigenartigen Blick an und sagte: **„Dich möchte ich haben“** – er sprach gut Deutsch. Ich wehrte entsetzt ab. Aber er sagte beruhigend: **„Ich tu dir nichts. Wir brauchen sieben Frauen für unsere Küche, in erster Linie zum Kartoffelschälen. Suche noch sechs andere Frauen aus.“** Ich lief natürlich sofort los. Als Erstes sagte ich es meiner Schwägerin, aber sie wollte nicht, weil sie Angst hatte. Ich nahm dann eine Sechzehnjährige mit, die ich immer zu beschützen versucht habe, und fünf andere. Wir landeten in der Russenküche am Flughafen von Prag. Von da an hatten wir Ruhe vor den Vergewaltigern, Jams hielt die Hand über uns. Er wollte gern, dass ich bei ihm blieb. Ich sähe seiner von den Deutschen erschossenen Frau so ähnlich, sagte er. Er war wirklich ein verständnisvoller und anständiger Mensch. Einmal fragte ich ihn, warum er denn zu mir so freundlich wäre, wo doch meine Landsleute seine Frau und seine zwei Kinder erschossen hatten. Da sagte er: **„Damit hast du doch nichts zu tun!“** Bestimmt hätte ich es gut bei ihm gehabt. Aber ich wollte nur eins: wieder zurück nach Deutschland und zu meinen Kindern, und ich hoffte ja auch, meinen Heinrich einmal wiederzusehen.

Die nächste Station war eine Ziegelei, in der wir ein Jahr lang arbeiten mussten. Diese Arbeit war sehr hart, denn die nassen Ziegel waren schwer. Aber wir erfuhren eine gewisse Anerkennung und erhielten sogar eine Essenszulage. Was mir sehr zusetzte, war das Verhalten einiger ukrainischer Mitarbeiterinnen, die uns drangsalierten. Besonders eine machte mir das Leben zur Hölle. Gleich zu Anfang nahm sie mir das Kleid ab, das Jams mir gekauft hatte, so dass ich in der Unterwäsche da stand. Nicht ahnend, dass sie Deutsch verstand, sagte ich: **„Du kannst mir alles nehmen, aber nicht mein deutsches Herz.“** Da schlug sie mir mit

aller Kraft mitten ins Gesicht. Von da an hatte sie mich erst recht auf dem Kieker. So schob sie mir ständig die Holzbretter, die an beiden Seiten die Lehmziegel hielten, absichtlich so ruckartig in die Hände, dass diese voller Splitter waren und sich entzündeten. Erst als der Meister der Ziegelei das entdeckte und eine andere Frau ihm erklärte, wo das her-rührte, sorgte er für Abhilfe. Nachdem die tschechischen und ukrai-nischen Arbeiterinnen einmal verbotenerweise eine längere Pause ge-macht hatten und wir Deutschen sie nicht verpiffen haben, obgleich wir dadurch doppelt so schnell arbeiten mussten, besserte sich unser Verhältnis, es wurde zumindest erträglicher. Als ich meiner früheren Feindin erzählte, dass ich einen kleinen Sohn von wenigen Monaten hätte, sagte sie, der würde laufen können, wenn ich ihn wiedersähe. Ich habe das ja nicht geglaubt, aber es stimmte tatsächlich.

Gegen Ende meiner Zeit in der Ziegelei wurde ich sehr krank; ich hatte einen Sonnenstich und Kreislaufstörungen und verlor das Gehör auf dem linken Ohr. Sechs Wochen brachte ich damals im Krankenhaus zu. Dann meldete ich mich freiwillig wieder zur Arbeit. Ich musste nun nicht mehr draußen schaffen, sondern konnte im Haus bleiben und fertigte eine be-sondere Art von Ziegeln an, zu der man mich anlernte. Eines Tages wurde erzählt, dass alle, die im Krankenhaus lagen, in die Heimat entlassen wurden. Da habe ich bitterlich geweint. Aber einer von den Posten sagte: „In drei Monaten bist du auch weg.“ Das entsprach der Wahrheit.

In einem Viehwagen wurden wir zu einem Quarantäne-Lager nach Ost-Deutschland gebracht, wo wir wieder wochenlang bleiben mussten. Als ich entlassen wurde, wusste ich nicht, wo meine Eltern und meine Schwiegereltern hingekommen waren. Nur eins hatte ich erfahren, dass mein Töchterchen bei einer Tante in Köln lebte. Also musste ich versuchen, dorthin zu kommen. Eine Frau, mit der ich mich angefreundet hatte, nahm mich vorübergehend mit zu sich nach Hause. Dann musste ich alleine weiter. Ein Stück konnte ich mit dem Zug fahren; ich hatte ja bei der Entlassung in der Tschechoslowakei 100 Mark bekommen. Aber es gab nichts zu essen. Ich habe mir vom Feld eine Rübe geholt, diese in Stücke geschnitten und davon immer etwas abgebissen.“

„Sie waren da noch in der Sowjet-Zone?“, warf ich fragend ein..
Sie nickte. „Ja. Einmal kontrollierte mich auf einem Bahnhof ein Russe, der aber den Entlassungsschein aus dem tschechischen Lager offenbar nicht lesen konnte und ihn deshalb zerriss. Als ich hilflos da stand, wurde ich von einer Frau angesprochen, die das beobachtet hatte. Sie flüsterte mir zu: **„Komm gleich zu mir ins Abteil.“** Ich tat das. Es stellte sich heraus, dass sie die Nichte des Generals von Mackensen war. Sie war ein rettender Engel für mich. Als Erstes versorgte sie mich mit einem Butterbrot, gab mir aber immer nur kleine Stücke und sagte wiederholt: **„Ganz langsam kauen!“** Als wir am Abend den Zug verließen, schärfte sie mir ein, keinen Ton zu sagen und dicht hinter ihr zu bleiben. Geführt von einem Einheimischen, der hinterher dafür von jedem 50 Mark bekam, wurden wir über einen kleinen Bachlauf schwarz über die Grenze in den englischen Sektor gebracht. Wiederholt mussten wir uns auf den Boden werfen und völlig unbeweglich liegen bleiben, damit die kreisenden Scheinwerfer der Suchfahrzeuge uns nicht entdeckten. Aber endlich waren wir in Sicherheit.“

„Und wie ging es dann weiter?“

„Wir schliefen in einer Wohnung auf dem Boden und machten am nächsten Tag einen LKW ausfindig, der Autoreifen beförderte und uns auf der Ladefläche mitnahm bis nach Hamburg. Dort brachte Frau von Mackensen mich zum Bahnhof, besorgte mir eine Fahrkarte nach Köln und spendierte mir noch eine Tasse Kaffee. Und so landete ich endlich, endlich wieder in meiner Heimatstadt und konnte voller Freude meine inzwischen sechsjährige Tochter, die von meiner Lieb-lingstante aufgenommen worden war, wieder in die Arme schließen. Meinen kleinen Sohn holte ich etwas später in Bielefeld ab, wohin es meine Schwiegereltern verschlagen hatte. Er kannte mich natürlich nicht mehr, und es dauerte ein wenig, bis er sich an mich gewöhnt hatte.“

„Haben Sie noch einmal etwas von Ihrem Mann gehört?“, fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, obgleich ich wiederholt Nachfor- schungen angestellt habe. Ich habe zwar noch einen Feldpostbrief von ihm bekommen, der bei seiner Mutter gelandet war und vom

Frühjahr 45 datierte. Aber danach hatten wir uns ja noch gesehen. Vor etwa 15 Jahren erhielt ich dann ein Schreiben vom Roten Kreuz, dass die Ermittlungen abgeschlossen wären. Man gab als Todesdatum den 31. 12. 45 an, aber das war ein angenommenes Datum, weil man nichts Genaues hatte in Erfahrung bringen können.“

„Es muss alles ganz entsetzlich für Sie gewesen sein“, sagte ich, als sie geendet hatte, „die Sehnsucht nach Mann und Kindern, die Angst um die Zukunft, all die schrecklichen Erlebnisse...“

„Ja“, erwiderte sie, „man litt und weinte, aber man lebte und musste hindurch. Die tägliche Arbeit und der Hunger ließen einen nicht so richtig zum Nachdenken kommen. Das war dann vielleicht ganz hilfreich.“

Was meinen Heinrich angeht, hatte ich ja immer die Befürchtung, dass er getötet worden war. Ich habe immer nur gebetet, dass sie es wenigstens schnell gemacht haben und er nicht leiden musste. Natürlich habe ich trotzdem gehofft, dass er es vielleicht doch überlebt hätte und ich ihn wiedersehen würde.“

„Waren Sie nicht krank, als Sie zurückkamen?“, fragte ich.

„O doch. Ich hatte Wasser im ganzen Körper und sah ganz entstellt aus. Zu Hause bin ich wochenlang von Arzt zu Arzt gelaufen, und so allmählich normalisierte sich alles wieder. Meine Schwägerin, die eher daheim war als ich, hatte sich von den Vergewaltigungen eine Geschlechtskrankheit mitgebracht, mit der sie lange Zeit herumlaborierte. Davon bin ich gottlob verschont geblieben.“

„Wie lange hat der ganze Schrecken gedauert?“

„Die Schließung der Grenzen erfolgte am 5. 5. 45, in Gefangenschaft geraten bin ich am 12. Mai, und Ende Oktober 46 landete ich wieder in der Heimat. Knapp anderthalb Jahre hatte ich meine Kinder nicht mehr gesehen.“

„Quält Sie das ganze Erleben noch?“

„Manchmal steigt es wieder in mir hoch“, erwiderte sie. „Aber eigentlich darf ich nicht klagen. Ich bin sehr gesund und mache noch meine ganze Wohnung selber. Meine Kinder haben sich zu prachtvollen

Menschen entwickelt, die Enkel genauso, und jetzt freue ich mich an den Urenkeln. Die jüngste hat erst dieser Tage zu mir gesagt: **„Omi, ich bete jeden Tag, dass du 100 Jahre alt wirst.“** Sie hängt sehr an mir, und das macht mich glücklich.“ Dabei strahlte sie so, dass ich die ganze Schönheit ihrer Jugend aus dem alten Gesicht herauslesen konnte.

Zum Abschied nahm ich sie in den Arm und sagte: „Frau Hollmann, jetzt lassen Sie alles schlimme Erleben los und freuen Sie sich nur noch an dem Schönen, das noch da ist.“ Sie nickte lächelnd.

Gisela Schäfer

Feindbild Russe

An den 2. Weltkrieg und die Bombenangriffe habe ich keine Erinnerungen mehr. Ich weiß lediglich aus den Erzählungen meiner Eltern, dass sie mich bei Fliegeralarm immer aus dem Schlaf weckten und mit mir zusammen in den Keller liefen, wo ich weiterschliefe bis zur Entwarnung. Damals war ich 6 Jahre alt.

Im Alter von 7 Jahren wurde ich alleine mit einem Kindertransport zum Sudetenland evakuiert, wo ich bei fremden Leuten untergebracht war. Später kam meine Großmutter mit meinem Vetter Gerd nach, und wir wohnten auf einem winzigen Zimmer bei einer allein stehenden älteren Frau in Brattersdorf, einem kleinen Ort in der Nähe von Mährisch-Schönberg.

Im April 1945 nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches marschierten bei uns die Russen ein. Eine große Unruhe bemächtigte sich der Bevölkerung. Flüsternd erzählten sich die Erwachsenen Geschichten, die ich nicht verstand. Das Wort „vergewaltigen“ schnappte ich auf. Ich begriff, dass das wohl etwas sehr Schlimmes war; aber eine Vorstellung davon, worum es ging, hatte ich nicht; damals hatten die Kinder – ich war zu der Zeit neun – noch keinen Aufklärungsunterricht in der Schule. Frau und Herr Schön, bei denen ich eine Zeitlang gelebt hatte, versteckten ihre 14jährige, schon sehr entwickelte Tochter Erika im Hühnerstall. Ich sehe noch von außen die schmale Leiter, auf der die Hühner nach oben kletterten. Die Tenne war natürlich auch vom Hausinneren her zu besteigen. Sie war aber so mit Strohballen verbarriadiert, dass man dahinter keinen Menschen vermuten konnte. Tage- oder sogar wochenlang musste das junge Mädchen in der Enge zwischen Stroh und Federvieh hausen, bekam die Mahlzeiten nach oben gebracht und gab immer leise Klopfzeichen ab, wenn sie mal zur Toilette musste. Sie konnte immer erst hinunterklettern, wenn die Eltern Zeichen gaben, dass keine Gefahr drohte.

Für uns Kinder fürchtete man in Hinsicht Vergewaltigungen noch nichts. Aber wir durften dennoch nicht wie bisher frei herumlaufen und spielten nur noch im Haus. Die Schule blieb geschlossen. Die einzige Erinnerung, die ich noch habe, ist die, dass wir beim Einkaufen unend-lich lange anstehen mussten.

Ende April 1945 erhielten wir Reichsdeutschen den Befehl, innerhalb von 48 Stunden das Land zu verlassen. Unsere Oma zog Erkundigungen ein, wie die Flucht vor sich gehen sollte. Zu Fuß, hieß es. Jemand, ich glaube, der Lehrer, hatte anhand des Atlases eine Route ausgearbeitet, der wir folgen sollten, um möglichst rasch aus dem tschechischen Gebiet nach Deutschland zu kommen, erst in nördlicher Richtung über den Altvater hinweg und dann an der Oder entlang in Richtung Sachsen und Thüringen. „Besorgen Sie sich eine Handkarre,“ lautete die Anweisung, „und packen Sie alles ein, was Sie für Monate brauchen. Vergessen Sie Proviant und Wasser nicht. Sie wissen nicht, wie es unterwegs mit der Versorgung aussieht!“

Unsere Oma war damals 73 Jahre alt. Was mag in ihr vor sich gegangen sein? Sah sie sich der Aufgabe gewachsen, mit zwei Kindern von 8 ½ und 9 ½ Jahren einen Fußmarsch von vielen hundert Kilometern zu bewältigen? Hatte sie keine Angst vor dem, was auf sie zukam? Musste sie nicht fürchten, gar nicht in der Heimat anzukommen, krank zu werden, die Kinder zu verlieren... Aber wahrscheinlich hatte sie gar keine Zeit, sich solchen Befürchtungen hinzugeben. Eine Handkarre musste besorgt, die Sachen mussten gepackt, Proviant musste eingekauft werden.

Der Tag war ausgefüllt mit Vorbereitungen. Wir gingen gemeinsam los, um irgendwo einen kleinen Leiterwagen zu beschaffen. Aber überall, wo wir anfragten, hörten wir dasselbe: „Ihr kommt zu spät. Wir haben unsere Karre schon weggegeben.“ Zum Schluss bekamen wir einen hochrädigen Puppenwagen angeboten, der schon ziemlich alt und verrostet aussah. Aber was half's?! Ein klappriger Puppenwagen war besser als gar nichts.

Dann beeilten wir uns, zum Lebensmittelhändler zu kommen, um das

Notwendigste einzukaufen. Die Warteschlange war diesmal besonders lang; denn 91 Personen mussten am nächsten Tag aufbrechen. Fast drei Stunden dauerte es, bis wir an der Reihe waren, und wir bekamen nur die Hälfte von dem, was wir hatten haben wollen.

Am Nachmittag ging es ans Packen. Unsere Oma besorgte sich beim Bauern nebenan einen Sack und steckte alles hinein, was sie für unverzichtbar hielt, Wolldecken, Bettlaken, Handtücher, Unterwäsche, Oberbekleidung, ein Paar Ersatzschuhe, Pflegeartikel, Besteckteile, einen Teller und eine Tasse für jeden, in Küchenhandtücher eingewickelt.

„Was machen wir denn mit dem Bettzeug und den Tischdecken und dem guten Porzellan?“, fragte ich. „Das hat Mutti doch extra nach hier gebracht, damit es sicher ist vor den Bombenangriffen.“ „Das müssen wir alles zurücklassen“, sagte die Omi. „In den Sack passt nicht so viel hinein.“ „Aber mein Bär muss mit“, rief Gerd, „...und meine Puppe auch“, sagte ich schnell. Unsere Großmutter nickte. Dann nahm sie ihre Sonntagshandtasche, steckte Portmonee, Sparkassenbuch, Rosenkranz und Gebetbuch hinein und schob sie tief unten in den Sack, während ich meine Zeugnisse, meine Glanzbilder und Malzeug in meinem Umhängetäschchen verstaute und Gerd sein Taschenmesser und seine Mundharmonika in die Hosentasche steckte. Zuoberst in den Sack legte Oma den Proviant und mehrere Flaschen, die sie an der Pumpe im Vorraum mit Wasser gefüllt hatte.

Der Wecker rasselte früh am nächsten Morgen. Wir machten uns rasch fertig, brachten aber vor Aufregung kaum das Frühstück hinunter. Bevor wir das Haus verließen, verabschiedeten wir uns bei der Hausherrin. „Nehmen Sie alles, was wir zurücklassen müssen, zum Dank!“, sagte Oma. Dann brachen wir auf. Wir Kinder hüpfen erst ganz fröhlich daher – in Erwartung spannender Ereignisse –, während unsere Oma den sackbeladenen Puppenwagen zum Schulhof schob, der als Treffpunkt auserkoren war. Es ging leicht bergan. Die Last war schwerer, als sie gedacht hatte; denn das morsche Wägelchen ließ sich nur mühsam schieben.

Natürlich ahnte keiner, was uns bevorstand, - ein schon nach wenigen Kilometern zusammenbrechender Puppenwagen, wunde Füße, Verlausung,

Notquartiere auf Stroh, unbehandelte Erkrankungen, über weite Strecken hinweg Verwesungsgeruch von verendeten Kühen auf der Weide, entsetzliche Flüchtlingslager und Hunger, Hunger...

Immer wieder kamen wir unterwegs mit Russen zusammen, mit solchen – und solchen. Schon ganz zu Anfang hatten wir eine Begegnung, an die ich mich seltsamerweise überhaupt nicht mehr erinnern kann. Gerd hat mir später als Erwachsener davon erzählt. In irgendeiner Stadt, die wir unterwegs durchzogen, mussten wir uns alle mit dem Gesicht zu einer Mauer hinstellen und die Arme hochnehmen, und hinter uns stand ein Russe mit der Maschinenpistole. Danach ließ er uns gehen, vielleicht, weil unser Treck nur aus alten Menschen, Frauen und Kindern bestand. Deutlich erinnere ich mich noch an eine Nacht, die wir irgendwo in Sachsen zubrachten. An diesem Abend hatten wir keine Unterkunft in einer Scheune oder einem Notquartier finden können. Man wies uns eine Garage zur Übernachtung an. Wir schlepten vom Feld Stroh als Unterlage herbei. Omi, Gerd und ich hatten das Glück, uns auf eine Wolldecke legen und mit einem dünnen Mantel zudecken zu können. Unseren Leiterwagen mit dem Sack, der unsere ganzen Habseligkeiten enthielt, hatten wir neben uns stehen. Alle ringsum machten sich fertig für die Nacht, ein altes Ehepaar mit dem dreijährigen Enkel, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, drei Frauen mit je einem Kind.

Kurz bevor ich einschlief, kamen zwei russische Soldaten herein. Der eine zeigte zur Decke, die zur Mitte hin eine ganze Reihe Risse aufwies; der andere hielt den Kopf ebenfalls empor, als interessierte er sich auch für diese Risse. Ich merkte aber, dass er seine Augen im ganzen Raum umherschweifen ließ.

Als die Soldaten weg waren, schlief ich rasch ein. Eine Weile später erwachte ich jäh. Meine Füße waren nass, ringsum wurde aufgeregter geredet, alles war in Unruhe, die Karren wurden verschoben. Da erkannte ich im Schein einer einsamen Taschenlampe, dass es durch die Risse in der Decke tropfte. Oma und Gerd erwachten ebenfalls, und wir taten das, was alle anderen auch machten: Wir zogen und schoben

Unterlage und Leiterwagen aus der Mitte der Garage weiter zur Wand hin. Dann schliefen wir wieder ein.

Später in der Nacht erwachte ich erneut. Diesmal waren es zwei Taschenlampen, die schwach erkennen ließen, dass zwei Männer hereingekommen waren. Sie sprachen nicht und gingen zielstrebig auf die Stelle zu, wo neben dem alten Ehepaar mit dem Enkelkind das junge Mädchen schlief. Unmittelbar darauf verließen die Männer die Garage wieder, zwischen ihnen eine zierliche Frauengestalt.

Am Morgen, als alle schon erwacht waren und sich zum Weiterziehen vorbereiteten, kam sie wieder. Aufgeregt redeten alle auf sie ein. Sie weinte und sagte: „Ich habe mich an den kleinen Jungen angeklammert, der neben mir schlief, so als wäre ich seine Mutter. Aber sie haben mir die Pistole auf die Brust gelegt. Da bin ich mitgegangen.“

Ich habe damals nur begriffen, dass etwas Schlimmes passiert sein musste; was das war, verstand ich nicht. Dennoch hat sich mir das, was ich mitbekommen habe, unauslöschlich eingeprägt.

So erlebte ich die Russen als Menschen, die gefährlich waren, denen man aus dem Weg gehen musste. Aber manchmal stießen wir auch auf den einen oder anderen, der diesem Bild gar nicht entsprach. Einmal – ich weiß nicht mehr, wo das war – saßen wir abends an einem Tisch in einem größeren Raum, einer Gaststätte oder einem Bahnhofs-Wartesaal, und unsere Oma tischte uns Kartoffeln auf, die sie, da sie nichts anderes hatte, in einem mit Sand ausgescheuerten Nachtgeschirr gekocht hatte. Wir pellten sie und aßen sie ohne irgendeine Beilage, ohne Gemüse, ohne Butter, ohne Salz. Da kam ein Russe vorbei und sagte radebrechend, das schmeckte doch nichts. „Wir haben nichts dazu“, erwiderten wir. Darauf verschwand er und kam nach Minuten mit grobkörnigem Viehsalz zurück, das er uns freundlich anbot. Wir haben es dankbar angenommen.

Eine andere Szene mit einem Russen spielte in Thüringen, wo unser Fußtreck nach monatelangem Marsch über mehr als 600 Kilometer zum Stillstand gekommen war, weil die russische Besatzungsmacht uns Flüchtlingen

nicht den Übergang zur amerikanisch besetzten Zone erlaubte. Wir hatten einige Wochen lang unter unerträglichen Umständen in einem Lager in Weimar gelebt. Danach kamen wir in einem Gasthof in einem Nachbarort unter, wo wir sogar den Luxus eines Doppelbettes genossen, in dem wir alle drei gemeinsam schliefen.

In der Gaststube hielten sich ständig Russen auf, die offenbar den ganzen Tag bis in die Nacht hinein tranken. Man hörte sie immer wieder singen, lachen und grölen. Gerd und ich gingen ihnen möglichst aus dem Weg, weil wir, wie gesagt, Angst vor ihnen hatten. Einmal saß ich draußen auf einer Bank und war eifrig bemüht, mir aus einem Taschentuch eine Puppe zu basteln, indem ich mit einem Faden Kopf und Gliedmaßen abtrennte und Gras zum Ausstopfen hineinsteckte. Als ich halb fertig war damit, kam einer der Russen vorbei. Er schaute mir eine Weile bei meinen Bemühungen zu und fragte dann: „Was du machen?“ Ich blickte auf und erwiderte: „Eine Puppe.“ Da streichelte der Russe mir liebevoll über die Haare und sagte zur Omi: „Ich zu Hause auch Kind so groß.“ Dann zückte er sein Portmonee und gab ihr 25 Mark. „Du kaufen Puppe“, sagte er.

Das war zwar damals gar nicht möglich. Aber die freundliche Geste und die Hoffnung, die sich daran knüpfte, machten mich ganz glücklich. Omi und der Russe führten dann noch in gebrochenem Deutsch eine kurze Unterhaltung miteinander, die darin bestand, dass einer von beiden (wer, ist mir entfallen) sagte: „Ruski gut, Ruski schlecht, Deutsch gut, Deutsch schlecht“ und der andere dem lebhaft zustimmte. Obgleich ich mit meinen noch nicht ganz zehn Jahren den Ausdruck „Vorurteil“ nicht kannte, verstand ich sehr wohl, dass man nicht alle Menschen über einen Kamm scheren darf.

Anfang Dezember erlaubte man uns endlich, in den Westen weiterzureisen – in einem Viehwaggon. Am 7. 12. langten wir bei meinen Eltern an, die ich über zwei Jahre nicht mehr gesehen hatte.

Meine Omi hatte auf der Flucht immer wieder zu anderen Leuten gesagt: „Ich will nur noch die Kinder nach Hause zurückbringen; dann kann ich in Frieden sterben.“ Sie lebte aber danach noch 22 Jahre.

Frieden

Sie war noch klein, als nachts die Bomben fielen,
Sirenen gellten ihr das Schlaflied vor.
Der Keller war ein schlechter Platz zum Spielen,
doch die Entwarnung klang so schön im Ohr.

Sie lernte früh: Der Krieg bringt uns nur Schmerzen.
Doch war er viele Jahre ihr beschieden.
Und immer hatte sie ganz tief im Herzen
den Wunsch nach froher Kinderzeit und Frieden.

Nun ist des Lebens größter Teil vergangen;
das letzte Stück des Wegs hat angefangen,
doch was ganz stark in ihr, vergisst sie nie:

Die Sehnsucht nach Verständnis und nach Frieden,
die ihrer Welt noch immer nicht beschieden.
Sie wünscht sich Menschlichkeit und Harmonie.

Vorüber

Vorbei der Krieg, wovon sie oft geträumt.
Kein Bombenhagel mehr und kein Alarm,
jedoch Zerstörung rings, von Schutt gesäumt.
Ihr fehlte des Geliebten Arm.

Sie hat ihr Herz dann in die Hand genommen,
sie baute auf und zog die Kinder groß.
Der Liebste ist nicht mehr zurückgekommen,
und einsam war seitdem ihr Schoß.

Gisela Schäfer



Dirk Bunje 46485 Wesel

Dirk Bunje befasste sich zunächst mit dem Schreiben von Haiku, eine japanische Gedichtsform 5-7-5 Silben. Bald erweiterte er seine schriftstellerische Arbeit.

Jetzt schreibt er Gedichte, Geschichten und Märchen. Die Vielfalt seiner Geschichten entspringt seinen Beobachtungen und seiner Phantasie. Der Autor hat Veröffentlichungen in Anthologien, mit dem Gedichtband „Lichtblicke“ und den Büchern „Der Schachspieler“ und „Herzschläge“.

Er ist Mitarbeiter bei den Jahrbüchern Kreis Wesel und Kreis Kleve, ist Mitglied von zwei Literaturkreisen, beteiligt sich an öffentlichen Lesungen, die auch eine Kontaktaufnahme zu Süchtigen beinhaltet.

- Mit Behinderten wurde das Theaterstück „Stühle der Gefühle“ erarbeitet und mehrmals aufgeführt.
- Lyrik als Beitrag zur Kunstaussstellung „Streit, unbestritten strittig.“
- Im Regionalfernsehen zu dem Thema „Natur und Technik“ einen Auszug aus „Septimus“ gelesen.
- Seine monatliche Zusammenarbeit mit Strafgefangenen schlägt sich in dem Buch „Schachspieler“ nieder.

Im Internet-Biographie-Projekt: „www.das-ist-mein-leben.de“ ist ein Auszug aus dem Buch „Herzschläge“. „Poesie“ entstand 1993-2006.

Soldatengrab

Im Hünxerwald am Wegesrand zwischen hochaufgeschossenen Bäumen liegt ein Soldatengrab. Ein grauer Stahlhelm auf einem Stahlrohr überragt das von Efeu überwucherte Grab. In einem Blechgefäß steht jedes Mal, wenn ich mit dem Fahrrad an der Ruhestatt vorbeikomme, ein bunter Blumenstrauß. Der Schatten der Blütenköpfe fällt auf ein Blechschild. >Bruno Bruster, geboren in Köln, gefallen im März 1945<. Als ich diesmal auf der Holzbank eine Pause mache, sitzt dort eine grauhaarige Frau. Ich setze mich zu ihr. Wir beide schweigen. Dann frage ich unvermittelt: „Stellen Sie die Blumen immer auf das Grab?“ Sie sagt: „Ja.“ „Haben sie Bruno Bruster gekannt?“ Sie antwortet: „Mein Verhältnis zu diesem Toten ist mehr platonisch.“ „Ich kann Sie verstehen, auch mich bringt das Grab in die Vergangenheit zurück. Unter dem Stahlhelm sehe ich die jungen Gesichter meiner sechzehnjährigen Freunde und Schulkameraden.“ Sie schaut mich an und holt ein verblichenes Foto aus ihrer Tasche. Ein Kindergesicht unter einem übergroßen Stahlhelm. Sie sagt: „Der letzte Gruß meiner ersten Liebe, inzwischen bin ich schon Großmutter. Mein Mann, der vor einem Jahr gestorben ist, würde unter dem Stahlhelm nur Heldentum sehen.“ Jetzt fang ich an zu erzählen: „Noch im Januar 1945, ich besinne mich genau, wir saßen mit sechs Jungen in meinem Zimmer und unterhielten uns. Das Thema war der Krieg und unsere Sorge, er könnte zu Ende sein, bevor wir uns in das Abenteuer stürzen konnten. Im Knopfloch meines braunen Hemdes trug ich ein rotes Band, da ich mich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet hatte. Zwei meiner Freunde hatten sich in einen Film geschmuggelt, in den nur Achtzehnjährige durften. >Mensch<, sagten sie, >da gabs ja nur zweimal einen Kuss zu sehen.< Einer rief: >Aber auf Menschen dürfen wir schießen.<“ Sie unterbricht mich: „Noch heute im Jahr Zweitausend läuft es mir kalt den Rücken hinunter, wenn ich im Fernsehen junge Menschen,

sogar Kinder sehe, die mit Gewehren auf Menschen zielen.“ Wir schweigen. Doch dann kann ich meine Erbitterung nicht verbergen: „Alle fünf Freunde sind noch im März 1945 gefallen, zwei von ihnen fast vor der Haustür. Nur ich, der sich freiwillig gemeldet hatte, habe überlebt. Ich musste bei der deutschen Gründlichkeit noch Prüfungen auf Fliegertauglichkeit machen. Meine Einberufung zur Garnison >Hermann Göring< in Berlin erhielt ich, als die Engländer schon unseren Ort beschossen.“

Sie schaut auf: „So makaber es klingt, aber eins haben unsere jungen Gefallenen nicht erfahren, die Tatsache, dass sie betrogen worden sind.“



Baskenmütze

Ein Museum, das von sich reden macht, weckt meine Neugier. In den großzügigen Räumen hängen flächige Bilder in beachtlichen Ausmaßen. Nach einem Rundgang setz ich mich auf einen Hocker. Da kommen wieder die beiden Alten, Mann und Frau. Sie haben jeder eine Baskenmütze auf. Damit bekunden sie ihr Kunstverständnis. Keiner beschäftigt sich so mit den Bildern wie sie. Sie sind mir aufgefallen vor einem Bild, für das ich mich auch schon interessiert hatte: Ein Maler vor seiner Staffelei, auf dem Rücken ein grinsender Affe. Der Alte spricht von Ironie, doch sie kann keinen Zugang zu dem Bild finden. Ich betrachte ein langgezogenes farbiges Gemälde. Ich weiß sofort, was es darstellen soll: Es sind die Betonhöcker des Westwalls aus der Nazizeit, zur Abwehr feindlicher Panzer. Die Beiden mit der Baskenmütze haben sich gesetzt. Der Alte empört: „Das Grauen des Krieges wird geschönt.“ Bald gehen sie weiter. Meine Gedanken wandern zurück.

Ich war noch ein Junge, wurde in eine braune Uniform gesteckt. Überall wachten Schirmmützen mit starrem Blick. Der unmenschlichste war SA-Führer Michel. Er schnarrte oft: „Ich heiße Michel, bin ein guter Deutscher.“ Wie hat er uns gequält, hatte Freude daran: „Hinlegen, auf, hinlegen.....“ Wir lagen im Dreck, der Bannführer kam vorbei: „Unser Kamerad Michel hat euch gut in Griff. Schadenfroh ging der Bannführer weiter.“

War der Krieg bald zu Ende? Wir hörten Kanonendonner. Der Feind näherte sich. Wir flüchteten in den Wald. Hinter uns hörten wir es schnaufen. Es war Michel, er überholte uns in Zivil, auf dem Kopf einen alten Hut. Ich rief: „Jetzt können Sie laufen!“

Lange nach Kriegsende sah ich ihn auf unserem Marktplatz wieder, gebeugt und eine Baskenmütze auf dem Kopf. Ich ging auf ihn zu, grüßte versöhnlich: „Guten Tag, Herr Michel.“ Er antwortete, sprach seinen Namen französisch: „Herr Michèl bitte.“

Grenzfall

Langsam erhebt sich die dreistrahlige Aeroflottmaschine in die Luft. Die kleine Reisegesellschaft hat es sich, so gut es geht, in der durchgesehenen Polsterung gemütlich gemacht. Belustigt sehen sie, dass Decke und Wände im Gold ihrer Tapeten glänzen, einer Kathedrale ähnlich. Der Major ist froh, endlich diesen Schritt getan zu haben. Das eintönige Geräusch der Düsen schläfert ihn ein.

In breiter Front laufen sie auf ihn los, wohl drei Regimenter, Soldaten in grünen Uniformen, torkelnd und laut schreiend, ein besoffener Haufen. Sie kommen näher und näher. Er, Major einer Kompanie, steht im Graben mit erhobener Rechten und späht unentwegt unter dem Schirm seines Stahlhelms hervor, er beisst die Zähne zusammen.

Ungestört kommen sie angerückt, ihr Triumphgeschrei dröhnt in seinen Ohren. Als sie fast den Graben erreichen, lässt er den Arm sinken und schreit, - Feuer -. Sechs Maschinengewehre bellen auf, durch Feuerblitze werden die Unglücklichen hingemäht wie reife Kornhalme.

Er schreckt hoch, er kann und kann sich von dem Trauma nicht befreien. Schemenhaft sieht er das junge Gesicht seines vorlauten Gefreiten Basner, hört seine hellseherischen Sprüche.

Sein vierzig Jahre jüngerer Gefährte, der neben ihm sitzt, wird auch von der Vergangenheit zu dieser Reise getrieben. Vor einem halben Jahr ist seine Mutter gestorben. So lange er denken kann, lebt sein zwanzig Jahre älterer Bruder in den Gedanken seiner Mutter, für ihn blieb nicht viel Platz. Kurz vor ihrem Tod hat er ihr versprechen müssen, nach Russland zu fahren, das Grab seines gefallenen Bruders zu suchen und Heimaterde darüber auszustreuen.

Die freundliche Stewardess kontrolliert die Anschnallgurte, sicher landet das Flugzeug. Vor ihnen liegt Sankt Petersburg mit den weißen Nächten. Nach 52 Jahren betritt der Major wieder russischen Boden und kommt in die Stadt, von der er als Soldat die Türme und Kuppeln nur aus der Ferne gesehen hatte. Liebenswürdig wird die Reisegesellschaft von der

mütterlichen Reiseleiterin >Galina< begrüßt. Sie treten aus der Halle. Von den weißen Nächten ist nichts zu sehen. Es gießt in Strömen. Als die Gesellschaft im Bus sitzt, sagt Galina, dass Petersburg ohne Regen wie ein Wohnzimmer ohne Möbel ist. Links und rechts der Straße stehen vielgeschossige Wohnblocks in der Einheitsuniform – grau -.Bei den Stadtrundfahrten lernt die Gruppe die goldenen Seiten von Petersburg kennen. Entlang des Flusses Newa, der Flusskanäle Fontanka und Mojka reihen sich in ihrer Pracht die Paläste. Die unzähligen goldenen silbernen und blauen Kuppeln der Kathedralen und Kirchen tragen die Stadt in die Höhe. An Prunk kaum zu überbieten, erstrahlt der Winterpalast mit der angeschlossenen Eremitage. Doch der Major interessiert sich mehr für die Menschen und ihr heutiges Leben, Menschen, die während des zweiten Weltkriegs 900 Tage Blockade mit größten Strapazen und Tod auf sich genommen haben, danach den Kommunismus überdauerten und jetzt die so genannte Freiheit erleben. Als der Major über den Newski Prospekt bummelt, sieht er, dass die meisten Geschäfte, 50 Jahre nach dem Krieg, noch die Ausdruckslosigkeit von Nachkriegs-jahren haben. Die Straßen sind von Fußgängern nur mäßig belebt, die meisten Menschen sind gut gekleidet. Das große Aufatmen ist noch nicht zu erkennen, vielleicht bei den Petersburgern in deutschen Edelkarossen mit Fernseher bestückt, sie schwimmen wie falsche Perlen im Verkehrsstrom. Den Major bedrückt es, er sieht nirgends eine auf-strebende Lebendigkeit, eher duldsame Gelassenheit, die das Volk über Jahrtausende gelernt hat.

Er begegnet einem Mitreisenden. Dieser hat ihn immer wieder belästigt, er sollte ihm mit seinem bisschen Russisch helfen, sein Päckchen los-zuwerden. In Deutschland hatte ihm ein weitläufiger Bekannter das Paket ins Haus gebracht und Instruktionen dazu gegeben. Dreimal war er schon am Bahnhof gewesen, in der Hand ein Taschentuch. Jetzt erzählt er ganz aufgeregt, dass eine Frau mit einem Taschentuch in der Hand auf ihn zugekommen sei, ihm das Paket abgenommen und urplötzlich verschwunden sei. - Wie er später zu Hause von der Reise-leitung erfuhr, ist die Frau auf mysteriöse Weise umgekommen.

Die Reisegesellschaft sitzt wieder im Bus, die Straße führt nach Moskau, doch ihr Ziel ist eine Hansestadt am Fluss Volchov. Nachdem sie die Häuser von Petersburg hinter sich gelassen haben, hält der Bus an. Am Straßenrand steht ein Panzer auf einem Betonsockel, sie haben die Petersburger Belagerungslinie des zweiten Weltkriegs erreicht. Nur wenige Mitreisende verlassen mit dem Major den Bus. Er entziffert auf dem Mahnmal, >Drei Jahre Belagerung, 600000 Tote, Ergebnis von Hunger, Krankheit und vielen Sprengkörpern<. Mit ihm ist ein Mann ausgestiegen, der spricht ihn an und sagt, er sei im Krieg Pimpf gewesen. Er habe nur etwas von den armen frierenden deutschen Soldaten gehört, aber nichts wäre zu ihm durchgedrungen von dem Elend der sowjetischen Bevölkerung. Beim Einsteigen in den Bus erklingt aus dem Gebüsch ein tief aufsprudelndes - tshuck-tshuck-tshuck -, ein langsames - dü, dü, dü - im prächtigen crescendo und Schmetterstropfen, Gesang der Nachtigall.

Still sitzt der Major wieder im Bus neben seinem Begleiter und schaut versunken in die vorbei huschende Landschaft. Vor ihm taucht das junge blasse Gesicht von dem Gefreiten Basner auf. Mit seinen flotten Sprüchen hatte der sich um Kopf und Kragen geredet. Wie ein Schatten huscht durch sein Gedächtnis eine seiner kleinen Weisheiten. >Gesang der Nachtigallen nistet sich selbst unter Stahlhelmen ein <. Immer wieder erblickt er links und rechts der Straße Denkmäler des Todes. Abermals erinnert er sich an Worte des Gefreiten. >Vom Zufall des Schicksals, mit blutigem Rock, in den Dreck gespuckt<. Er versucht seine Gedanken aufzuhellen und nimmt die Natur in sich auf, das junge Grün der Erlen, die freundliche Zartheit der weißen Birken, dazwischen Frühlingswiesen mit leuchtend gelbem Löwenzahn.

Zunächst wird noch das Schloss Puschkin mit dem 300m langen Katharinen Palast besucht. Erbaut von Peter dem Großen, dann später umgebaut zum Rokokoschloss. Im Innern überwiegen die blauen, weißen und goldenen Farben. Das Bernsteinzimmer, ein Anfang wurde im Sockelbereich wieder neugestaltet. Auch hier wird der Major von der Geschichte verfolgt. In allen Räumen hängen Fotos von Zerstörungen

durch den zweiten Weltkrieg. Das Schloss lag im Belagerungsring der Deutschen und wurde von den Russen beschossen, erzählt Galina. Vom Major hört man, dass dies ein Verbrechen sei.

In unregelmäßigen Abständen tauchen wie verloren „Isba“ auf, Bauernhäuser aus Holz. Er kann sich nicht lösen, er kann sein Trauma nicht vergessen. Kopfschüttelnd sitzt er da. Unvorstellbar die Taten, die Taten eines befehlstarken Geschehens.

Der Bus hält, Galina fordert sie auf, auszusteigen. An der Straße stehen zwei gut erhaltene „Isba“ mit goldgelben Balkenwänden, die geschmückt sind mit ornamentreichem weißen Schnitzwerk. Blechdächer leuchten im Karomuster grau-goldgelb. Der Major geht mit der Gruppe in die Häuser. Zwei Frauen bleiben zurück, er hört zu seinem Verdruss, dass sie nicht von der Caritas sind und draußen bleiben wollen.

Die Decken und die Wände der Räume sind bunt gestrichen, der Boden mit einfachen Teppichen belegt. Die Küche hat die so genannte „rote Ecke“, auf Borden stehen gesammelte Kostbarkeiten. Von der alten freundlichen Bauersfrau wird Wodka angeboten. Lächelnd zeigt sie auf Häkeldecken und bunte Schnitzereien und bietet sie zum Verkauf an. Viele der Mitreisenden geben ihr Rubel. Die Bauersfrau führt die Gesellschaft in den Gemüsegarten. Der Major setzt sich auf eine Bank, die zwischen den Blumenbeeten steht.

In einer Isba hatte er während des Krieges drei Jahre, in der Nähe von Nowgorod gehaust. Die Fronten standen in dieser Zeit fast still, dafür hatte er gesorgt. In der früher so reichen Hansestadt hatte fast an jeder Straßenecke ein Gotteshaus gestanden. In allen Kirchen musste auf Befehl des Oberkommandos Munition eingelagert werden. Immer wieder waren gläubige Einwohner mit der Bitte zu ihm gekommen, wenigstens eine Kirche zu räumen. Letztendlich war er von Basner beeinflusst worden, der wieder einen feierlichen Spruch gesagt hatte. >Graue Tage, das Dunkel will nicht weichen, Licht ist zu Hause<. Er hatte gegen strengen Befehl eine orthodoxe Kirche leer räumen lassen. Daraufhin war ihm von den Gläubigen mit einer Prozession gedankt worden. Später war er wegen dieses Vergehens—.

Er schreckt hoch, alle sitzen schon im Bus, Galina ruft ihn. Die Fahrt geht weiter. Sie befinden sich auf der Straße zu ihrem Zielort. Ungehindert rollt der Bus über die zweispurige Straße. Beidseitig wird sie begrenzt von breiten Randstreifen für den Karren- und Fußgängerverkehr. Sie nähern sich der Hansestadt, der Major kann seine Gefühle kaum unterdrücken. Von der Stadt wurde früher gesagt, >wer kann etwas gegen Gott und Nowgorod tun<. Doch der zweite Weltkrieg hat die Stadt im Wechsel der Kämpfe zu 97 Prozent zerstört, ein Gegenstück zur Heimatstadt des Majors, sein Gefreiter hatte oft gesagt, >viele Gesichter, doch der Krieg malt die Leiber ohne Erbarmen<. Der Bus kreuzt auf einer Brücke den Fluss Volchov. Vor ihnen liegt die Stadt mit den mächtigen roten Ziegelmauern des Kremls und den Türmen der Kathedrale, hell glänzen die gold silbernen Kuppeln in der Nachmittagsonne.

Der Major schaut gespannt durch das Busfenster. Erleichtert sieht er grüne Parks, saubere Straßen und restaurierte weiße Kapellen und Kirchen. Der Bus hält vor dem Kulturhaus. Die Busgesellschaft steigt aus, der Major zögert. Galina begrüßt die wartenden Familien und stellt die Reisegesellschaft vor. Zwei aufgeschlossene Dolmetscherinnen aus Nowgorod heißen sie willkommen. Der überaus herzliche Empfang wird erweitert durch eine Märchenvorführung der Kinder auf Deutsch, „Rotkäppchen und der Wolf“ in friedlicher Form. Die ganzen Waldtiere kommen zum Geburtstag der Großmutter. Der Major findet sein Gleichgewicht und begeistert sich an dem unbekümmerten Spiel und der Frische und Anmut der Kleinen. Dann tanzen und singen mit Temperament die Folkloregruppen der Hansestadt. Die ganze Reisegruppe wird verzaubert von der Pracht der Kostüme, dem tänzerischen Schwung, der Akrobatik und der Leichtigkeit der Darstellung. Es wird ihnen in den Räumen des Kulturhauses die Handwerks- und Malkunst gezeigt. In einem Musikzimmer erwartet sie ein Imbiss mit Sekt und Wodka und Wein. Kinder der Musikschule spielen Klassik und Folklore. Die zusammengewürfelte Reisegruppe wird von der ausstrahlenden Herzlichkeit angesteckt und ihr Zusammensein wird immer offener. Der

Major ist erleichtert, fühlt sich befreit von einem inneren Zwang, ist dankbar, dass er das mit seinen achtzig Jahren noch erlebt. Zwanglos wird die Busgruppe auf russische Familien verteilt.

Der Major wird von einer Dolmetscherin eingeladen. Sie fahren mit ihrem kleinen Wagen zu einem Wohngebiet mit Mehrfamilienhäusern. Zu seinem Erstaunen ist das Außenmauerwerk aus Kalksandsteinen etwa fünf Läufer-schichten Fuge auf Fuge gemauert, dann folgt wie ein Balken eine durchgehende Kopfschicht. Eingang und Treppenhaus machen einen wenig einladenden Eindruck. Als sich dann die Wohnungstür öffnet, wird er von dem Mann und den beiden Kindern der Dolmetscherin freundlich begrüßt. Die Räume strahlen Gemütlichkeit aus, er wird eingeladen sich an den Tisch zu setzen, Wodka, Wein und Wasser stehen bereit, es gibt eine nicht endende Speisefolge. Er empfindet bei so viel Gastfreundschaft gleiche sensible Zuneigung und Freundschaft wie seine Gastgeber.

Da sprudelt es aus ihm heraus, er erzählt von seiner schicksalhaften Zeit in ihrer Stadt. Seine Erzählung endet mit den Sätzen, - bald wurde ich, wegen des Vergehens, eine Kirche, leer geräumt zu haben, verurteilt, mit meinen Leuten die Flucht der Kameraden zu decken. Als wir die Angriffe ihrer Landsleute nicht mehr aufhalten konnten, sind wir mit Hilfe der Bevölkerung geflüchtet -.

Der Oberst fühlt sich immer freier, genießt die Gastfreundschaft und lauscht mit Anteilnahme ihren Worten. Sie erzählt, dass sie Dozentin für Deutsch an der Hochschule sei. Ihr Mann hat das Studium für Bauwesen abgebrochen und arbeitet jetzt als Betonbauer. Ohne die Berufsänderung hätten sie keine Wohnung bekommen. Sie müssen viel arbeiten und verdienen wenig und das reicht nur für das Nötigste. Sie empfindet es als beleidigend, dass sie bei ehrlicher Arbeit nichts verdienen. Der Durchschnittsverdienst sei umgerechnet 130 DM. Damit können die Menschen hier keine großen Sprünge machen. Beim Abschied schenken sie ihm noch bunt bemalte Holzlöffel. Das ist für ihn der Augenblick, auch seine Geschenke auszupacken. Sie fährt ihn zum Hotel. Er kann lange keinen Schlaf finden.

Am nächsten Tag hört der Major beim Frühstück begeisterte Gespräche über die erlebte Gastfreundschaft. Die beiden Frauen, die der Caritas nicht angehören wollten, erschrecken den Oberst wieder mit ihren Äußerungen, sie hätten ihre Geschenke nicht ausgepackt, ihre Gastgeber hätten alles gehabt.

Für heute ist eine Flussfahrt geplant und ein Besuch in einem Museumsdorf. Doch der Major und sein Begleiter machen sich mit einem Taxi auf den Weg, das Grab des gefallenen Bruders zu suchen. Als sie aus der Stadt fahren, kommen sie an einem größeren Platz vorbei. Der Major lässt halten. Sein Gefreiter kommt ihm in den Sinn.

Sie waren alle, bis auf die wachhabenden Soldaten, hier auf dem Pflaster aufmarschiert. Der General ihres Abschnitts sprach über Heldentum, da sagte doch sein verrückter Gefreiter noch nicht mal leise, >niemals begegnet wäre mir, ohne Orden, das Heldenleben, die meisten sterben an ihrem Heldentum<. Der General wurde rot, und ließ den Mann 30 Tage unter verschärftem Arrest einsperren. Er verlangte am Ende der Haft Meldung zu machen, ob sich der Mann gebessert hätte. Wieder musste, er, der Major die Hand über ihn halten.

Sie fahren weiter, suchen die Umgebung von der Hansestadt ab, gehen in Bauernhäuser. Selbst die Alten können hier nur eine verneinende Auskunft geben. Sie wissen von keinen Soldatengräbern. Als sie durch einen Birkenwald kommen, muss der Major wieder an seinen Gefreiten denken.

Er hatte, trotz des strengen Verbots, nicht mit den Einheimischen Kontakt aufzunehmen, unbekümmert mit einem Bauernmädchen angebändelt und versorgte sie mit Lebensmitteln. Begeistert erzählte er, dass ihre langen blonden Haare im Frühlingwind flatterten wie Birkenzweige. Für sein Vergehen wurde der Gefreite abkommandiert, durch eine Patrouille die feindliche Linie zu erkunden. Er kam nicht zurück. Später fanden sie ihn. Sie setzten auf sein Grab ein Kreuz aus Birkenholz. Oft hatte er spöttisch gesagt, >die Haut der Erde ist nur einen Spatenstich tief, Tote liegen tiefer<.

Der Taxifahrer sagt etwas auf Russisch, biegt in einen Feldweg ein. Er fährt durch tiefe Schlaglöcher. Die beiden Deutschen werden hin und

her geworfen. Die Fahrt geht vorbei an einer großen Wiese, darauf weiden friedlich Kühe. Vor einer heruntergekommenen Isba bleibt das Taxi stehen. Sie gehen mit dem Fahrer durch eine quietschende Haustür. Die Bauersfrau, die am Herd sitzt, blickt hoch. Der Russe redet mit der Frau, sie zeigt immer wieder nach draußen. Alle gehen auf die Weide. Die Frau schreitet mit dem Fahrer ein großes Rechteck ab. Dann wird ihnen verständlich gemacht, dieses Stück der Wiese sei das Grab vieler deutscher Soldaten. Sie streuen die mitgebrachte Heimaterde aus und beten. In der Küche werden sie noch von der Bauersfrau bewirtet. Sie fahren wortlos zur Stadt zurück.

Am späten Nachmittag ist im Kremlhof von Nowgorod noch gemeinsames Tanzen mit der Volkstanzgruppe, anschließend ist ein Essen im Gewölberaum des Kremls.



Dort erzählt ein Bauleiter, dass ein deutscher Offizier nach der Zerstörung der Nicolai – Kathedrale den Kirchenraum betrat und die zwischen den Trümmern liegende reich bestickte Altardecke an sich nahm und sie als Talisman um seinen Leib wickelte. Viele Jahre später hat er die Decke, zum Erstaunen der Gläubigen, zurück gebracht -.

Am nächsten Morgen wird noch die Baustelle der Nicolai – Kathedrale im Bereich des Handelshofs besichtigt. Sie treffen den Bauleiter wieder, der ihnen die Restaurierung erklärt, die von der Hanse mitfinanziert wird. Bei der Abfahrt haben sich die Gastgeber auch wieder eingefunden und geben den Reisenden Geschenke mit auf den Weg. Erleichtert lässt der Major sich in seinen Bussessel fallen. Er kann nur noch denken, - eine Reise in die Herzlichkeit.

Dirk Bunje

In den Schuhen seiner Brüder

Da liegt der letzte der fünf Jungen in seinem Kinderwagen. Er ahnt nicht, was auf ihn im Schrank wartet: die vielen Schuhe seiner vier Brüder. Wenn er aus den Brüsten seiner Mutter Milch trinkt, rufen die Zwillinge: „Daddei soll nicht von Muttis Titti abbeißen.“ Ja, die Zwillinge, von ihnen bekommt er Schuhe im Doppelpack. Mutter hat sie wohl neu besohlen lassen. Selbst das Laufen übt er in alten Schuhen. Er freut sich auf die heißen Tage, dann kann er mit eigenen Füßen barfuß laufen. Bei Schneematsch kommt er mit nassen Füßen nach Hause. Er ergötzt sich, wenn die Zwillinge unter Gezeter die alten Schuhe der älteren Brüder anziehen müssen. Er denkt aber nicht daran, dass sie bald bei ihm landen.

So geht es Jahr für Jahr. Wenn es darauf ankommt, unangenehme Gänge auszuführen, ruft er: „Ich mach das!“ Er geht los, klabastert an den Zwillingen vorbei, die froh sind, dass sie weiter in den Marschwiesen spielen können. Er gibt gern bei Mädchen an, auf seine schäbigen Schuhe schauen sie nicht. Aber wie soll er ihnen beibringen, dass sie jetzt ein Auto haben? Er sagt gelangweilt: „In meinem Papa sein Auto werde ich immer so müde.“

Auf einer Straße, die mit Basaltsteinen gepflastert ist, schlägt Klaus Feuer. Die Zwillinge erstaunt: „Wo hast du denn die Nagelstiefel her?“ „Ich habe mir beim Schuster Schuhnägel gekauft, ich habe noch welche über.“ Das Problem ist, dass Mutter nichts von Nägeln unter den Schuhen wissen will: „Ihr macht damit unsere ganzen Holzfußböden kaputt.“ Die Kinder hören nicht auf ihre Mutter, sie gehen in Vaters Werkstatt und schlagen eifrig Nägel in ihre Schuhe. Alle drei laufen wieder zur Straße mit dem Granitpflaster und schlagen Feuer, dass die Funken stieben. Am anderen Morgen entdeckt Mutter, was sie angestellt haben. „Jungs, was habt ihr bloß gemacht? Nägel und Löcher in den Sohlen, die Schuhe müssen zum Schuster. Ihr wisst doch, dass es kaum noch Schuhe zu kaufen gibt. Ihr müsst die alten Schuhe von Hans und Horst

anziehen.“ Die drei ängstlich: „Ob Vater uns wohl haut?“ Abends kommt Vater von der Arbeit zurück, Mutter kann die Missetat nicht verbergen. Vater sagte nur: „Kommt mit.“ Im Garten zeigt er, was sie bis zum nächsten Abend in Ordnung bringen sollen: Rasen mähen, Unkraut jäten und den Hühnerstall sauber machen. In die Schule gehen die Jungs drei Tage mit zu großen Schuhen, in denen sie hin und her schlüpfen.

Die Zwillinge staunen, Klaus kommt mit Fußballschuhen anklabastert: „Wo hast du die denn her?“ „Nagelneu, die habe ich eingetauscht. Ich bin es leid, immer eure dämlichen alten Schuhe zu tragen“ Die Zwillinge skeptisch: „Die sehen aber alt aus.“

Es ist Erntezeit, die Schüler müssen fast jeden Nachmittag aufs Land zum „Kartoffelsuchen“. Diesmal muss Klaus Klasse mit dem Zug fahren. Er zieht seine Fußballschuhe an, schleicht sich davon. Mutter sucht ihn: „Der verrückte Kerl hat doch nicht etwa die Fußballschuhe angezogen und will damit auf dem Kartoffelacker rumstolpern?“ Die Zwillinge grinsen: „Der ist schon lange weg, er hat seine Fußballschuhe an.“ Die Klasse fährt mit dem Zug vom Bahnhof Cloppenburg nach Höltinghausen, wo schon Bauern mit Trecker und Anhänger warten. Die Zwillinge fahren mit dem Fahrrad zu ihrem Kartoffelbauern.

Es wird Abend. Die Sirenen heulen, bald suchen die Scheinwerfer den Himmel ab, die Flak fängt an zu ballern. Zu Hause hocken schon alle im Keller, nur Klaus ist noch nicht zurück. Mutter läuft auf dem Zementboden hin und her: „Wo Klaus nur bleibt.“ Vater ist draußen und beobachtet das Schauspiel am Himmel. Er kommt in den Keller: „Klaus ist nirgends zu sehen.“ Dass die Flaksplitter sirrend heruntersausen, sagt er nicht. Klara ist ganz niedergeschlagen: „Karl, was können wir nur tun?“ Da kommt Klaus mit seinen Fußballschuhen die Kellertreppe heruntergepoltert. Klara nimmt ihn in ihre Arme: „Klaus, wo kommst du nur her?“ Er, noch stolz: „Der Zug ist nicht gekommen, wohl wegen der Flieger. Da sind wir über die Schwellen bis zum Bahnhof Cloppenburg gestolpert.“ Mutter entsetzt: „Du mit deinen Fußballschuhen!“

So geht es weiter. In der Nachkriegszeit ist an neue Schuhe nicht zu denken. Alle sind froh, wenn sie überhaupt Schuhe haben. Erst 1954

mit 23 Jahren hat Klaus endlich neue Schuhe an den Füßen. Er will es seinen Brüdern zeigen, er geht drauf los, aber nicht mehr mit gebrauchten Schuhen.

Dirk Bunje



Wolfgang Michel

81929 München

Geboren am 07.04.1935 in Troppau (Sudeten). Vertreibung 1945.
Schulbesuch in Sangerhausen (Sachsen-Anhalt).
1953 Flucht aus der DDR über Westberlin nach Hessen.
Studium der Chemie an Universität Frankfurt am Main.
Seit 1970 lebe ich mit Frau und zwei Kindern in München.

Weihnachten verkehrt

In normalen Jahren bekommen Kinder zum Weihnachtsfest Geschenke. Zu Weihnachten im Kriegswinter 1944 mußten wir Sprösslinge, meine 7jährige Schwester und ich als 9-jähriger Bub jedoch umgekehrt vieles abgeben. Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Damals lebten meine Eltern und wir Kinder in Troppau im östlichen Sudetenland. Mein Vater war wegen seines Herzfehlers nicht zur Wehrmacht eingezogen worden. Er war Lehrer am Gymnasium für Deutsch und Französisch. Wir wohnten in einer schönen 3-Zimmer-Wohnung in einem Neubaugebiet am Stadtrand, Kommendeweg 12..

Mein Vater nahm mich einmal in den Ferien in sein Gymnasium mit. Ich war damals 5 Jahre alt. Im Physikraum zeigte mir ein Lehrer verschiedene Experimente. Zwei sind mir seit damals noch in lebhafter Erinnerung: die Erzeugung von langen Funken mit einer Influenzmaschine und der Aufbau eines großen Torbogens aus Eisennägeln mittels eines starken Elektromagneten. Dieser Lehrer sah meine Begeisterung und schenkte mir daraufhin seinen großen Metallbaukasten von Märklin. Damals war ja schon Krieg, neue Spielsachen gab es also nicht mehr. Mit diesem Baukasten habe ich sehr gern und sehr viel gespielt. Es hat mich fasziniert, wie man mit wenigen Bauteilen, mit einfachen Streben aus Eisen mit Löchern, Grundplatten, Rädern und Achsen viele Modelle einfach mit Schrauben und Muttern zusammenfügen kann. Zuletzt baute ich eine ca. 50cm lange Straßenbahn, die beim Fahren klingelte.

Im Herbst 1944 wurde ich zu den Pimpfen eingezogen, das waren die Kleinsten in der Hitlerjugend. Ein- bis zweimal pro Woche musste ich mit gleichaltrigen Jungen durchs Gelände laufen, marschieren oder kriechen. Ich habe das recht gern gemacht und konnte das Gelernte später gut gebrauchen. Nach einigen Wochen hörte das Training auf, weil unsere Ausbilder an die Front mussten.

Eines Tages stromerte ich wie so oft durch unsere Umgebung. Plötzlich traf ich in einem Maisfeld auf einen tiefen Graben. Beim Anblick der riesigen Kanonen zur Flugabwehr erschrak ich zutiefst und suchte schnell das Weite. Jetzt wusste ich, dass die Russen nicht mehr weit waren. In der Straßenbahn sah ich ja schon lange die Schilder: „Pst - Feind hört mit!“. Wir Kinder übersetzten das „Pst“ mit Papa sucht Tabak, denn den gab´s nur noch sehr spärlich. An den Mauern las ich täglich „Räder rollen für den Sieg!“ Am Himmel sahen wir tagsüber immer öfter weiße Kondensstreifen von hochfliegenden feindlichen Bomberverbänden. In der Schule hörten wir dann die Sirenen heulen. Bei Fliegeralarm wurden wir entweder schnell nach Hause geschickt oder mussten dort gleich in den Luftschutzkeller.

Eines Nachmittags hörte mein Vater im Volksempfänger die Nachricht: „Feindlicher Flugzeugverband im Ring 9!“ Das bedeutete auf einer Landkarte um den Mittelpunkt Troppau konzentrische Kreise von 0 bis 10. Es war also noch Zeit bis zum Fliegeralarm. Plötzlich hörten wir ein schrecklich lautes Heulen, Krachen und Donnern. Der Luftdruck der fallenden Bomben war so gewaltig, dass wir nur mit großer Mühe die Wohnungstür öffnen konnten. In Panik rannten wir hinunter in den Luftschutzkeller. Nach einer langen Stunde bangen Ausharrens heulten die Sirenen zur Entwarnung. Langsam und am ganzen Leibe zitternd gingen wir nach oben und erblickten die Bescherung: Küche, Bad und Kinderzimmer waren voller Ruß und Scherben der geborstenen Fenster. Um unser Haus entdeckten wir mehrere tiefe Bombenrichter im Erdboden. Wie durch ein Wunder waren wir mit dem Leben davongekommen!

In den nächsten Tagen ging mein Vater mit den leeren Fensterrahmen zu einem Glaser. Für unser Badezimmerfenster bekamen wir kein Glas mehr, sondern nur noch eine undurchsichtige Kunststoffscheibe.

Unter unserer Kellertreppe befand sich ein großer, ungenutzter Platz. Unsere Haus-Gemeinschaft beschloss, diesen Hohlraum mit unseren wertvollsten Dingen zu füllen und dann zuzumauern. So steckten meine Eltern ihr kostbares Porzellan und das Silberbesteck in eine Kiste.

Wir Kinder sollten auch unsere schönsten Sachen hineingeben. Ich packte mein liebstes Spielzeug, meinen Metallbaukasten von Märklin hinein, meine Schwester ihre schönste Puppe. Nach Kriegsende, so hofften wir, wollten wir wieder alles ausgraben.

So geschah es, dass wir Kinder bald darauf ein trauriges Weihnachtsfest 1944 feierten und nichts bekamen, sondern im Gegenteil unsere liebsten Spielsachen verloren hatten. Vielleicht sind sie dort noch versteckt, falls das Haus noch stehen sollte.

Ein paar Wochen später hörten wir Tag und Nacht ein andauerndes Donnern in der Ferne. Es war kein natürliches Wetterleuchten, sondern der Kanonendonner der sich nähernden Hauptkampflinie. In diesem Februar 1945 war es bitterkalt und es lag viel Schnee. Uns wurde befohlen, die Stadt zu verlassen. Jeder von uns durfte nur soviel mitnehmen, wie er tragen konnte. Militärpolizei hielt auf der Hauptstraße alle Lastwagen, die aus der Stadt hinausfahren an. Wir wurden mit unseren wenigen Habseligkeiten in einen offenen Viehtransporter verladen und gelangten etwa 100km ins Hinterland. In einem kleinen Ort übernachteten wir bei Bekannten. Meine Mutter kochte uns „Migetti“. Das waren kleine, linsenförmige Nudeln. In Ermangelung von Fett brannte das Essen an. Wir hatten aber nichts anderes zum Beißen! Seitdem habe ich einen Widerwillen, ja sogar eine Allergie gegen alles Angebrannte! Am nächsten Tag fuhren wir mit einem der letzten Züge über Prag zu unseren Großeltern nach Nordböhmen, nach Schönlinde..

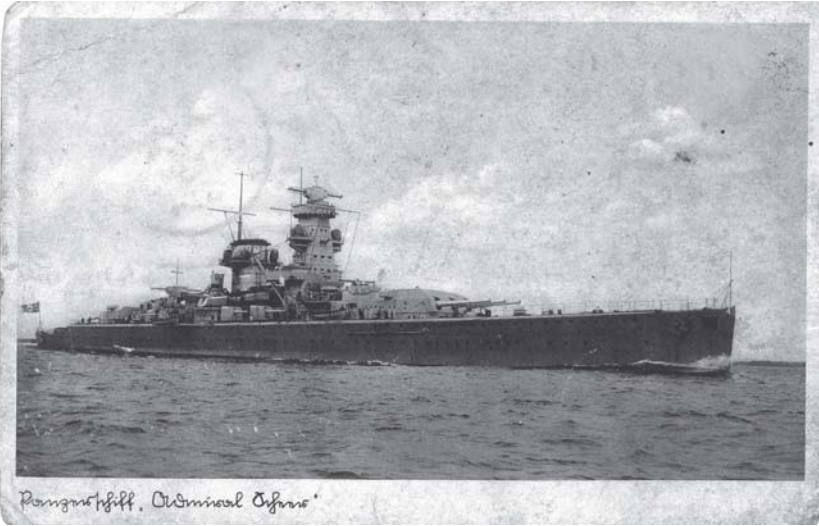
Dort erlebten wir den Einmarsch der Roten Armee. Panzer rasselten durch die Straßen. Voller Angst versteckten wir uns im Keller. Plötzlich hörten wir lautes Pochen an der Haustür. Wir mussten öffnen, sonst hätten die Kanonen geschossen. Mit gezückter Pistole wurde von den Russen unser Haus von oben bis unten durchsucht, angeblich nach Waffen. Aber Uhren und anderes ließen sie auch mitgehen. Im Garten gruben die Soldaten nach versteckten Schätzen. Dabei stießen sie auf eine deutsche Uniform. Sofort zeigten sie auf meinen Vater. Sie wollten ihn schon in einen Lastwagen zerrren. Meine Mutter warf sich dazwischen.

Nach einigen Wortwechseln, mein Vater konnte ein paar Brocken Russisch und Tschechisch recht gut, ließen sie ihn dann doch wieder laufen.

Immer mehr bewaffnete Tschechen erblickten wir. Im Frühsommer las ich auf großen Plakaten: „ Alle Deutschen, die hier nicht arbeiten, müssen sich am nächsten Tag auf dem Marktplatz versammeln. Wer diesem Befehl nicht gehorcht, wird erschossen!“ In aller Eile schneiderte meine Mutter aus Mehlsäcken meines Großvaters, der ja Bäckermeister war, für jeden von uns Rucksäcke. Am nächsten Morgen marschierten wir mit unseren Habseligkeiten auf dem Buckel in langen Kolonnen aus der Stadt heraus. Tschechen mit Maschinenpistolen auf Motorrädern eskortierten uns. Hin und wieder hörten wir Schüsse fallen. Aus unserer traurigen Marschkolonne warfen viele erschöpft Ballast in den Straßengraben. Nach etlichen Stunden hieß es Halt auf einer Waldlichtung. An langen Tischen mussten alle Deutschen ihre Taschen und Rucksäcke öffnen. Uniformierte durchwühlten alles und beschlagnahmten die besten Sachen. So wurden unsere Rucksäcke um vieles leichter. Dann durften wir die Grenze nach Sachsen überschreiten. Es war inzwischen dunkel geworden und es regnete. Wir mussten im Walde unter einem Felsen Schutz suchen und übernachten. Zum Glück hatte ich das ja als kleiner Pimpf gelernt! Das war also der endgültige Abschied von unserer Heimat und von all unserem Hab und Gut. So verloren wir Kinder alle unsere Spielsachen und Kleidungsstücke.

Wolfgang Michel

Feldpostbriefe





Cornelia Koepsell
86161 Augsburg

Jahrgang 1955

Wohnort Augsburg

Studium Germanistik und Geschichte

Beruf: Buchhalterin

Verschiedene Veröffentlichungen in Anthologien und
Literaturzeitschriften und Internet.

Anthologien: 2004 „Missbrauch“, Jens Neuling Verlag; „Amour fou“,
Storia Verlag

Anthologie 2005: „Schlüsselerlebnis“, Dr. Ronald Henss Verlag;
„Nicht ohne Konsequenzen“, Edition Octopus.

Anthologien 2006: „...total verboten“, Verlag deutex; „Die Tyrannei
von Feder und Flasche“, Acheron Verlag; „Sugar baby love“, Lerato
Verlag; „Autoren ohne Grenzen, Traumziele“, traveldiary.de Reise-
literatur Verlag.

Literaturzeitschriften: Verstärker, Kurzgeschichten, Tarantel,
Paraguas, Gegenwind, Das Fernrohr.

Der kranke Schwan

„Das machst du bis zur Vergasung!“

Ilse hörte den Satz nicht gern. Auch wenn er dazugehörte. Zum Leben. Die Erwachsenen redeten so. Es bedeutete, Ilse sollte etwas tun, was sie nicht wollte, abwaschen oder Kartoffelschälen für die große Familie oder einen Satz schreiben:

„Ich darf in der Unterrichtsstunde nicht herumlaufen“, immer wieder. Endlos. Sie durfte nicht spielen, nicht auf Bäume klettern, nicht in den Gärten herumstreifen, die Rollschuhe blieben in der Ecke.

„Bis zur Vergasung“, hieß, es nahm kein Ende. Niemals.

Ilse war im Frieden geboren – 1954. Der Krieg seit neun Jahren vorbei. Ihre Eltern und die Lehrer wussten wenig. Sie hatten nicht gemerkt, was passiert war. Wie alle Erwachsenen, die nichts wussten, wollten sie nicht gefragt werden.

Ilse las viel – alles, was ihr in die Finger kam. Bruchstückhaft erfuhr sie von Dingen, welche ihre Eltern nicht gemerkt hatten oder nicht mehr wussten.

Erschrocken entdeckte Ilse, dass „bis zur Vergasung“ nicht endloses Kartoffelschälen bedeutete. Selbst die Sprache steckte voller Fallen. Heimlich wurde das Wissen weitergegeben, im Flüsterton – hinten im Wäldchen, wo der kranke Schwan lebte. Dort fanden auch erste Aufklärungsversuche statt. Christian, der Klassenrabauke, den Ilse bewunderte, weil er aufgrund seiner Streiche tapfer und klaglos die meisten Prügel bezog – er erzählte es ihr. Wo die Kinder herkommen, zum einen, was für sich genommen spannend und gruselig genug war. Die Vorstellung, dass die eigenen Eltern so etwas Absurdes getan hatten und möglicherweise immer noch taten. Der Abschied von der Phantasie, dass die Kinder aus dem Bauchnabel kamen, nachdem der Onkel Doktor denselben aufgeknötet hatte.

Anschließend erzählte Christian von Krieg und Mord, Vergasen kam auch vor. Seine und ihre Eltern hatten es erlebt, mussten es erlebt haben, er war sich sicher. Danach küsste er sie, sein magerer Jungenkörper lehnte sich an. Auf seinen Lippen schmeckte Ilse den Grashalm, den er vorher gekaut hatte. Der kranke Schwan verschwamm vor ihren Augen zu einem überdimensionalen weißen Fleck.

Ilse fragte den Lehrer wie es war mit dem Krieg, dem Vergasen und so. Er war alt, mindestens fünfzig, er musste es wissen. Sie hatte bei ihm das Rechnen gelernt.

Der Lehrer öffnete die Schublade und betrachtete lange den darin liegenden Rohrstock. Die Luft knisterte. Mucksmäuschenstill saßen die Viertklässler an ihren Pulten und betrachteten die schwarzen Ränder unter ihren Fingernägeln. In die geöffneten Fenster drang leichter Fliedergeruch und vermischte sich mit dem Duft von Angst, Kreide und nassem Schwamm. Gedankenverloren hatte der Lehrer den Rohrstock aus der Schublade gezogen und strich mit dem Mittelfinger der rechten Hand darüber. Hin – Her. Her – Hin. Er fand einen Splitter, den er abzupfte.

Längst hatte Ilse die Frage bereut. Was interessierte sie Krieg und Vergasen? Wichtig war, hier rauszukommen, in den Wald, zum kranken Schwan. Wieso hatte sie ausgerechnet ihn fragen müssen, diesen Mann, der das dünne Bambusrohr liebte? Warum nicht Onkel Ewald, dessen rechter Ärmel schlaff herunterhing, da er im Krieg den Arm verloren hatte. Onkel Ewald, der mit der linken Hand geschickt war wie kein zweiter. Onkel Ewald mit den traurigen Augen und dem kleinen Lächeln.

Endlich fragte der Lehrer in die Stille hinein:

„Wer von euch wird von den Eltern geschlagen?“

Drei Kinder meldeten sich.

„Nur Kinder, deren Eltern sie schlagen, werden geliebt“, erklärte der Lehrer. Ilse biss sich auf die Lippen aus Ärger, sich nicht gemeldet zu haben.

Wenigsten wusste sie jetzt, dass ihre Eltern sie liebten. Dafür war sie dem Lehrer dankbar, auch wenn er ihre Frage nach Krieg und so, wie es gewesen war, nicht beantwortete.

Christian ließ sein Buch fallen, die Fibel, welche jedes Kind als Leihgabe von der Schule erhielt.

„Komm her“ sagte der Lehrer.

Christian erhob sich, zitternd, so anders als sonst. Er stieß an sein Pult und warf auch noch die Stifte auf den Boden. Vom Blick des Lehrers wie an einer Schnur gezogen wankte er nach vorn.

Dieser sprach von öffentlichem Eigentum. Es sei gut zu behandeln. Christian werde es lernen. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Es geschehe aus Liebe, was er jetzt tue.

Mit der Linken drückte er Christians schmalen Nacken nach unten, das strubbelige blonde Haar brannte sich in Iلسes Netzhaut, mit der Rechten schlug er zu. Der Rohrstock war dünn und piff. An diesem Tag hatte Christian vergessen, die Hose mit Zeitungspapier auszustopfen.

Nach manchem Schlag schaute der Lehrer hoch und hinein in Iلسes Augen. Ein entrückter Blick. Christian wimmerte.

Nie zuvor hatte der Lehrer so heftig gedroschen.

„Hart wie Kruppstahl“ sagte er im gleichen Tonfall wie er neulich „Frühling lässt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte“ rezitiert hatte. Von Eduard Mörike war es, überlegte Ilse. Das Bambusrohr piff und klatschte. Der Lehrer schien es kaum zu merken. Wie ein Langstreckenläufer, der nicht mehr über die Bewegung nachdenkt.

„Er schlägt ihn tot“, dachte Ilse. Christian hatte sie gewarnt, einen Erwachsenen zu fragen.

„Sie mögen es nicht“, erklärte er.

Ilse wollte nach vorne laufen, sich über Christian werfen, ihn schützen.
Ihr Körper war aus Blei.

Nach der Schule fand sie ihn beim kranken Schwan. Er lag auf dem
Bauch. Sitzen oder auf dem Rücken liegen unmöglich. Sein Kopf im
Gras – er schaute nicht hoch.

Ilse saß neben ihm, betrachtete erneut das struppige blonde Haar und
ließ ihre Tränen hineintropfen.

Cornelia Koepsell

Feldpostbriefe

Obergefreiter Eugen Lamprecht: Gedicht zum Abschied im Herbst 1944

Der Obergefreite Eugen Lamprecht schrieb das folgende Gedicht kurz bevor er Richtung Kurland in Marsch gesetzt wurde. Er war Angehöriger der 2. Kompanie, Grenadier-Regiment 1148 (563. Volks-Grenadier-Division). Seit dem 30.10.1944 wird Eugen Lamprecht in der Nähe von Vainode (Lettland) von seiner Truppe als vermisst gemeldet. Er wurde 22 Jahre alt...



Gedicht zum Abschied

Zwei Augen schimmern dunkel unter Tränen,
ein roter Mund sagt leis: „Auf Wiedersehen.“
Die beiden kleinen Worte hinter denen
viel große Bitte stumm und fragend stehn.

Behalt mich lieb so scheinen sie zu sagen,
schreibst Du mir oft und denkst dabei an mich.
Und hinter diesen bangen, stummen Fragen,
da steht nur eins: „Ich habe Angst um Dich.“

Still nimmt er ihre Hände in die seinen,
streicht sachte über`s blonde Haar.
Und tröstend sagt er ihr - du darfst nicht weinen:
bald wird es wieder wie es war.

Da tönt ein Pfiff, schon hebt sich das Signal,
schnell noch ein Kuss,
ein letzter langer Blick.
Da öffnet sich das Fenster noch einmal,
und einmal noch schaut er zu ihr zurück.

Ein Zug fährt ab in unbekannte Ferne,
ein Mädels bleibt am Bahnsteig stehn allein, und weiß,
ich muss jetzt tapfer sein und lernen
für lange Zeit allein zu sein.


Feldpostbriefe



FOTO-Serie - Unsere Luftwaffe


Auf: *Präsident Hindenburg*
 Schloß
 Berlin
 17.11.44
 17

Arbeit-Freude-
 Kameradschaft
 in der
JUGENDGRUPPE
 der
 Reichswehr


 Nr. 51 Flieger-Photogram-Verlag HORN, Götting
 1. Vertriebsstelle: Friedrichshagen, Foto B. Mitschke
 2. Vertriebsstelle: Berlin, Foto B. Mitschke

KAMERADEN
 Bekannte
 Qualitäts-
 Fotokarten
 bereiten
 Nr. 17

72 Jansines
 in Berlin (V. 1)
 Jansines Nr. 11



HORN's beste Foto-Qualitätskarte = keine Erinnerung für's Leben!

Meine Lieben!
 Heute hat die Luftwaffe wieder
 ein neues Mitglied. Ich bin
 stolz, das zu wissen und
 hoffe, das er immer noch
 ein guter Kamerade sein wird.
 Bis bald
 Dein
 Jansines

Betti Fichtl

92637 Weiden

Literarisches Spektrum:

- Lyrik und Prosa, zahlreiche Publikationen in Anthologien und Zeitschriften, im In- und Ausland
- Gedichte in sechs Sprachen übersetzt
- Herausgabe von eigenen Büchern

Buchreihen:

- Drogenbuch-Reihe
- Capriccio-Reihe
- Kinderbuch-Reihe, 1 Buch in Englischer Übersetzung

Herausgeberin von Anthologien und Kalendern

Drei Lyrikpreise, Griechischer Preis für Zeitschrift Zeitflug, 2007,

Griechischer Preis für Broschüre Nachtpoesie, 2007

Faltblatt "Lyrische Saiten", Zeitschrift "Zeitflug"

Lesungen, Rundfunkinterview bei Radio Ramasuri Weiden und

Bayerischer Rundfunk Bayern 2, Autorenvorstellung im regionalen

OTV - Magazin Oberpfalz Fernsehen, Studiogast im Frühschoppen

bei Radio Ramasuri Weiden

Neuerscheinungen ihrer Bücher:

- Jetzt nehme ich ab, Roman mit Diätplan im Anhang
- Lustige Tiergeschichten, Kinderbuch
- Jedn Dog goiht Sunna af, Oberpfälzer Mundart
- Dou legste nieder, Broschüre mit Oberpfälzer Mundart Texten

In Vorbereitung: Zirkuskinder, Kinderbuch

Weihnachtszeit 1947

Der Dezember 1947 war kalt, tief verschneit.

Ich war gerade sechs Jahre alt geworden und ging in die erste Klasse der kath. Mädchenschule. Im Klassenzimmer saßen vierzig Mädchen, jeweils zu viere in einer Schulbank mit Klappsitzen und eingelassenen Tintenfassern.

Auf dem Lehrerpult zwischen zwei hohen Drehtafeln, stand eine kleine Krippe aus Pappe. Daneben lagen 24 Strohhalme. Täglich durfte eine Schülerin einen Halm hinein legen. Neben der Türe hing eine kleine silberne Pappleiter mit 24 Stufen und ein Engel wanderte jeden Tag eine Stufe höher. Die Lehrerin, die die Klasse allein unterrichtete, lehrte uns Weihnachtslieder.

Meine Mutter bewohnte mit uns zwei Kindern eine kleine Wohnung in einem Altbau. Mein Vater starb im Krieg und sie erzog uns allein. Sie besaß die Gabe, lange spannende Geschichten zu erzählen. Und so saßen wir jeden Adventssonntag vor dem Adventskranz und lauschten einer neuen Geschichte. Sie band ihn mit Tannenzweigen aus dem Wald selbst und er duftete wunderbar nach Weihnachten. Wir Kinder empfanden es so.

„Wir gehen zu einer Weihnachtsfeier“, verkündete sie. „Es kommt ein Nikolaus mit kleinen Geschenken.“

Ich horchte auf. Nikoläuse kannte ich von der Straße, wenn sie am 5. und 6. Dezember mit ihrem Krampus herumliefen und die Rute ein Kind traf, das frozzelte. Doch dieser Nikolaus brachte Geschenke und darauf freute ich mich.

„Was bringt uns das Christkind?“, fragte ich und Mutter hob die Schultern.

„Schreibt das auf.“ Sie gab uns Papier und spitzte zwei schmale Hölzchen als Stifte.

Wir tauchten sie in ein Tintenfass und kritzelten auf das Papier. Manfred,

fünfjährig, konnte noch nicht schreiben und ich nur einzelne Wörter. Mutter legte die beiden Briefe auf das Fensterbrett.

„Das holt nachts das Christkind“, erklärte sie.

Schon früh am Morgen schlüpfte ich aus dem Bett und vergewisserte mich, ob die Blätter vom Christkind geholt worden waren. Ich fand sie nicht mehr auf der Fensterbank.

Mutter buk mit der Nachbarin nebenan Plätzchen. Vom Bäcker holten sie riesige Bleche und belegten sie mit ausgestochenen Engeln, Schweinchen und Tannenbäumchen.

Ich begleitete die Frauen in die Backstube. Als sie die Plätzchen in großen Schüsseln zurückbrachten, durfte ich davon naschen. Nur aus kargen Zutaten hergestellt, schmeckten sie trotzdem. Es roch so weihnachtlich. Abends verzierte sie die Plätzchen mit einem bunten Streuzucker.

Dann buk Mutter mit der Nachbarin Stollen, die sie sich teilten.

Im Obergeschoss wohnten noch vier Familien und einer half dem anderen. Einen solchen Zusammenhalt wie in den ersten Nachkriegsjahren habe ich nie wieder erlebt.

„Heute ist die Weihnachtsfeier“, erfuhren wir von Mutter eines Tages. Ich durfte das braune Samtkleidchen anziehen und mein Bruder wurde in sein Sonntagsgewand gesteckt. Unsere Kleidung bekam sie hauptsächlich von Bekannten geschenkt.

Wir machten uns auf dem Weg zur Almhütte. Im Saal fanden sich schon zahlreiche Leute ein. Ich kannte die Almhütte von den volkstümlichen Theaterstücken, die hier aufgeführt wurden.

Mutter nahm uns immer mit

Doch heute war alles anders. Neben der Türe strahlte ein hoher Tannenbaum im Kerzenlicht.

Wir setzten uns in die dritte Reihe und starrten gebannt auf den roten Vorhang, dass er zurück rauschte und etwas weihnachtliches passierte. Auf einmal gab er die Bühne frei für eine Szene. Das Weihnachtsspiel begann. Ich schaute eine Weile zu. Aber dann langweilte mich das und ich rückte unruhig auf der Bank herum dass Mutter mich anstieß. Nach dem Stück sangen wir ein Nikolauslied und am Eingang tat sich

etwas. Ein Gemurmel ging durch den Saal und Ketten rasselten. Ich zuckte zusammen.

Langsam und gemessen schritt der Nikolaus im roten Gewand und Bischofsmütze über dem langen weißen Bart durch den Mittelgang. Ihm folgte der Knecht Rupprecht. Vor der Bühne stellten sie die Säcke ab. Nun eilten wir Kinder zum Nikolaus und bekamen ein Säckchen aus Geschirrtüchern genäht, in die Hand gedrückt. Ich schob meinen couragierten Bruder vor, wie immer wenn wir etwas zusammen machten.

„Das sind zwei Geschirrtücher für mich“, freute sich Mutter, als wir uns wieder neben sie setzten. Mit demselben Lied verließ der Nikolaus mit seinem Knecht Rupprecht den Saal.

Manfred biss in einen rotbackigen Apfel und ich steckte Bonbons, damals eine Rarität, in den Mund. Sie schmeckten herrlich nach Pfefferminze. Wir sangen noch einige Lieder und der Saal leerte sich.

„Hat es euch gefallen?“, fragte Mutter und wir nickten eifrig.

Eines Morgens wählte die Lehrerin in der Klasse einige Mädchen aus, die Gedichte in der Weihnachtsfeier vertragen sollten. Zum Glück übersah sie mich. Ich traute mir das nicht zu. Indes erreichte der Engel schon die Mitte der Leiter und in der Krippe auf dem Pult häuften sich die Strohhalme.

Zuhause ließ uns die Mutter nicht mehr in die Dachkammer schauen und im Schlafzimmer schloss sie den Schrank ab.

„Seid nicht so neugierig“, antwortete sie auf unsere Fragen warum das so sei.

Ich dachte sofort an das Christkind und an eine große Puppe. Dass damals Spielzeug meist selbst hergestellt wurde, begriff ich noch nicht. Am letzten Schultag vor den Ferien schlug ich mit Freude den Weg zur Schule ein.

„Oh“, entschlüpfte es mir, als ich die Türe in das weihnachtliche Klassenzimmer öffnete. Auf jeden Platz lag ein Zweig mit einer Kerze. Hirten, Schafe und die Heilige Familie umgaben das Kripplein auf dem Pult. Die engelgewandeten Mädchen berieten sich in einer Ecke.

Ich nahm Platz und staunte. Neben dem Zweig fand ich ein kleines

Geschenk, einen Bleistift.

Wir sangen „Alle Jahre wieder“. Zwischen den Liedern trugen die Engel ihr Gedicht vor. Zum Abschluss wünschte uns die Lehrerein ein gesegnetes Weihnachtsfest.

„Vergesst nicht, liebe Kinder, wir dürfen Weihnachten ohne Krieg feiern und Bomben und Soldaten.“ Ihre Stimme klang sehr ernst.

Krieg! Ich dachte an die schwarze Verdunkelung an den Fenstern, die Mutter jeden Abend herunterließ. Und an heulenden Sirenen, die uns in den Keller trieben. Ich erinnerte Mutter öfter daran und sie entgegnete: „Nie wieder Krieg“.

Vor dem Schulhaus wartete Marianne, eine Nachbarstochter, auf mich. Mit leuchtenden Augen schilderte ich ihr die Weihnachtsfeier.

Am Morgen des Heiligen Abends hielt es mich nicht mehr im Bett. Auf dem Toilettentisch im Schlafzimmer stand eine Fichte aus dem Wald. Ich sog ihren Duft ein, sie roch so weihnachtlich.

Der Tag zog sich endlos dahin und unsere Ungeduld wuchs.

Abends verschwand Mutter im Schlafzimmer und wir warteten gebannt auf das Glöckchen. Und plötzlich läutete es zart und leise.

„Wir dürfen rein“, jubelte ich und wir stoben in das Zimmer.

Engelhaar und bunte Glaskugeln schmückten den Baum. Ich entdeckte einen aus Bast geflochtenen Puppenwagen neben dem Toilettentisch und fuhr erschrocken zurück. Ein dunkelbrauner Teddybär sah mir entgegen. Die Nachbarin nähte ihn aus einem alten Mantel, den Mutter geschenkt bekam.

„Ein Zug“, freute sich mein Bruder und zog die Holzisenbahn auf dem Boden herum.

Ich nahm vorsichtig das dunkle Etwas aus dem Wagen und drückte es nun doch an mich.

„Da ist noch etwas“, Mutter deutete auf zwei winzige Puppen, neben dem Teller mit Plätzchen und Lebkuchen.

„Wo ist denn die große Puppe?“, fragte ich.

„Das nächste Weihnachten bekommst du sie bestimmt“, versicherte sie. In der Küche zündete sie Sternspeier an und wir sangen „Stille Nacht,

Heilige Nacht“. Nun durften wir spielen.
Am ersten Feiertag gab es Klöße mit einem kleinem Stück Fleisch. Am
zweiten Feiertag dasselbe. Es war ein Festessen.
Unsere Bekannten besuchten uns mit ihren Kindern.
Ich erinnere mich gern an diese kargen Weihnachten, die doch so
schön waren.

Betti Fichtl

Die Kriegsgeneration

Die Hiobsbotschaft

Das Jahr 1943 war geprägt vom Krieg. Die Menschen führten ein entbehrungsreiches Leben in ständiger Angst vor Fliegeralarm und Bomben. Die Frauen bangten um ihre Söhne und Männer, die an der Front kämpften.

Im Herbst 1943 lebte Margot Schidlmann mit denselben Ängsten mit ihrer Tochter Sophie in dem kleinen efeuumrankten Haus am Stadtrand. Vor Jahren verlor sie ihren Mann Christoph durch eine heimtückische Krankheit und nun starben zwei ihrer Söhne im Krieg. Ihre Hoffnung hing jetzt an Albert, ihren jüngsten Sohn, der auch in den Krieg einberufen worden war.

An einem regnerischen tristen Morgen, reichte der Postbote die spärliche Post herein und Margot kontrollierte sie sofort. „Keine Nachricht von Albert“, sagte sie tonlos.

„Ein Feldbrief braucht Zeit, bis er sein Ziel erreicht“, meinte der Postbote und nickte ihr aufmunternd zu. In der Küche warf sie die Briefe auf den Tisch und setzte sich nieder. Ein merkwürdiges Gefühl beschlich sie, das sie als Vorahnung verdrängte. Albert stand ihr besonders nahe und sie ahnte, wenn ihm Gefahr bedrohte. In ihrer Erinnerung gab es einige rätselhafte Erlebnisse, die sich auf einmal in ihre Gedanken drängten. Starb im Verwandtenkreis eine liebe Person, dann geschah es durchaus, dass in ihrem Haus im selben Augenblick ein Gegenstand zu Boden fiel. Die Person meldete sich mit einem letzten Gedanken bei ihr, wie das im Volksmund hieß.

Sophie kehrte mit einem Laib Brot zurück, den sie in der Bäckerei ergatterte. „Wieder kam kein Brief von Albert. Warum schreibt er nicht?“, klagte Margot. Die gleichen Gedanken bewegten sie und hingen bedrückend im Raum. Sophie bereitete eine karge Mahlzeit, die ihnen nicht schmecken wollte. Der Besuch von Margots Schwiegertochter

mit den beiden Kindern trug zu keiner besseren Stimmung bei. Die Mädchen spielten auf dem Boden. Sie begriffen den Krieg noch nicht.

„Ich kann es nicht fassen, dass Josef gefallen ist.“ Inge zog ein verblühtes Taschentuch heraus und wischte über die Augen. Die kleine Isabella horchte auf. Der Vater war gefallen? „Warum steht er denn nicht wieder auf?“, mischte sie sich in das Gespräch. Traurig schüttelte Inge den Kopf. „Der Papa ist tot“, erklärte sie. „Ich kann nicht mehr weinen. Irgendwann ist man ausgeschöpft“, murmelte sie. Wann ist der sinnlose Krieg endlich zu Ende!

Monoton klopfte der Regen an das Sprossenfenster und verfinsterte das Gemüt noch mehr. Am Abend zog Sophie die Verdunkelung am Fenster herunter und knipste das spärliche Licht in der guten Stube an. Sie schrak zusammen und erstarrten. Ein Bild war von der Wand gefallen. Margot hob es auf und wurde blass. Sie hielt das zerbrochene Bild ihres Sohnes Albert in den Händen und legte es auf den Tisch. „Der Nagel hat sich gelöst“, beeilte sich Sophie zu erklären. „Oder auch nicht.“ Margot schrieb den Vorfall einer anderen Dimension zu. Von dem zerbrochenen Bild ging etwas Bedrohliches aus. Sophie griff danach um es wegzuworfen aber Margot gab es nicht aus der Hand. Das verzerrte Foto hinter den Scherben schnitt ihr in das Herz. „Albert lebt und er wird schreiben. Warum bist du nur so ungeduldig“, beruhigte Sophie sie. „Wir haben Alfons und Josef verloren. „Albert kommt wieder, wann auch immer.“ Sie klammerte sich an die Hoffnung. Sie sahen sich wieder. Noch bestand kein Grund zu Verzweiflung. Anderntags bekamen sie Besuch von Sohn Alfons Frau mit ihrem Sohn Peter. „Ich bekomme ein Kind und Alfons ist tot. Die, die Kriege machen, wissen nicht, was sie dem Volk antun“, sagte sie mit belegter Stimme. „Hast du noch immer nichts von Albert gehört?“ Margot musste verneinen und schilderte ihr die Szene von dem herabgefallenen zerbrochenen Bild. „Das ist ein schlechtes Omen“, musste Maria zugeben und ein Schauer überrann sie. Sie spürte die Bewegung des Kindes unter ihrem Herzen, das seinen Vater nie sehen würde. An diesem Abend ging Margot früher als gewöhnlich zu Bett.

Ihre Gedanken kreisten um die toten Söhne und ihre Frauen und Kinder, die sie hinterließen und zogen den jüngsten Sohn in den Mittelpunkt. Den Optimismus der Tochter, die ihn noch am Leben glaubte, konnte sie nicht teilen, so zwanghaft sie sich das auch vorstellte. Da war das Gefühl, das sie gefangen nahm und sie fiel in einen unruhigen Schlaf. Sie erwachte. An der Türe vernahm sie ein Geräusch. Das Dämmerlicht der Nachtlampe warf schmale Streifen in das Zimmer. Margot erhob sich halb und lauschte angespannt. „Sophie“, rief sie und vermutete die Tochter. Sie erhielt keine Antwort. Jemand stand an der Türe.

„Sophie, so sage doch etwas“, wiederholte sie. Der Schatten näherte sich ihrem Bett und sie schrie auf. „Albert.“ Ihr Herz klopfte laut und sie glaubte, dass der Sohn zurückgekehrt sei. „Albert, komm setze dich zu mir.“ Sie deutete auf das Bett. Die Gestalt schaute sie stumm an und verschwand. Wie gelähmt schaute Margot auf den Platz an den sie ihren Sohn sah. Ihr Blick streifte die Uhr auf der Konsole, die die begonnene Stunde nach Mitternacht zeigte. Sie zitterte. Sie schwieg über das Erlebnis, das ihr unheimlich gegenwärtig blieb. Einige Tage später erhielt sie die Nachricht, dass Albert am 5. Oktober, 20 Minuten nach 24 Uhr verstarb. Es war jene Nacht, in der er ihr erschien und selbst die Todesbotschaft überbrachte. Mit dem zerbrochenen Bild sah sie einen Zusammenhang. Hätte Sophie oder je ein Mensch ihr geglaubt, wenn sie darüber sprach? Sie stellte es in Zweifel. Zwischen Himmel und Erde gibt es Dinge, die über den Menschen hinaus gehen. Daran zweifelte sie nie.

Betti Fichtl

Feldpostbriefe von Oberleutnant Friedrich Willbrand an seine Familie

8.7.46

Mein herzliebes Hannele, liebe Kinder, liebe Mutter, liebe Eltern + Lotte!

Hoffentlich ist meine Post vom Mai angekommen und ich bekomme diesen Monat auch noch Nachricht von Euch, denn ich warte ja sehnsüchtig darauf das wirst Du, mein Liebling, ja verstehen. Herzliche Glückwünsche zu Karlernst, Deiner Mutter und Friedhelm's Geburtstag, wünsche Euch alles Gute und hoffe im nächsten Jahr alle Feiern bei Euch erleben zu können. Mir geht es dem Umständen nach gut. Ich habe einen Monat im Walde gearbeitet und bin jetzt in der Stadt als Handwerker beschäftigt. Hoffentlich kommen wir aber bald zu Euch, ich habe solche Sehnsucht nach Euch allen. Um mein Wohlergehen brauchst Du mein Herzchen, Dir keine Sorgen zu machen.

Aber wie sieht es bei Euch aus, wenn nur alles gesund ist und ich Euch alle wieder antreffe. Was werde ich denn beginnen, wenn ich zurück komme? Wie wäre es mit der Landwirtschaft, aber das hat ja alles Zeit bis ich dort bin. Wenn Du mal nach S. fährst, sieh doch mal bei Tierarzt Ehrhard mit vor, er wohnt in der Nähe des Possenweges, er hat vielleicht was für mich, vergieß es aber bitte nicht. Ich möchte ja so gern mal bei Euch sein um zu sehen wie es Euch geht, ob Ihr keine Not leidet. Hier wird viel für Abwechslung im Lager gesorgt, Gottesdienst, Theater, Musik, Vorträge, Sport aller Art und dann hat man die Arbeit, da sieht man auch viel in der Stadt.

Hast Du Nachricht aus Pömmelte und Eschenrode?

Nun alles Gute und recht viele Grüße und viele liebe Küsse mein Liebling, Dir, Gisela, Friedhelm, Dieter, Horst, Hannelore, Karlernst, Mutter, Eltern, Lotte + allen Bekannten und Verwandten auf gute Nachricht und baldiges Wiedersehen.

Oberleutnant Friedrich (Fritz) Willbrandt war Angehöriger der Stabskompanie, Infanterie-Sicherungs-Regiment 113, zum damaligen Zeitpunkt Division z.b.V. 300. Er geriet am 8. Mai 1945 in Tukkums in sowjetische Gefangenschaft. Am 9.4.1947 verstarb er in Saporoshje, im Hospital des Lagers 100.



Lorenz Eyck

12587 Berlin

Jahrgang 1929, von Beruf Bäcker, war 40 Jahre lang Offizier der NVA der DDR. In dieser Zeit verfasste er als Mitglied einer Arbeitsgemeinschaft „Schreibende Soldaten“ Kurzgeschichten und Gedichte zum Soldatenalltag, die in der Wochenzeitung „Volksarmee“ veröffentlicht wurden. Nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst widmet er sich weiter seinem Hobby und schreibt Gedichte und Kurzgeschichten unter anderem für das Anzeigenblatt seiner Heimatstadt Greußen/Thüringen. Seine Erinnerung an Kindheit und Jugend sind in dem Buch „Mein Greußen“ zusammengefasst.

Letzte Tage der Kindheit

Wie lange währt eine Kindheit? Diese Frage zu beantworten, ist von Umständen und Faktoren abhängig, die das Kind selbst kaum beeinflussen kann. Hier ist ein einschneidendes Familiendrama für das Ende der sorglosen Zeit verantwortlich, dort ein persönliches Erlebnis oder Ereignis, das die kindliche Unbekümmertheit jäh beendet.

Bei mir waren es die Kriegswirren, die mein Dasein ab dem zehnten Lebensjahr prägten. Anfangs war das alles neu, aufregend und spannend. Man sprach von Mobilmachung. Das bedeutete, dass viele Männer im Straßenbild in feldgrauen Uniformen zu sehen waren, adrett und mit schneidigen Gebaren. Dann wurden die Gebaren zunehmend kriegerischer. Bewaffnete Fahrzeugkolonnen durchquerten unsere Kleinstadt, um von einem Ort zu einem anderen verlegt zu werden. Dass diese Zielorte meistens in Richtung Ostgrenze lagen, wurde uns erst später bekannt.

Meldungen kamen an einem schönen Sommertag, mitten in den Ferien, über den Rundfunk. Bei uns zu Hause über den Volksempfänger, die so genannte „Göbbelsschnauze“. Markige Männerstimmen erbosten sich über die schändlichen Polen, die „einen deutschen Sender überfallen und Landsleute getötet haben“. So dass, wie Hitler verlauten ließ, die Vergeltung auf dem Fuße folgen müsse. Und sie folgte in Form Tausender deutscher Militärstiefel, die formvoll benagelt die Grenze zum Feind überschritten und ihn erfolgreich bekämpften.

Die Wochen und Monate danach waren voll von Siegesfanfaren. Eine folgte der anderen. Das machte auch uns Kinder stolz. Weil es deutsche Väter und Brüder waren, die den Feind unaufhaltsam in die Flucht schlugen. Hitler schien Recht zu haben. Wir sind die besseren Menschen und haben auch die besseren Soldaten.

Weil alles weit weg von zu Hause war, berührte uns der Krieg nur mittelbar. Zumal wir noch eine heile Familie waren. Vater wurde noch nicht in das

Feldgrau gesteckt. Er fertigte als Schneider die dringend benötigten Uniformen. Noch war er amtlich bestätigt unabhkömmlich, UK sozusagen. Außerdem war er „Blut- und Namensträger“, wie sie es nannten. Sein Vater war im Ersten Weltkrieg gefallen und er einziger Sohn.

Ich ging täglich unbekümmert meiner Schulpflicht nach und vergnügte mich danach mit meinen Freunden und auch Freundinnen in der Stadt und seiner schönen, noch kriegsverschonten Umgebung. Es gab fast keinen Tag, an dem wir nicht das herrliche Freibad bevölkerten, uns dort tummelten und auf den warmen Steinplatten sonnten.

Und Pimpf war ich geworden, unmittelbar nach Kriegsbeginn. Mein zehnter Geburtstag im September 1939 war ausschlaggebend dafür. Zum ersten Kriegsweihnachten lag eine nagelneue Pimpfuniform unter dem geschmückten Tannenbaum. Eine reiche Tante hatte sie mir geschenkt, um meinen Eltern diese finanzielle Mehrausgabe zu ersparen. Vater verdiente damals wöchentlich nur fünfundzwanzig Reichsmark. Da waren solche zusätzlichen Aufwendungen schwerwiegende Eingriffe in die Haushaltskasse,

Für uns Pimpfe war jeder Mittwochnachmittag als „Dienst“ verplant. Wir trafen uns uniformiert auf dem Sportplatz unserer Oberschule. Sie lag am Stadtrand, so dass unsere lauten Betätigungen das Umfeld weniger belästigten. Hier wurden in Gruppen, im Zug oder auch im Fähnlein militärische Ordnungsübungen trainiert. Stillgestanden, Richt Euch, Links oder Rechts um und alles andere, was der Ordnung und dem Ansehen einer Formation diene. Deshalb ertüchtigten wir uns auch bei Sport und Spiel. Geländespiel, wie wir es nannten. Da gingen zwei Züge gegeneinander los, um im Wettstreit der Bessere zu sein. Ganz nach Art und Weise unseres großen Vorbildes, der Wehrmacht. Da wurden Späher eingesetzt, um den „Feind“ rechtzeitig aufzuspüren und seine Fahne oder ein anderes Relikt zu erbeuten, so den „Sieg“ zu erringen.

Natürlich musste der „Gegner“ auch physisch ausgeschaltet werden. Das geschah, in dem ihm seine Markierung, eine Armbinde oder ein anderes vorher bestimmtes Kennzeichen, entrissen wurde. Solche

Trophäen waren Zeichen besonderen Wagemutes und sichtbarer persönlicher Stärke. „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Wundhunde“ war unsere Devise. So zu werden, hatte uns Hitler befohlen. Und Dienst ist Dienst und Befehl ist Befehl. Das war uns schon nach kurzer Zeit in Fleisch und Blut übergegangen. Dazu gab es in unseren jungen Herzen und Hirnen keine Zweifel.

„Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal statt“ wie mein anderer Großvater zu sagen pflegte. Er meinte damit, abhärten ist gut, darf aber der Gesundheit nicht abträglich sein. An Tagen, wenn es regnete oder schneite, rückten wir zugweise in die vertrauten Klassenräume ein, um hier gemeinsam Liedertexte zu erlernen und zu singen.

Auch ideologisch wurde an uns gearbeitet. Wir bekamen unter anderem den Lebenslauf „unseres Führers und Reichskanzlers“ solange vorgebetet und eingetrichtert, bis wir ihn im Schlaf hersagen konnten: „Geboren am 20. April 1889 in Braunau am Inn...“ usw. usf.

Natürlich wurden auch die Erfolge unserer Wehrmacht besprochen und bejubelt. Einer unter uns war ein regelrechtes Genie. Er konnte die letzte Sondermeldung über die Lage an den Fronten, die er mittags im Radio gehört hatte, fast wort-wörtlich nachplappern. Ich habe ihn später aus den Augen verloren und weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er hatte das Zeug für einen Nachrichtensprecher.

Mich hat es nach einem Jahr Zugehörigkeit zum „Deutschen Jungvolk“ (DJ) in den Fanfarenzug verschlagen, wo ich bis zum bitteren Ende verblieb. Eigentlich hätte ich, wie üblich, mit vierzehn Jahren in die „Hitlerjugend“ (HJ) übernommen werden müssen. Doch gute Fanfarenbläser konnte man nicht säen, wachsen lassen und ernten, wie die Rüben auf dem Acker. Selbst, wenn die dort auch in Reih und Glied stehend, von uns im Ernteeinsatz gelichtet wurden. Ein Fanfarenbläser braucht Musikalität, eine gute Puste und Lippen, die sich in das Mundstück formen, um dem Blechkörper tiefe, hohe und höchste Töne zu entlocken. Das brachte Bewunderung, besonders bei den Mädchen.

Ein Mund, der solche Töne hervorbringen kann, eignet sich bestimmt auch zum Küssen!

So blieben die besten Bläser und Trommler in diesem privilegierten Haufen. Unser Privileg zeigte sich am Sonntagvormittag zur „Jugendfilmstunde.“ Jungvolk, Jungmädchen, Hitlerjugend und Bund Deutscher Mädchen (BDM) trafen sich um zehn Uhr auf dem Marktplatz. Wir formierten uns dort und marschierten dann in einer Kolonne zum Filmtheater. Die Trommler und Bläser des Fanfarenzuges natürlich an der Spitze. Wir gaben den Marschritt an und weckten die Anwohner aus ihrem verdienten Sonntagsschlaf. Am Kino angekommen, waren wir die ersten, die den Saal betraten, um dort vor der Leinwand Aufstellung zu nehmen. Sodann ging das Getöse weiter. Im geschlossenen Raum war das wie ein Donnerrollen. Doch unsere Ohren waren daran gewöhnt, wie heutzutage die Jugend an den Techno-Sound. Wir schmetterten aus voller Brust, den Marsch I, II und III, die Aida und andere Klänge bis alle Formationen Platz genommen hatten, der Filmvorführer die „Deutsche Wochenschau“ eingelegt hatte und mittels Gong den Beginn der Veranstaltung ankündigte. Für uns war eine Reihe Sitzplätze im Saal freigehalten worden. Sogar dort, wo für Sonderplätze normalerweise mehr kassiert wurde. So konnten wir uns, als Entschädigung für unsere Anstrengungen, nun auf gepolsterten Sitzen lümmeln. Privilegiert sozusagen.

Unser Trommeln und Fanfaren blieben vorn ausgerichtet stehen, weil sich nach Abschluss der Wochenschau und des Spielfilmes das gleiche Rituals vollzog. Wenn die anderen den Saal verließen, begleiteten sie unsere Klänge.

Solche Auftritte gab es für uns auch im Schützenhaus-Saal, wenn man zu einer zentralen NS-Veranstaltung aufrief. Hier war unser Platz am hinteren Teil der Empore, so dass wir alles übersehen und übertönen konnten. Wir waren ein angesehener Haufen und konnten uns einige Nischen einrichten, wie man heute zu Eigenständigkeiten sagt. Unser „Dienst“ bestand hauptsächlich darin, neue Melodien einzustudieren und bereits vertraute mehrstimmig zu verfeinern. Dazu zogen wir uns

in Gefilde zurück, abseits von Behausungen, um nicht ungewollt zu stören und unsere „Werke“ nicht frühzeitig preiszugeben. Geheimnistuerei war durchaus angebracht, auch um beim jährlichen Wettstreit der Fanfarenzüge auf dem Sondershäuser Schlossplatz erfolgreich abzuschneiden. Zum Leidwesen meiner Mutter, nutzte ich ab und zu auch die Freizeit zu Hause für bausbäckige Übungen. Auch wenn das im Keller oder Schuppen geschah, ging es nicht ungehört an ihren Ohren vorbei. Und ihr SIDOL wurde schneller verbraucht als gewöhnlich. Vor jedem Dienst und Auftritt galt es, das Blechwerk auf Hochglanz zu polieren, damit sich sowohl die Sonne als auch mein strahlendes Gesicht darin spiegelten. Nichts ist unansehnlicher als stumpfes, abgegriffenes Messing. Und der Wimpel mit der Rune an jeder Seite und den Fransen ringsherum musste immer sauber und gebügelt sein, genauso wie das braune Hemd und im Winter die dunkelblaue Bundjacke und –Hose. „Ordnung ist das halbe Leben!“ wurde mir allseits gesagt, und ich hielt das auch zukünftig so. Dabei habe ich über Jahrzehnte den Wahwitz mitgeschleppt, das Ordnung auch Gehorsam bedeute.

So verliefen die Jahre des Krieges und die letzten meiner Kindheit eingebunden in das System eines Großdeutschland, das sich auserkoren wähnte, sein Gedankengut und seine Kultur auf andere Völker zu übertragen und nicht reinrassige gänzlich auszulöschen. Wenn mir das in meiner kindlichen Gedankenwelt nicht bewusst wurde, so hatte ich auch keine Veranlassung, darüber nachzufragen. Mir wurde, wie Millionen andere, tagtäglich eingeredet, dass alles einen Sinn und seine Rechtfertigung habe.

Doch es kam anders als uns über Jahre weisgemacht. Die Erfolge der ruhmreichen Wehrmacht wurden zusehends weniger und blieben einige Zeit später ganz aus. Misserfolge und Rückschläge rückten an ihre Stelle. Das sprichwörtliche deutsche Sturmgeschütz war im russischen Schnee und Schlamm stecken geblieben und wurde nun mit dem Rückwärtsgang herausgezogen.

Inzwischen war auch mein Vater Soldat und nach einer kurzen Ausbildung in Richtung Osten geschickt worden. Nun war auch unsere Familie in den „Genuss“ gekommen, Feldpostbriefe zu verschicken und solche mit Wehmut und Sorge zu empfangen. Nicht selten kamen Botschaften in die Familien „Auf dem Feld der Ehre für Führer und Volk gefallen.“ Das war ein kaum zu verwindender Schock. Denn gefallene Männer stehen im Gegensatz zu gefallenen Mädchen nicht wieder auf.

Im Sommer des Jahres 1944 kam ich mit meinem Freund Rudi auf die Idee, uns freiwillig zur Kriegsmarine zu melden. Die „Freiwilligen“ durften ein rotes Bändchen in der Knopfleiste der Uniform tragen. Als sichtbaren Beweis ihres Mutes sozusagen. Wir machten uns auf den Weg zum Wehersatzamt Mühlhausen. Dort angekommen, trugen wir unser Anliegen einem kriegsversehrten Hauptmann vor. Kriegsmarine, das bedeutete für uns eine schicke Uniform und große Abenteuer auf hoher See. So nach dem Vorbild des legendären „Kaleu Prien.“

Als uns der Hauptmann angehört hatte, kam seine unmissverständliche und niederschmetternde Antwort: „Jungs, wir haben kaum noch Schiffe. Was wollt ihr da bei der Marine? Macht, dass ihr nach Hause kommt!“ Wir haben das nicht als Wehrersatzung betrachtet und an die große Glocke gehangen, sondern im Stillen den Schluss daraus gezogen: Warten, was auf uns zukommt.

Die Schule verlief bis Ende 1944 in der Obertertia mehr oder weniger planmäßig. Ältere, schon pensionierte Lehrkräfte wurden reaktiviert, weil die jüngeren inzwischen irgendwo eine Offiziersuniform trugen und den Feind bekämpfen mussten. Der Lehrkörper hatte uns kaum noch im Griff. Wir waren mehr mit dem Kriegsgeschehen beschäftigt, denn mit dem Lehrstoff.

In der Wohnküche hatte ich eine Landkarte der Kriegsschauplätze an die Wand geheftet und markierte fast täglich mit Stecknadeln den rundfunkgemäßen Frontverlauf. Anfangs vorwärts und dann später zurück in die Heimat. In den Sondermeldungen von den Fronten, die

mittlerweile in allen Himmelsrichtungen anzutreffen waren, wurde nicht mehr von stürmischen Vormärschen gesprochen, sondern von planmäßigen Rückzügen. Dann fehlten auch die Fähnchen der glorreichen Armeen auf meiner Landkarte. Da machte sich Resignation breit und ließ die Nadeln blank. Die Sondermeldungen wurden spärlicher und nur in der „Deutschen Wochenschau“ wurde uns per Zelluloid der Siegeswillen kundgetan. Verluste gab es meistens nur bei den Russen. Ich wunderte mich, wieso täglich mehrere Gefallene die Seiten der Tagespresse füllten. Auch die Anzahl der Vermissten nahm zu. Offenbar hatte man schon die Übersicht verloren.

Zunehmend wurden wir in diesen Tagen durch Luftlagemeldungen und Fliegeralarm in die Hauskeller getrieben. Das nutzte einen Dreck. Im Nachbarhaus starben Anfang 1945 durch eine verirrte Fliegerbombe vier Frauen und Kinder in diesem schutzlosen Gewölbe. Anfangs kam der Alarm meistens zur Nachtzeit, weil Göring alias „Meier“ und seine Gesellen schon schliefen. In unzähligen Wellen dröhnten die anglo-amerikanischen Bombergeschwader hoch oben über uns hinweg. Unser Kaff war strategisch noch unbedeutend. So kamen wir vorwiegend mit dem Schrecken davon. Dennoch schmolz die Siegeszuversicht dahin. Doch der Siegeswille war noch ungebrochen.

Bewegung kam in mein Leben und das meiner Schulkameraden Anfang 1945. Wir vom Jahrgang 1929 wurden auserwählt und nach Kahla am Hang des Thüringer Waldes verfrachtet. Dort mussten wir über vier Wochen eine Startpiste für Flugzeuge schneefrei halten. Für diese war eine Bergkuppe geplant worden, unter dem in einer Rüstungsfabrik der REIMAG Flugzeugwerke Düsenjäger vom Typ Me 262 gebaut wurden.

Wir waren in einem nahen Lager in Steinbaracken untergebracht, schliefen auf Stroh und marschierten von dort täglich zu unserem Arbeitsplatz. Versorgt wurden wir im Lager früh und abends mit Kaltverpflegung und mittags warm aus Gulaschkanonen, die unterhalb des Berges

positioniert waren. Wir befanden uns im 5. Kriegsjahr und das Speiseangebot beschränkte sich hauptsächlich auf Kohlrübensuppe. Abwechslungsreich waren die Suppen dennoch: mal mit Kartoffeln, mal ohne – meistens fleischlos - mal dünn und mal sämiger gekocht..

Gauleiter Sauckel oder „Sauleiter Gauckel“, wie wir ihn insgeheim nannten, hatte uns mit großen Worten unsere kriegsentscheidende Mission verdeutlicht und uns zu Arbeitseifer, Ordnung und Manneszucht aufgerufen. Unser Arbeitseifer und die Ordnung stimmten. Die Rollbahn war täglich schneefrei. Aber ein Flugzeug zum „Vergeltungsschlag“ starten zu sehen, war uns nicht vergönnt. Vielleicht fehlte der Treibstoff oder eine Schraube war locker. Das kam damals sogar in höchsten Kreisen nicht selten vor.

So zogen wir nach vier Wochen wieder heimwärts und ließen uns von einer anderen Neuigkeit überraschen. Göbbels hatte inzwischen den „totalen Krieg“ ausgerufen und uns Jünglinge und die alten Dattergreise zur alles entscheidenden Kraft erkoren. „Volkssturm“ hieß diese irre Idee. Treffender wäre gewesen, diesen Haufen „Volkswind“ zu benennen. Er war wie ein Sturm im Wasserglas. Ohne Aussicht, über den Rand zu schwappen und das Umfeld spürbar zu benetzen. Wir sollten das Volk retten und den Feind, der schon in der Haustür stand, in die Flucht schlagen. Welch ein Wahnwitz!

Es gab zwar einige Fanatiker, die bis zur letzten Patrone kämpfen wollten. Sie hätten bei dem spärlichen Rest an Munition sowieso nicht lange dazu gebraucht. Sie wollten den Sieg sogar fünf Minuten nach Zwölf noch erringen, sich mit Ruhm und Ehre bekleckern und mit Orden behängen lassen.

Wir „29er“ wurden also wieder auserwählt. Jungs, die kaum fünfzehn Jahre alt waren, Kindersoldaten sozusagen. Die älteren Jahrgänge waren entweder schon Soldat oder als Flakhelfer unterwegs. Wir bildeten den „harten Kern“ der Volkssturms, wurden zunächst im Saal vom „Schützenhaus“ untergebracht und dort mit der Handhabung von Schützenwaffen vertraut gemacht.

Die Parabel von Schützenhaus und Schützenwaffen war zufällig. Es gab keinen größeren Saal in unserer Kleinstadt.

Im Ausbildungsplan standen der Gebrauch der Pistole, des Karabiners und der Panzerfaust, und natürlich Exerzieren und das Verhalten auf dem „Schlachtfeld“. Vieles musste nur aufgefrischt werden. Es war uns aus dem Dienst im Jungvolk bekannt; einschließlich das Zielen und Schießen. Wenn auch nur mit dem Luftgewehr. Schlachtfelder hatten wir noch nicht gesehen. Außer im Kino. Und dort siegten immer die Deutschen. Also brauchte uns nicht bange zu sein.

Das alles lief Anfang März 1945 ab. Auch an Panzerminen wurden wir ausgebildet, so genannten Haftminen. Ein Magnet ließ sie am Metall haften, so man mutig genug war, sie einem feindlichen Panzer an das Fell zu kleben.

Eines Tages mussten mein Freund Gerhard und ich die Musterexemplare wieder zur Kaserne in der Kreisstadt Sondershausen bringen. Wir hatten sie auf den Gepäckträger unserer Fahrräder gepackt und hofften, dass sie dort haften bleiben. Es war eine Tortur, die zwanzig Kilometer weite Fahrt zur Kaserne, dem Stammsitz der Aufklärungs-Abteilung 4. Die Minen wollten partout nicht auf den Fahrrädern bleiben, so dass wir mehr festhalten und schieben denn fahren konnten. Der Rückweg und die „Eiserne Ration“, die wir von einem Unteroffizier als Wegzehrung erhielten, entschädigten uns. In der Kaserne waren zurzeit schon mehr verpackte Essenrationen als Soldaten.

Wenige Tage später wurden wir allesamt per Eisenbahn nach Waltershausen/ Thüringen verfrachtet. Meine Leibwäsche war in Mutter guten Reisekoffer gepackt worden. Sie war sehr traurig, dass sie ihn nie wieder zu Gesicht bekam. Er ging den Weg vielen Irdischen in diesen Tagen, er musste auf Nimmerwiedersehen verlassen werden.

In Waltershausen wurden wir in einem Schulgebäude untergebracht, in Gruppen, Züge und Kompanien formiert und erhielten zugweise einen Wehrmachtsangehörigen als Vorgesetzten. Unser Zugführer war

ein Unteroffizier, der schon dreimal verwundet wurde und nur noch bedingt einsatzbereit war. Für den Volkssturm reichte das offensichtlich aus. Unsere Truppe setzte sich aus Gleichaltrigen aller thüringischen Landesteile zusammen. Wir wurden weiter mit dem Ziel ausgebildet, gegen die immer näher kommenden Amerikanern bereitzustehen.

Als Waffe erhielt ich einen umgebauten italienischen Karabiner. Seine Mehrladeeinrichtung war mit einem Stück Sperrholz bedeckt, so dass er nur mit einer Patrone geladen werden konnte. Munition erhielt ich für zehn Schuss sowie eine Panzerfaust mit einer Granate. Stellte somit eine fast unbezwingbare Macht dar.

Hier machten sich die ersten Zweifel in mir breit. Hitler wollte sein Worte wahr machen: „Wenn das deutsche Volk nicht fähig ist zu siegen, hat es sein Dasein verwirkt!“ Auch wir sollten ins Gras beißen. Es ging um das nackte Leben, das an einem Zwirnsfaden hing. Den wollte ich nicht frühzeitig reißen lassen.

Mir wurde bewusst, weder einen Schuss noch mein Leben einer Sache zu opfern, die am letzten Faden hing. Dafür war mein Leben zu jung, um es vor die Hunde zu schmeißen. Als wir eines Nachts alarmiert wurden, um zugweise in Richtung Feind zu marschieren, setzte ich mich mit zwei Freunden zu einem günstigen Zeitpunkt von der Einheit ab. Wir hatten noch das Wort unseres Unteroffizier im Ohr: „Wenn jemand von euch den Zug verliert, ich werden ihn nicht suchen lassen“ und betrachteten das als Wink mit dem Zaunpfahl. Im Stillen bin ich heute noch diesem Mann dankbar. Vielleicht ist es ihm gelungen, auch unversehrt nach Hause zu kommen.

Uns gelang das nach einem abenteuerlichen Marsch in Richtung Heimat. Immer in der Gefahr von den „Kettenhunden“ aufgespürt zu werden oder den amerikanischen Tieffliegern ins Visier zu geraten. Die bekämpfen zu dieser Zeit auf den Straßen und Feldern alles, was sich bewegte.

Anfang April 1945 war ich wohlbehalten wieder zu Hause angekommen. Ich war glücklich, wieder die altvertrauten Straßen unter den Füßen zu haben. Die Schule war inzwischen passè. So konnte ich mich an den

ersten Frühlingstagen mit einer neuen Freundin treffen. Das frische Grün lag unter uns, das Ende des Krieges vor uns und die Amis kreisten über uns. Das aber tat meinen Gefühlen keinen Abbruch. Meiner Heimatstadt und mich erwartete eine neue Zukunft, eine glückliche Zeit.

Wenige Tage danach, am 11. April, zogen als erste Befreier und Besatzer die Amerikaner in unser Städtchen ein und blieben für einige Wochen in Häusern am Nord- und Südrand. Der Vorhang war gefallen, die tragische Vorstellung zu Ende.

Was nun? Ich dachte, nun wird etwas Neues beginnen. Jetzt geht dein Leben erst richtig los. Jetzt wird etwas kommen, was es vorher nicht geben konnte und nicht geben durfte: Frei sein!

Ich spürte, dass meine Kindheit nun endgültig vorbei ist, dass ich mein weiteres Leben als Mann bestreiten muss. Dass ich es aber nicht wieder an irgendwelche Bedingungen knüpfen werde, deren Auswirkungen ich nicht übersehen kann. Dass es nicht wieder von anderen bestimmt werden sollte, denn von mir selbst.

Wie diese neue Leben sein würde, wusste ich noch nicht. Ich wollte aber mit all meinen Kräften mit daran arbeiten, es friedlich und glücklich zu gestalten. Ich sollte wieder erfahren, dass bei Rosen gleich die Dornen stehen.

Lorenz Eyck



Christa Niedermeyer
21684 Agathenburg

Christa Niedermeyer, geb. 1944 in Buxtehude, verheiratet, zwei Kinder, arbeitet als Steuerfachgehilfin in Hamburg. Als Ausgleich liebt und lebt sie ihr Hobby: Schreiben, die Vorlagen dafür bietet das Füllhorn Leben.

Dachau

Monoton gleichgültig die Stimme an der Tankstelle
dezent ein Hinweisschild zur Stätte des Grauens
die Drahtverhaue, Menschen, die neugierig schauen
ein Frühstücksbrot, die Kamera, eine gleichgültige Welle

Sprachgewirr strebt dem Tore zu
können je sie erfassen was geschah
und hier einst an Tränen und Elend war
hören sie die Stimmen, die schlurfenden Schuh

Wo gewaltsam von Peitschenhieben getrieben
die Menschen verzweifelt, ängstlich liefen
die Kamera zum Erinnerungsfoto sie hieven
junge Leute drängend durch das Tor sich schieben

Der Wind fegt die Kälte über Kieselsteine
wo damals die Welt ihre Ohren verschloß
als Mutter, Vater und Kind Tränen vergoß
hört niemand ihr Klagen und Weinen

Die langen Reihen der Gequälten
zum Tode verurteilt durch Menschen unser
glaubten oft noch an Gott, an Wunder
wenn sie sich am Ende der Leiden wähten

Ich höre durch den Wind die Stimmen
alte Frauen, kleine Kinder im Gewimmer
die Peitsche, die Stiefel, kein Hoffnungsschimmer
der Qual kein Ende, die Körper sich winden

Sie starben, wo heut' die gleichen Bäume stehn
wo sie auf den Tod angstvoll warteten
an den Wänden schamlos gekritzelte Daten
die Winde wie damals in den Zweigen wehn

Sie tragen tausendfach das Stimmengewirr
aus unverständenen kaum erträglichen Zeiten
als Menschen hier einst weilten
sie schlachteten wie gemeines Getier

Weinen, klagen, ändern möcht' ich's
schrein, begreif Vergangenes nur schwer
schaue auf das tote Menschengewirr
alles hat unendlich Gewicht .

Vergesst nie, was hier einst geschah
die Stimmen schreien es euch hinterher
das Wellental des wogenden Totenmeers
verschlingt das gleichgültige Menschenheer.

Der Geburtstag

Der kalte, herbe Wind zerstörte die zaghafte Wärme der strahlenden Frühlingssonne.

Es war Jürgens besonderer Tag. Seit vielen Jahren feierten sie ihre Geburtstage auf ungewöhnliche, geliebte Weise. Diese Tage wurden nicht als aufreibende, hektische Familienfesttage begangen, sie genossen die Zeit immer nur zu zweit. Mit den Jahren verstummte das leise Murren der Verwandten und Freunde. Sie akzeptierten die etwas eigenwillige Lösung, sie wurden sogar heimlich um die herrlichen, stressfreien Tage beneidet. Jürgen strahlte am frühen Morgen beim Frühstück in genussvoller Vorfreude... „und...“, fragte Monika, „wie soll unser Tag aussehen?“ „Lass dich überraschen, es geht in Richtung Celle.“

Celle hatten sie schon lange nicht mehr besucht. Die kleine, altertümliche Fachwerkstadt war immer wieder sehenswert und im Zentrum der Lüneburger Heide wunderschön gelegen. Rasch waren die wenigen Handgriffe in der Küche erledigt, die Tour konnte beginnen. Kleine, verschlafene Städte und Dörfer zogen an ihnen vorbei. Monika genoss die Fahrt auf dem Beifahrersitz, Sonnenstrahlen breiteten wohlige Wärme

über ihr Gesicht aus. Die Natur entfaltete endlich ihr blühendes, duftendes Blütenmeer, nur der eisige, kalte Wind des Nordens störte ein wenig. Das eintönige Summen des Motors ließ sie für kurze Zeit träumend in einen leichten Schlaf versinken.

Plötzlich bremste Jürgen scharf, sie blinzelte verschlafen in eine rote Straßenampel. Waren sie schon in Celle?

Links und rechts standen jedoch keine gemütlichen Fachwerkhäuser am Straßenrand. Ihr Blick fiel auf ein Schild - Gewerbegebiet -. Jürgen bog rasant in eine unscheinbare Seitenstraße und hielt vor einem riesigen, lang gestreckten Zaun. Triumphierend schaute er sie an.

„Du liebst doch Museen, dieses hier wollte ich schon immer einmal besuchen.“

Monika schaute sich zweifelnd um und blickte auf einen riesigen Panzer. Das bedrohliche Mündungsrohr fegte die Freude des Tages davon...aber es war Jürgens Geburtstag, und seine Gestaltungswünsche waren zu respektieren.

Erwartungsvolle Väter mit ihren aufgeregten, neugierigen Söhnen, alte Kriegsveteranen und heroisch dreinblickende, glatzköpfige junge Männer strebten der Ausstellung mit gezückter Kamera entgegen. Jürgen durchlebte nostalgisch seinen ehemals verhassten Wehrdienst aus vergangenen Zeiten. Achtzehn nutzlose Monate verbrachte er auf einem Lastwagen einer Versorgungskompanie. Die technischen Daten

längst vergangener Jahre sprudelten aus ihm maschinengewehrgleich heraus.

Monika sah die Wände der Helme, las die Tafeln nüchterner Zahlen und stand plötzlich in einer gläsernen Nische, umringt von Waffen des letzten Weltkrieges, bedrohliche, stumme Zeitzeugen des Todes. Nachdenklich suchte ihr Blick die Reihen dieser liebevoll gepflegten Gewehre und Pistolen ab. Das Elend, die Schreie der damaligen Eigentümer schlich durch ihre Reihen.

Neben den Waffen sah sie ihn...da stand er hinter Glas, der tapfere Kämpfer, bekleidet mit einem dünnen, weißen Schneeanzug des Winters 1945.

Fröstelnd zog sie ihre Jacke zusammen und sah den Soldaten, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen, mit klammen Fingern seiner Familie schreiben:

17.1.1945

Meine liebe Erna!

Schnell noch ein paar herzliche Grüße und Küsse und dann will ich erst einmal schlafen, denn wir haben eine tolle Nacht hinter uns, Schneetreiben, dass man die Hand nicht vor Augen sehen konnte.

Gesundheitlich geht es mir gut u. hoffe, dass meine Lieben daheim es ebenfalls sind. Habt Ihr in diesem Winter auch genügend Kohlen? Hoffentlich friert Monika nicht so wie damals Regina, weißt Du es noch? Euer Vati friert augenblicklich sehr draußen, aber es wird schon wieder besser werden.

Nun seid alle herzlich begrüßt und geküsst Du meine liebe Erna, Erich, mein klein Sternchen u. klein Monika.

Dieser Brief erreichte Erna erst nach dem folgenden Schreiben . Ein Abgrund der Hoffnungslosigkeit tat sich auf...

17.2.1945
Feldlazarett 21
Chefarzt
Dienststelle Feldpostnr.15597

Sehr geehrte Frau Stadthaus!

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Mann, der Unteroffizier Paul Stadthaus, am 25.1.1945 an den Folgen seiner schweren Verwundung gestorben ist.

Ihr Mann erlitt einen Brustdurchschuss in Herznähe und ist auf dem Transport in mein Feldlazarett im Krankenkraftwagen entschlafen. Näheres über den Hergang der Verwundung kann ich Ihnen leider nicht mitteilen und bitte Sie, sich deshalb an den Feldtruppenteil Ihres Mannes, der Dienststelle Feldpost-Nr. 27406 D zu wenden. Ich spreche Ihnen zu dem großen Verlust, der Sie betroffen hat, mein herzlichstes Beileid aus. Möge Sie der Gedanke trösten, dass Ihr Mann sein Leben für die Größe und Freiheit seines Vaterlandes geopfert hat. Er wurde am 6.2.45 auf dem Ehrenfriedhof Libau/Lettland-Grabnummer 2118-mit militärischen Ehren beigesetzt. Der Nachlass wird Ihnen gesondert zugehen. Die Benachrichtigung über den Heldentod Ihres Mannes konnte erst heute zur Absendung kommen, da bei der Einlieferung sämtliche

Personalunterlagen fehlten und diese erst beim
Feldtruppenteil angefordert werden mussten.
In aufrichtigem Mitgefühl grüße ich Sie mit

Heil Hitler!

Kunze Oberstabsarzt

Monika wandte sich traurig ab und sah Jürgen, der
gerade begeistert einem riesigen Panzer entstieg, dessen
Ketten einst alles niederwalzte und die Hoffnungen der
nie gelebten Jahre unter sich begrub.

Christa Niedermeyer

Beethovens 5te

Kennst du Beethovens 5te? Beeindruckend, unvergesslich dieses Meisterwerk, immer wenn ich diese Musik höre, bekomme ich eine Gänsehaut... du auch? Warum, weil die Musik so wunderbar ist? Nein, es ist für mich die Erkennungsmelodie für den Anfang des Leidens und Grauens, das unser Land in einem alles verschlingenden unfassbaren Strudel in die Tiefe riss.

War es nicht erst gestern, wir die Staubkörner in der Zeitrechnung des unendlichen Universums? Hast du jemals Remarque gelesen, Wolfgang Borchert, vielleicht sogar das Testament von Calel Perechodnik... oder die Briefe eines weniger wortgewandten Schreibers, der in deiner Familie damals lebte und in der Winterjahreszeit bei minus 40 Grad im Schützengraben lag? Wofür... er wusste nicht einmal warum. Seine Briefe habe ich genau gelesen. Die sorgsam versteckten Mitteilungen zu finden war mein Streben. Ich spürte seine Angst, seine Leiden, seine Traurigkeit. Die Gebeine dieses Mannes heute vermodert im Schlamm der Fremde. Seine Träume blieben Träume, sein Leben vertan für Ideologien machthungriger Menschen, die den Teufelstanz ihrer Marionetten inszenierten. Der Beginn in Euphorie - wir, das Volk - dann der Paukenschlag, der Start in die Zeit des Todes ...Beethovens 5te missbraucht.

Auch du, ja du, heute offen oder versteckt im Gleichschritt Marschierender, wirst von wenigen skrupellosen Menschen erneut missbraucht. du bist es, der bei minus 40 Grad für eine angebliche neue Freiheit der Menschheit kämpfst, für machthungrige wortgewandte Treiber, die den „Roten Knopf“ umkreisen und Aufrüsten mit Abrüsten verwechseln, Krieg mit Frieden. Sie verkürzen deine Träume mit dem Riesenknall, du verschwindest unerreichbar auf dem Rauchpilz der Verwüstung ins Weltall. du Marschierer auf der Straße, du liebst dein Leben, die Sonne, Bücher oder Blumen... dahin, im Namen des Friedens im Schlamm an der Basis erstickt.

Ich bekomme immer eine Gänsehaut, wenn ich meine Melodie höre.

Sie steht für die Zerstörung des Menschseins, Liebe, Freude, Lachen, Weinen nicht mehr erleben können.

Die Familien, die damals im Strudel zerrissen wurden, der Zeitzeuge, den Nacht für Nacht die Albträume seines Gewissens plagten, sie werden rar, die Bücher, die ihr Unverbesserlichen lesen sollten, verstauben in den Schränken. Das Leiden können wir als nachfolgende Generationen nicht einmal erahnen.

Ich habe gefragt, ich habe zugehört und gelesen, das Elend in den Familien gespürt. Mein Lebensweg wurde von ihren Fehlern vorgegeben und bestimmt. Deshalb die Angst bei Beethovens 5te mit der knarrigen Stimme auf Schellack gepresst... ab heute morgen... wird zurückgeschlagen. Schlagen wir mit Worten zurück, wir dürfen und können es noch ohne unser Leben aufs Spiel zu setzen... vielleicht schon morgen ist sonst die Nachricht nicht auf Schellack gepresst sondern als CD gebrannt... mit dem Sturm der Verwüstung...

- Beethovens 5te -

Christa Niedermeyer



Petra-Marlene Gözl

64653 Lorsch

Geboren 1963 in Trier, Privatschule, Ausbildung

1983 Umzug nach Worms

2006 Umzug nach Lorsch/Hessen

Freischaffende Autorin und Künstlerin

Mitgliedsfrau der Schriftsteller- und Künstlerinnen Wien

Poetry-on-the-Cover-Preisträgerin 6/2003

Chiffrierte Lyrik im Nibelungenlieddenkmal Worms, 2003

Lyrik zum Pfarrer-Weil-Preis, 2002, 2004

Über 65 Printpublikationen; Einzelwerke:

Reizverschluss, Edition Querbeet, Mannheim, 2001

In Frieden lesen, limitiertes Kunstfaltbuch, 2003

Haut auf roten Feigen mit A. Hahn, Verlag DeKi, Herxheim

Ausstellungsbeteiligungen in:

Berlin, Frankenthal, Mainz, Worms, Bingen, Dassel,

Kronach,

mehr unter: www.lyrischebotenstoffe.de

Graupentraum

Irgendein Apriltag, der mich beschäftigt mit Raumeinteilung, Wandaufteilung und dem goldenen Schnitt. Strecken teilen sich. Ich husche mit großen Augen durch den Saal. So nenne ich mein Atelier. Als wir uns das erste Mal sahen, öffnete es sich mir kühl, Nordseite – nicht unbedingt ideal zum Malen, erklärte mir mein Kunsthausfreund. Wenn du wüsstest, wo ich schon überall gemalt habe, zwischen Tageszeitung und Bügelwäsche, zwischen Manuskriptbergen und Nachmittagskuchen, bei Dämmerlicht und im Morgengrauen, sprach meine Innere. Also was soll es, du Raum bist nicht ideal zum Malen, ich kann es eh nicht. Also, ich kann schon, wenn ich will und ich will. Ich unterschrieb den Mietvertrag, und nun steh ich hier. Irgendein Apriltag, der mich beschäftigt mit Raumeinteilung. Mir ist nach Störung, nur keiner im Haus scheint meinen Wunsch zu kennen. Alles ist auf den Leitern, die offenen Ateliertage stehen bevor. Ich hänge meinen Blick aus dem Fenster. Gegenüber frischt man auch die Wände auf, baut Regale bis unter die Decke, es sieht nach einer kleinen Versandfirma aus.

Die Stille auf dem Gelände ist manchmal mystisch. Als ob die Grasreste auf dem freien Platz Geschichte erzählen, eine über Hundertjährige. Alte Kaserne, Marschbefehle, amerikanische Übernahme – etwas, das wir Sechszigerkinder eh nur, und wenn überhaupt aus Großmuttererzählungen kennen. Großväter waren rar, die blieben meist in Russland. Russland, als Kind ließ ich dieses Wort über meine Zungenspitze kitzeln, so schlimm hörte sich das gar nicht an. Als Kind.....

Aber was wussten wir schon? Zwei Weltkriege füllten gerade mal knapp 30 Seiten in gängigen Geschichtsbüchern höherer Klassen, und die Erzählungen endeten je nach Familiengeschichte bei einem Brief aus Stalingrad oder einer grausilbernen Marke, für manche Frauen ein fühlbarer Schatz. Meine Großmutter wartete vergeblich auf dieses Gefühl.

Die Nordseite hat mich wieder. Späte Sonne streichelt den Kirchturm vor mir. Ich will jetzt Kaffee trinken und zähle die braunen Händchen in den Filter. Ich hänge *Carneola's Tanz* gegenüber ins Blickfeld. Ich bin so in alten Gedanken, dass ich fast Pfannkuchen rieche.

Ein kontemplativer Moment der angeklopft wird, ich höre mich: „Ja – bitte“, sagen. Kein Kollegenschwung öffnet die Tür, sondern eine zarte, kleine Frau grüßt in meinen Saal, fragt mich, ob ich zu stören bin. Bin ich, denkt meine Innere.

„Kommen Sie näher, entschuldigen Sie die Ordnung, die nach Chaos aussieht, was kann ich für Sie tun?“ Ich bemerke die Feuchte in den Augen der kleinen Frau. Ich schätze, sie hat mindestens ein halbes Leben mehr als ich gelebt, ihre zarte Haut schimmert vertraut. Ich erkenne Sommersprossen. Ich lächle. Wir stellen einander verbindlich vor. „Sind Ihre roten Haare echt?“ Wir lachen beide nach ihrer Frage. „Ja, ja natürlich“, antworte ich. „Ja, wie konnte ich nur so dumm fragen“, lächelt es sich mir entgegen.

Da steht diese kleine, rothaarige Frau vor mir. Im Raum eine schwirrende Vertrautheit, die ich noch nicht begründen kann.

Sie erzählt von ihrer Neugier, von einer Spurensuche, von alten Bildern, von Kindertagen. Die Sonne behauptet nun den Kirchturm vor dem Nordfenster. Plötzlich kann ich nicht mehr folgen, ihre Stimme stockt und die grünen Augen schwimmen.

Da sitze ich mit einer fremden Frau in meinem Saal und halte ihre Hand. Und ich merke, wie sich unsere Rollen verwischen, Leben vermischen, sie hat hier gewohnt 1938 – 1942, vaterlos, denn der blieb irgendwo, da, wo die Briefe herkamen. Sie erzählt von Ostertagen und Eiersuchen auf dem freien Platz, dort wo sie marschierten. Sie erzählt von der kalten Pracht, diesem geschonten Zimmer nebenan, gute Stube – es ist alles noch so wie früher. Ein Fenster fehlt, das haben sicher die

Amerikaner zugemauert, die später kamen, als sie gehen musste, mit den anderen Kindern und den Frauen, die übrig blieben.

Sie steht auf und wirft ihren Blick aus dem Nordfenster. „Hier hing ein schwarzes Rollo,“ erklärt sie mir. „Ich sollte dahinter schlafen, wenn meiner Mutter nach Unterhaltung war. Ich tat schlafend und genoss die heimlichen Blicke in den Abendhimmel, als ich hier stand, in dünnen Strümpfen und meinem Vater Botschaften in die Ferne schickte. Sie verstehen?“ Ich nicke.

Ich erzähle von meiner Intention hier zu sein. Später schauen wir Bilder an, schubladengereifte Schwarzweißfotografien, ein Bild des schwarzen Rollos. Ein Kinderbett davor, ein zartes Kind, eine wunderschöne junge Frau daneben – es war hier.

„Ich träumte von Graupensuppe in vielen Nächten“, sagt Sie mir. Wir lächeln uns an. Es muss einen Grund gehabt haben, warum ich just an diesem Apriltag Störung wollte.

Ich werde malen morgen. Ein schwarzes Rollo, Metapher für den Untergang, im Irak tobt es. Es ist April.

Petra-Marlene Gölz

Nicole Nohr

41236 Mönchengladbach

Geboren wurde ich 1977 in Mönchengladbach, Nordrhein-Westfalen. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf in Neuss, zog ich vor sechs Jahren wieder nach Mönchengladbach, wo ich auch heute noch lebe und arbeite. Nebenberuflich studiere ich an der Fern-Universität Hagen Wirtschaftswissenschaften.

In meiner knapp bemessenen Freizeit lese und schreibe ich sehr gerne.

Ubi bene, ibi patria *)

Sie wusste, dass es bald soweit war und sie verspürte keinerlei Angst. Es gab ja auch keinen Grund dafür. Im Gegenteil. Sie freute sich auf die Reise. Auf ihre letzte Reise. Sie würde endlich nach Hause kommen, dorthin, wo sie sich schon lange hin wünschte.

Heimat. Zuhause. Das ist der Ort, an dem man gerne lebt, an dem man sich wohl fühlt. Wie hatte ein kluger Kopf einmal so treffend gesagt?

Wo immer es gut ist, dort ist meine Heimat.*)

Sie lebte schon an so vielen Plätzen gelebt, die sie als ihr Zuhause bezeichnet hatte. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf im Westen Deutschlands, musste sie in früher Jugend fliehen. Zusammen mit ihrer Familie fand sie Zuflucht in einem fremden Land, in dem fremde Menschen sie in einer fremden Sprache ansprachen.

Ihre Mutter nannte die kleine Dachwohnung, in der sie ein paar Jahre lang lebten, zuhause - für sie war es das nie gewesen. Es hatte immer etwas gefehlt. Sie sehnte sich nach ihren Freunden, ihren Verwandten, sie vermisste ihr Zimmer über der Scheune, das Zwitschern der Vögel, den Duft des frischen Heus, die warme Morgensonne, die sie immer in der Früh geweckt hatte.

Diese Dinge verband sie mit dem Wort Heimat.

Später, als der Krieg vorbei war und sie in ihr Dorf zurückkehren konnten, fanden sie dort nichts mehr so vor, wie es einmal war. Alles war zerstört, lag in Schutt und Asche. Fremde Männer hatten sich die Reste der Scheune und ihr altes Zimmer zueigen gemacht.

Wieder vertrieben, zog sie mit ihrer Familie in eine Großstadt. Die Arbeit

in der Bäckerei am Ende der Straße, neu gewonnene Freunde, die erste Liebe gaben ihr Halt.

Halt, den sie in dieser schweren Zeit so sehr brauchte.

Als erst ihr Vater und kurze Zeit später ihre Mutter starben, und später die erste Liebe in die Brüche ging, stand sie fast davor, die neu gewonnene Heimat erneut zu verlieren. Ein paar Monate später lernte sie ihren späteren Mann kennen. Bei ihm fand sie Trost und fühlte sich geschützt. Sie heirateten bald, bauten sich ein kleines Häuschen und bekamen ihre zwei Kinder. Die Zeit war hart, das Geld oft knapp, aber dennoch waren sie glücklich gewesen. Sie hatten sich ihre eigene Heimat geschaffen, ihr eigenes kleines Nest, das sie schützend umgab.

Doch es war eine Idylle, die nur kurz hielt. Der nächste Krieg zog über das Land, zerstörte, was gerade aufgebaut war, trennte, was zusammengefunden hatte.

Ihr Mann an der Front, die Kinder kaum den Windeln entwachsen, befand fand sie sich erneut auf der Flucht und musste wieder das zurücklassen, was sie ihr Zuhause nannte.

Die fremden Menschen, die sie in einer fremden Sprache ansprachen, gaben ihr erneut nicht das Gefühl willkommen und erwünscht zu sein. Hass und Abscheu sprangen ihr aus den Augen der Gastgeber entgegen; die Kinder waren in dieser Zeit der einzige Halt, den sie noch hatte.

Das und ihr tägliches Beten um den Mann, um ihre Heimat, ihr Zuhause, waren es, was ihr durch die Jahre halfen.

Nach dem Krieg, nach der Niederlage des deutschen Volkes kehrte sie in ihre Stadt zurück. Gemeinsam mit anderen Frauen baute sie das Land wieder auf, kümmerte sich um die Kinder und betete weiterhin täglich um den Mann, den sie liebte.

Die Kinder wurden groß, das Land blühte auf; es ging wieder aufwärts. Das, was einst ihre Heimat gewesen war, nahm mehr und mehr Gestalt an.

Doch etwas fehlte, einer kehrte nicht zurück und machte aus dem Zuhause die ersehnte Heimat – die Heimat, die es zuvor gewesen war.

Die Kinder wurden erwachsen und lebten ihr eigenes Leben. Sie blieb in dem kleinen Haus wohnen, wartete und betete, klammerte sich an den Gedanken, dass ihr Mann noch lebte und irgendwann zurückkehren würde. Bis heute.

Doch er war nicht zurückgekehrt, hatte ihr nicht das fehlende Stück Heimat gebracht.

Aber das war nun nicht mehr wichtig. Sie würde ihn bald wieder sehen und zu ihm gehen, nach Hause, in ihre neue, bleibende Heimat.

„Ich bin bald bei dir. Warte auf mich“, flüsterte sie, bevor sie die Augen schloss und für immer einschlief.

) Cicero

Nicole Mohr

Claudia Röhrle
86720 Nördlingen

Warum? Gefallen im Krieg

Da lag er nun, befleckt vom Blut einer ganzen Generation. Seine Augen ausdruckslos, leer ohne Hoffnung. Seine inneren Schreie wollte niemand hören, seine Angst keiner sehen. Nun, warum Angst, er musste doch ein Mann sein. Bloß keinen Schmerz zeigen, ja keine Gefühle. Die Gefühle gezeichnet von Schmerz, Verzweiflung und diese große Angst. Diese Angst vor dem Sterben. Vor dem Tod, keineswegs, doch vor dem sterben, vor den Schmerzen, den körperlichen und auch den seelischen Schmerzen. oh ja, davor hatte er große Angst. Er wollte nie allein sterben, er wollte bei seiner Familie, seinem Sohn, auf den er doch so stolz war und seine Frau, seine gutmütige und herzengute Frau, ja, bei denen wollte er sterben. Doch dieser innige Wunsch wurde ihm nicht gegönnt.

Im Dreck, in der Kälte, in der Einsamkeit, in seinem Blut, das für Nichts und wieder Nichts vergossen werden musste, lag er nun. Sein Atem laut und schwer, nach jeder Minute anstrengender. Er hörte nur noch leise, neben dem Geschrei und Geknalle der Pistolen und die Stimme seiner Frau, die jedoch nicht da war. Sie saß, wartend und mit großer Hoffnung auf ein Wiedersehen zu Haus, welches er nie wieder sehen würde. Er griff in die Luft, als würde er nach jemanden greifen und von seinen rissigen Lippen grollten schwer, mit leiser und schwacher Stimme die Worte, die nach seiner Frau verlangten. Man sah in seinem Gesicht etwas glitzern und schimmern. Eine Träne, die sich mit dem verdreckten Blut auf seiner Wange vermischte, floss hinunter bis zu seinem trockenen Mund. Es tat ihm gut, Flüssigkeit zu spüren. Er lechzte danach und er merkte jetzt erst wie groß sein Durst war. Er drehte seinen Kopf, der ihm wie fünf Tonnen schwer vor kam und erblickte einen toten Körper, er war weiß und verwahrlost und seine Augen waren matt. Er sah nicht schön tot aus, obwohl man in

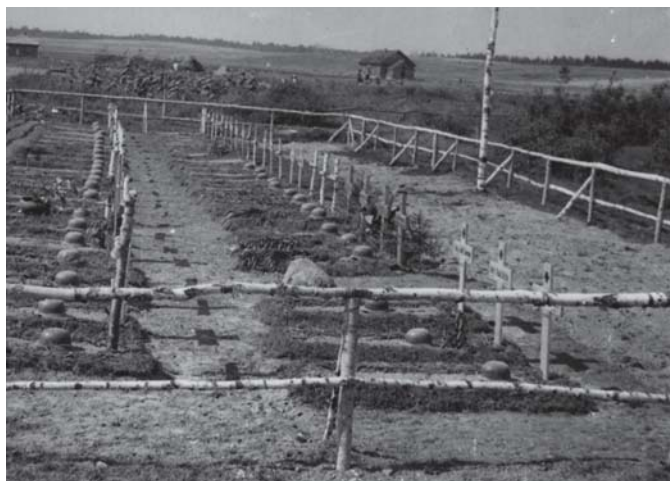
seinem bleichen Gesicht gleichzeitig auch etwas von Entspannung erkennen konnte, nein, auch wenn er tot war, sah man, dass seine letzten Stunden schwer gewesen sein mussten, es ging ihm wahrscheinlich so wie ihm jetzt. Er wollte nicht so aussehen, nein, er wollte es ganz und gar nicht.

Nicht so.

Er zitterte, und er merkte wie sein Körper vor Kälte schmerzte. Der Schnee in seine Schuhe, in seinem Nacken und in den Haaren tat weh und es schien als stach und bohrte er sich unter die Haut. Plötzlich hörte er Stimmen, dunkle Männerstimmen, die ihn an den Kampf erinnerten. Er versuchte mit letzter Kraft seine schmerzenden Beine zu bewegen. Was jedoch zwecklos war, sie waren genauso schwer und steif wie seine anderen Körperteile. Er stieß nur einen kümmerlichen Schrei aus sich heraus, welcher der langsam bedeckt waren, drängten sich in den Blickwinkel, und er merkte, wie sein Pulsschlag, der noch vor einigen Stunden, als er im Hubschrauber saß raste, langsamer wurde. Es hörte sich an, als schläge sein Herz ihm eine Melodie vor, und nach jedem Schlag würde es einen dunkleren Ton singen. Immer wieder kamen ihm Bilder von den letzten Tagen, seinen schlimmsten letzten Tagen in den Sinn, er wollte diese Bilder nicht sehen. Er sah eine Schneeflocke in der Luft schweben. Ganz langsam kam sie in Richtung Boden, und vereinte sich dann mit dem Schnee. Immer mehr Flocken sah er am Himmel, je weiter sie herabkamen, desto größer wurden sie. Er merkte wie eine Flocke auf sein Wimpern fiel, und als er seine Augen schloss, und der Schnee ihn heimlich und leis einschneite, tat er seinen letzten, schweren Atemzug und ging von dieser Welt. Das letzte, an was er noch vor wenigen Sekunden gedacht hat, war, warum?

Claudia Röhrle

Feldpostbriefe - Fotos





Willi Volka
30659 Hannover

Geboren 1941 in Karlsruhe, lebt in Hannover. 1961 Abitur, Studium der Geographie in Saarbrücken. Mitglied der Interessengemeinschaft deutschsprachiger Autoren (IGdA). Literarische Veröffentlichungen in zahlreichen Anthologien z.B. Edition-L, ETAINA Verlag u.a., in Zeitschriften. Buchveröffentlichung: Willi Volka, Biegung des Jahres - Seismographie, Brün-Verlag 1998, ISBN 3-926759-48-8. Erster Preis ‚Seniorenpreis der Stadt Völklingen 2002‘;

Homepage. www.willivolka.de

Es rollt und rollt -
Feldpostbriefe zum Jahresende 1941 und 1942 des Bruno J.
ergänzt durch Tagebucheinträge und zeitgleiche
Wehrmachtsberichtsauszüge

1940

Aus dem Tagebuch

Karlsruhe, den 26. Oktober 1940

Unendlichkeit – das ist die Gleichheit der Dinge.
Krieg wirkt wie ein Katalysator.

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Sonnabend, den 26. Oktober 1940

Leichte Kampfflugzeuge des *Generalfeldmarschalls Kesselring* griffen während des ganzen Tages die BRITISCHE HAUPTSTADT und wichtige Ziele in SÜDOSTENGLAND mit Bomben an. In der Nacht griffen schwere Kampfflugzeuge in rollendem Einsatz LONDON, LIVERPOOL, BIRMINGHAM sowie Hafenanlagen an der britischen WEST- und SÜDKÜSTE und Flugplätze in MITTELENGLAND mit gutem Erfolg an. ... Feindliche Flugzeuge flogen in der Nacht zum 26. Oktober in das REICHSGEBIET ein und warfen an verschiedenen Stellen Bomben, die jedoch fast alle in freies Gelände fielen; nur an einer Stelle entstand ein Dachstuhlbrand. ... Neun eigene Jagdflugzeuge werden vermisst.

1941

Aus dem Tagebuch

Karlsruhe, den 5. Juni 1941

Ab zur Wehrmacht. – (nach Ludwigsburg)

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Donnerstag, den 5. Juni 1941

Die Luftwaffe bombardierte in der letzten Nacht kriegswichtige Anlagen in MITTEL- und SÜDENGLAND. Besonders wirkungsvoll waren Angriffe auf die Industrieanlagen von BIRMINGHAM und die Hafenanlagen von CHATHAM. ... Der Feind versuchte in den gestrigen Nachmittags- und Abendstunden vergeblich, in die BESETZTEN GEBIETE einzufliegen. Es kam hierbei zu verschiedenen Luftkämpfen, in deren Verlauf sechs feindliche Kampfflugzeuge abgeschossen wurden. Ein einzelnes feindliches Kampfflugzeug drang bis SCHLESWIG-HOSTEIN vor.

Sonntag, den 22. Juni 1941

An der SOWJETISCHEN GRENZE ist es seit den frühen Morgenstunden des heutigen Tages zu Kampfhandlungen gekommen.

Donnerstag, den 25. Dezember 1941

Im OSTEN auch gestern starke Kampftätigkeit. Bei der Abwehr sowjetischer Angriffe im MITTLEREN FRONTABSCHNITT wurden durch die Truppen eines Armeekorps 21 sowjetische Panzer abgeschossen. Kampf-, Sturzkampf- und Jagdverbände griffen im MITTEL- und NORDABSCHNITT Truppenbereitstellungen an und zersprengten feindliche Kolonnen aller Waffen.

Feldpostbrief von der Ostfront

(Stellungskrieg am Miusfluss)

Weihnachten, den 25. Dezember 1941

Liebe Mutter, lieber Vater!

Nun ist Weihnachten! Eintausendzweihundert Meter vor uns liegen die Russen im freien Gelände von unserer Infanterie durch eine Sumpf getrennt. Hinter der Anhöhe steht die feindliche Artillerie und funkt zu uns herüber. Mal hier, mal da. Meistens in eine Schlucht hinein, wo sie unsere Batterie vermuten. Wenn die Einschläge der Granaten näher liegen als hundert Meter, gehen wir in unsere Bunker. Dort haben wir uns vor Weihnachten einen Ofen eingebaut, weil wir glaubten, daß die Russen über Weihnachten angriffen. Doch wieder Erwarten blieb die Weihnachtsnacht ruhig und wir konnten so bescheiden und still Weihnachten feiern.

Infolge des schlechten Wetters - es hatte geschneit und dann getaut, so daß die Wege nicht befahrbar waren, kam nichts zu uns vor. Nicht einmal Verpflegung. Doch da wir Selbstversorger sind, war es möglich es so einzurichten, daß für Weihnachten was Gutes in der Pfanne lag. Am dreiundzwanzigsten hatten wir ein Schaf geschlachtet und so gab es abends Keule und Bratkartoffeln. Unsere Firma hatte uns Bohnenkaffee (gemahlen) gegeben, dazu vier Zigarren und etwa zehn Plätzchen, letztere selbst gebacken! Das war alles. Von Post war nichts zu sehen. Wir waren auch schon ganz niedergeschlagen - kein Baum, keine Post, nichts zu trinken - das mußten schöne Weihnachten werden! Um nun richtig zu schreiben, muß ich sagen, daß wir drei: ein Kradmelder Beier aus Tolzies, ein Fahrer (Erbhofbauer aus Lippe), Riesemeier und ich unseren Schnaps (Wodka), den es vor vierzehn Tagen zu kaufen gegeben, aufgehoben für alle Fälle. Wir machen uns über unsere Keule her, die sehr gut schmeckte - der Hannes war natürlich Koch - plötzlich geht

die Tür auf: „Aufs Dienstzimmer kommen, Post!“ Da war Weihnachten da! Nicht weniger als acht Päckchen bekam ich, die meisten von Mutter. Da ich fast die meisten Päckchen bekommen, mußte ich noch die Post vorbringen auf unsere B-Stelle, die sich bei der Infanterie befindet. Ich machte mich gleich auf den Weg - eine ganze Zeltplane voll Post auf dem Buckel, brachte die Post zum Chef und den Kameraden vor und war in einer Stunde wieder daheim, um dann endlich auspacken zu können. Ich meine, in diesem Augenblick müßten Euch die Ohren geklungen haben. Vor allem eines haben wir mit einem Freudenschrei begrüßt - drei Mann zugleich: Zucker! Daß wir nachher über die Süßigkeiten hergefallen sind - das war klar. Nach so Sachen sind wir wie ausgehungert - aber Zucker! Wie lange haben wir keinen Zucker mehr gesehen. Jetzt konnten wir doch Grog machen! Tee (schwarzer) und dazu unser Wodka - schön süß - das hat dann geschmeckt! Und da Familie Fettig mir auch einen sehr guten Napfkuchen geschickt, haben wir nach unseren Begriffen gelebt. Abschließend gab es frischen Bohnenkaffee. Als Ersatz für den Baum hatten wir einen Tannenzweig, den ich mit Silberpapier geschmückt hatte. Linchen hatte mir eine Kerze gesandt und so war denn doch ein bißchen Glanz in der elenden Bude. Um zwei Uhr gingen wir schlafen, um fünf Uhr hatte ich bereits Wache. Das war also unser Weihnachtsfest.

Heute gibt es schönen Gulasch - morgen einen Hahn und eine Henne - dazu die letzten Kartoffeln.

Daß die Päckchen gerade am Heiligen Abend eintrafen war eigentlich das Schöne an diesem Fest. Ich glaube, daß ich mich über nichts in meinen ganzen bisherigen Leben mehr gefreut habe als über die Päckchen, zudem, wo die beiden Kameraden nur je eins bekommen haben. Ihre eigentlichen Päckchen sind noch unterwegs!

Mittlerweile ist es nunmehr fünf Uhr geworden. Der Russe hat mal wieder bedenklich nahe hergelangt. Jetzt schweigt es und nur der

eisige Wind spricht seine Sprache. Man spürt das selbst hier in der Bude, was ja auch kein Wunder ist: fast keine Scheibe mehr ganz, Sperrholzbretter und im Nebenraum, der so genannten guten Stube sind zwei Fenster mit Stroh verstopft und eins mit Tüchern. Das Feuer geht auch alles zum Kamin hinaus. Trotzdem ist hier noch gut sein, wenn man bedenkt, daß die Infanterie in ihren Löchern hockt und daß sehr oft der Russe nachts angreift.

Im Augenblick bin ich ganz allein „zu Haus“. Die beiden Kameraden sind zur Abteilung, um eine Meldung abzugeben. Ich trinke einen schönen Tee - eine Feldflasche habe ich schon leer - das macht der Zucker! und rauche abwechselnd Pfeife, Zigarette oder Zigarre. Meine einzige Beschäftigung ist die, daß ich den Trank für unsere Sau (vierzig Pfund) koche und Holz mache, damit das Feuer nicht ausgeht. Nebenbei füttere ich „Stäbchen“. Karosch - sagen die Russen - soviel wie ausgezeichnet / gut. Heute soll auch die gesamte Weihnachtspost erledigt werden. Dies ist der erste Brief.

An Weihnachten hat unser Chef das E.K.I bekommen, zugleich mit ihm ein Funker von der B-Stelle das E.K.II. Da ich als B-Stellen Funker eingesetzt war, aber wegen meinen erfrorenen Fingern keinen Dienst tun konnte, hat eben ein anderer das E.K. bekommen. Sonst wäre ich an der Reihe gewesen. Das nennt man Pech. Vielleicht ein andermal.

Von Franz habe ich am Weihnachtsabend auch einen Brief bekommen. Er scheint im Norden zu stehen. Sonst macht er hier in Rußland die selben Erfahrungen wie ich. Er schreibt, er möchte gar nicht auf Urlaub - denn wenn er dann wieder nach Rußland müßte - das wäre schrecklich. Und da hat er recht. Lieber hier bleiben bis alles rum und dann Rußland nie wieder sehen!

Nun bin ich gespannt, wie Ihr beide Weihnachten verlebt habt und auch Mutters Geburtstag. Das will ich schnell noch schreiben: An Mutters

Geburtstag war morgens Waffenreinigen, um ein Uhr Appell. Dann hatte ich das Vergnügen mit noch drei Kameraden Brot zuholen. Sieben Kilometer hin und her - dreißig Pfund auf dem Rückmarsch auf dem Buckel in einer Zeltplane, querfeldein. In drei Stunden, gerade bei Anbruch der Dämmerung, kamen wir zurück, hatten wir es geschafft. Die dicken Schollen oben etwas gefroren, darunter weich, sodaß Du bei jedem Schritt einsankst. Na ja, die Hauptsache wir hatten Brot! Nachts von elf bis ein Uhr Wache! Ich will hoffen, daß Ihr den Tag besser verbracht habt. Wie - das werde ich wohl Mitte Januar erfahren! Für heute Schluß. Tausend Dank für die Weihnachtsfreude und alles Herzliche von
Eurem Sohn
Hans

NS. Komme gerade von der Wache zurück. Es war bitter kalt. Wenn ich Wache habe, ziehe ich die Leibbinde, die Kniewärmer und die Pulswärmer an. Sie tun mir gute Dienste. Das neue Hemd habe ich gleich angezogen. Ich hatte kein sauberes mehr, da ich erst diese Woche wasche. Es ist beinahe zwölf Uhr. Mir fallen die Augen zu.

Gute Nacht.
Hans

1942

Freitag, den 9. Januar 1942

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Im MITTLEREN und NÖRDLICHEN ABSCHNITT der OSTFRONT dauern die erbitterten Abwehrkämpfe an. Dabei wurden Bereitstellungen des Gegners durch zusammengefaßte Artilleriesfeuer zerschlagen und zahlreiche feindliche Angriffe abgewiesen. Kampf- und Sturzkampf- und Jagdfliegerverbände unterstützten die Abwehrkämpfe des Heeres.

Feldpostbrief von der Ostfront (Taganrog, Asowsches Meer)

Freitag, den 9. Januar 1942

Liebste Mutti!

Heute kann ich mal etwas Erfreuliches berichten. Ein Funker und ich haben vier Tage Urlaub bekommen und dürfen in die „Etappe“ fünfzehn Kilometer hinter unserer Feuerstellung in eine Stadt am Meer fahren. Hier gibt es für einen Landser ganz große Sachen wie z.B. ein warmes Bad und dann Theater. Gerade kommen wir aus der Veranstaltung. Zuerst gab man eine russische Operette, dann ein Abend in einem ukrainischen Dorf, Tänze und Gesang und als Zwischenstück moderne Tänze und Solis. Da die Kräfte ausgezeichnet waren, hat mir das Gebotene gut gefallen, stellenweise sogar so gut, daß ich vergaß, wo ich ich war und auch das Krabbeln der Läuse nicht mehr spürte ! Morgen nun kommt das Bad an die Reihe und dann wird gelesen. Übermorgen nachmittag gehts wieder zurück. Wenn ich Glück habe, kommt dieser Brief schneller als die andern nach Hause.

Wie ich Neujahr und Weihnachten verlebt habe, weißt Du aus den anderen Briefen. Nach Weihnachten begannen wir den Bunkerbau und da mußten alle ranlangen. Unser Funkbunker ist zwei Meter fünfundsiebzig tief und vier Meter zwanzig lang, drei Meter fünfzig breit. Das haben wir bei eisiger Kälte, Schneewind und steinhart gefrorenem Boden geschafft, von morgens neun bis abends fünf Uhr täglich mit nur einer halben Stunde Pause. Ich kann Dir sagen, die ersten drei Tage war ich erschossen, dann aber hat mir das Schippen, Schaufeln und Pickeln nichts mehr ausgemacht. Jetzt kann ich mich ein bisschen verpusten. Doch ist das hier alles anders als zu Hause. Zunächst läufst Du sieben Kilometer zu Fuß mit Deinem Gepäck, möglichst in Deckung, sonst setzt der Russe einem ein paar vor die Nase. Dann fährst Du mit einem Bähnchen, das wir Taganrog-Express getauft haben, etwa eine Stunde im offenen Viehwagen. Froh mußt Du sein, wenn er überhaupt

fährt. Bei unserer Herfahrt warteten wir von ein Uhr bis abends acht Uhr - allerdings im Warmen. Übrigens war ich heute zum ersten Mal in meinem Leben ungewaschen und unrasiert im Theater. Naja - das beweist wenigstens, daß mir an der Sache viel gelegen.

Das Wetter in Rußland ist wie das Land selbst, voller Gegensätze. Nach grimmiger Kälte liegt die Temperatur jetzt um den Nullpunkt herum. So ist es heute - morgen kann sie plötzlich wieder minus zwanzig betragen wegen des verdammten Windes. Die geschlossene Schneedecke - etwa zehn bis zwanzig Zentimeter - ist bereits wieder weggetaut oder weggeblasen. Eines wollte ich noch nachholen. Am Tage vor Neujahr wurde unser „geliebter“ Chef verwundet, nachdem er Weihnachten das EK I bekommen hatte. Ob er nochmals zur Batterie kommt, ist fraglich. Übrigens bekam der Funker, der für mich Dienst tat - wegen meinen Fingern - das EK II. Das nennt man Pech! Du hättest doch auch stolz sein können auf Deinen Seppl!

Ich habe schon wieder genug vom Schreiben. Bei diesem erbärmlichen Licht tun Dir bald die Augen brennen und Du wirst so müde, daß sie Dir zufallen. Morgen mehr.

Morgen will ich mal ausgeruht einen Brief schreiben. Das Herumlaufen in der Stadt hat mich müde gemacht. Wenn ich wenigstens einen Schluck Bier hätte! Doch ist in der ganzen Stadt nichts aufzutreiben. Auch kein Essen. Wir haben unsere Verpflegung mit und ich habe noch die Büchse Schinken in Reserve. Die muß morgen dran glauben. Das Wurstpaket ist schon gewickelt.

Gute Nacht. Leider träumt mir absolut nicht mehr. So denke ich nur an zu Hause!

Dein Seppl.

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Montag, den 21. Dezember 1942

Im WOLGA-DON-GEBIET halten die schweren Kämpfe an. In erbitterten Panzer- und Infanterieschlachten erlitten die Sowjets wieder überaus hohe Verluste an Menschen und Material. Nach bisherigen Meldungen wurden gestern im DON-ABSCHNITT über 70 feindliche Panzer vernichtet. Im MITTLEREN DON gelang dem Feind, der seit Tagen mit stärkster Kräftermassierung von Panzerverbänden angegriffen hatte, ein Einbruch in die dortige Abwehrfront. Er wurde mit ungeheuren bolschewistischen Verlusten erkaufte. Um einer Flankenbedrohung zu begegnen, bezogen im Anmarsch befindliche deutsche Divisionen planmäßig vorbereitete rückwärtiges Stellungen und verhinderten dadurch eine Ausweitung des feindlichen Anfangserfolges. Die Kämpfe halten in unverminderter Stärke an.

Nach einem Tagesangriff einzelner britischer Bomber gegen das NORDWESTDEUTSCHE GRENZGEBIET griff der Feind in der Nacht mehrer Orte in WESTDEUTSCHLAND, besonders die Stadt Duisburg, mit Spreng- und Brandbomben an. Es entstanden erhebliche Zerstörungen, vor allem in Wohnvierteln und an öffentlichen Gebäuden. Die Bevölkerung hatte Verluste. Nachtjäger und Flakartillerie schossen 12 britische Flugzeuge ab.

Feldpostbrief von der Ostfront (Stalingrad)

Ostfront, Montag, den 21. Dezember 1942

Mein lieber Spatz!

Es ist einundzwanzig Uhr. Die Kameraden schlafen längst, ich kann nicht recht schlafen. Am liebsten würde ich arbeiten, aber etwas, woran ich Befriedung hätte.

Die Zeit eilt mit mächtigen Schritten. In drei Tagen Weihnachten! Wohin ist dieses Jahr gekommen und was nicht alles liegt zwischen dem letzten Weihnachten und diesem! Wie vieles ist doch anders gekommen, als erwartet. Um wie viel Erfahrungen sind wir reicher, um wie viel Enttäuschungen. Nichts kommt doch so, wie wir es erwarten, immer ändert sich das Gesicht der Tage und niemand kann sagen, was morgen sein wird. Wir hofften, daß der Russe bis zum Winter geschlagen wäre. Wir hofften auf Ablösung, auf Ruhe auf bessere Tage, auf Urlaub ... es ist alles anders gekommen. Nichts bleibt uns als die Gelassenheit dem Schicksal gegenüber, die Geduld des Wartens, was wohl die Zeit bringen möge. Warten, nichts als Warten.

Ja wie wird man bescheiden! Ein Brief ist viel, Dein letzter ist vom 10. November, ein Päckchen, ein Paket gar wäre schon ein Fest! Aber auch hier haben uns die Umstände wie im vorigen Jahr eine Strich durch die Rechnung gemacht. Und es ist jetzt tatsächlich so, daß jeder zufrieden wäre, wenn er an Weihnachten etwas mehr und gut zu essen bekäme. Post? Die erwartete, heiß ersehnte Post wird wohl nicht kommen bis zum Fest. Da werden wir wohl Trübsal blasen müssen, bis sich endlich der Segen einstellt. Warten, wiederum warten. Und so geht Tag für Tag hin, die Zeit zerrinnt einem buchstäblich unter den Fingern.

Ich habe nun noch zwanzig Zigaretten die habe ich mir aufgespart, damit ich Weihnachten wenigstens in blauen Rauch hüllen kann. das ist doch wenigstens etwas.

Ich denke immer an Dich und den Kleinen. Ich weiß, daß Du im stillen doch mit meinem Weihnachtsurlaub gerechnet hast bis vielleicht zur letzten Minute. Statt dessen nicht einmal Post. Statt Freude und Gewißheit, Unruhe und Sorge mehr als zuvor. Da ich das weiß, frage ich mich, wie Du die Weihnachtstage verbringen wirst? Gut ist es jedenfalls, daß Du in diesen Tagen nicht allein bist. So habe ich wenigstens die Gewißheit, daß Ihr beide gut aufgehoben seid. Eltern und Geschwister

werden sich Deiner annehmen und insbesondere Johanna wird Dich ein wenig aufmuntern - ist sie doch mit ihren drei Kindern in der gleichen Lage wie Du: So werden auch die Festtage überstanden werden und das Hoffen, wird als größter Freund bei Euch zu Gast sein. Das wird bei Euch so sein wie bei uns. Vielleicht bringt das neue Jahr doch Besseres. Solange das Gegenteil nicht erwiesen, glauben wir es eben.

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Donnerstag, den 22. Dezember 1942

In STALINGRAD versuchte der Gegner, über die WOLGA angreifend, Fuß zu fassen. Er wurde in erbitterten Nahkämpfen abgewiesen. Britische Bomber flogen in der Nacht zum 22. Dezember nach SÜDDEUTSHLAND ein. Eine geringe Anzahl von Spreng- und Brandbomben wurde im Raum MÜNCHEN abgeworfen und hierdurch unter anderem ein Krankenhaus zerstört. Die Bevölkerung hatte Verluste. Nachtjäger schossen nach bisherigen Meldungen zehn Flugzeuge ab.

Feldpostbrief von der Ostfront (Kessel Stalingrad)

Donnerstag, den 22. Dezember 1942

Gestern schrieb ich, daß alles immer anders kommt, als man erwartet. Der Tag heute bestätigt dies wieder. Ich werde Weihnachten mit einem Offizier und zwei Männern auf unserer B-Stelle verbringen. So ist denn unsere Bunkergemeinschaft auseinander gerissen. Einige Lichtblicke gibt es doch noch. Wie man erzählt, soll es 35 Zigaretten geben, etwas Selbstgebackenes, besseres Essen, Bohnenkaffee und fünfzig Gramm Schokolade. Das ist dann wenigstens etwas, worüber man sich freuen kann. Mit Post allerdings rechnen wir erst im neuen Jahr.

Nun muß ich heute meine Weihnachtsvorbereitungen abschließen. Zum Trocknen hängen bereits auf der Leine über dem Ofen: Taschentuch, Halsbinde, Socken und der Überzug vom Kissen.

Als ich den Überzug herausgewaschen hatte, fiel mir heute zum ersten Mal richtig auf, wie doch alles so farblos ist, so furchtbar eintönig. Alles, selbst wir tragen eine Einheitsfarbe, grau in grau. Selbst alles was weiß war, ist durch den Ruß der Benzinflamme angeschwärzt. Trotzdem werde ich heute, nachdem ich mich gewaschen, Schnee steht schon auf dem Ofen, denn selbst Wasser ist hier rar, ein weißes, nämlich neues Hemd anziehen, das ich eigens für diesen Zweck aufgespart habe. Die Unterhose ist allerdings in der allgemeinen Farbe gehalten. Was tuts, ich habe Weihnachten frische Wäsche an. Hoffentlich machen sich die Tage auf der B-Stelle, wo man sich nicht waschen kann, die Läuse nicht breit. Dadurch, daß ich mich hier im Bunker sauber halten konnte, sind so ziemlich verschwunden. Ganz wird man sie ja nie los.

Einen großen Vorteil hat die B-Stelle allerdings, und deshalb ist es mir gar nicht unlieb, die Festtage vorn zu sein, man hat viel Zeit für sich selbst. Ich werde vor allem manches lesen, zu dem ich bis jetzt nicht gekommen, vor allem weil die Tage ausgefüllt sind mit vielerlei Dinge neben der eigentlichen Arbeit, Unterricht, plötzliche Aufträge usw. Abends aber ist man fertig und legt sich nach der Wache früh schlafen.

Lieber Spatz! Ich möchte doch noch zwei Wünsche auf den Weihnachtstisch legen, vielleicht mal wieder Vitamintabletten. Und wenn Du übrig hast, ein paar Suppenwürfel, Knorr, Maggi usw. Auch für Fleischbrühwürfel wäre ich Dir dankbar. Bißchen was kochen können wir immer, alles was zusätzlich ist, ist doppelt willkommen. Vielleicht kann Mutter in Mannheim mir auch etwas besorgen, aus Feudenheim, sonst brauche ich nichts.

Inzwischen wird mein Badewasser heiß geworden sein. Die Wangen

werden wieder glatt rasiert, aber um den Bart und den kommenden Schnurrbart herum wird sorgfältig gescharbt. Wir sind nämlich im Begriff, uns Bärte stehen zu lassen, so aus Sport und weil man doch ein bisschen Pläsier haben muß. Vielleicht kann ich dir mal eine Aufnahme später schicken - Vati mit dem Spitzbart! Bis jetzt ist er natürlich erst im Entstehen begriffen, doch er wird. Ich gefalle mir selbst.

Halt, mir fällt noch etwas ein. Ein wenig Kochsalz könnte ich auch brauchen. Natürlich kein Kilopäckchen!! (Ich zweifle ja nicht, daß es das noch reichlich gibt!). Komisch, wie komme ich jetzt gerade auf Kochsalz, daran mag wohl die Suppe ohne Salz und der Kuss ohne Schnurrbart schuld sein. Na bleiben wir halt beim Süßen, Wybel-Tabletten oder ähnliche Pastillen gibt es doch sicher auch noch, selbst Salmiak tun es auch. Nur recht süß müssen sie sein. Sieh Dich mal um, vielleicht bekommst Du welche. In der Apotheke gibt es auch so Brustkaramellen. Nicht daß Du nun meinst, ich hätte den Husten oder so etwas, nein wenn es nur etwas Süßes ist, das man ab und zu im Mund zergehen lassen kann. Nach Medizin allerdings braucht es nicht zu schmecken. Irgend etwas dieser Art muß es doch sicher noch zu kaufen geben. Vielleicht Pastillen oder so etwas.

Damit Schluß für heute. Johannes steigt in die Bütt. D.h. wir haben nur einen armseligen Eimer aus Blech. doch der reicht zum Waschen. Rein in die frische Wäsche auf die Pritsche. Morgen früh um vier Uhr wecken und um halb fünf Uhr Abmarsch. Eine Stunde Gepäckmarsch, man muß sein Bündel schleppen, denn es fährt kein Wagen, dann werde ich meine Portion vornehmen und erst mal frühstücken, so weit das eben reicht.

Sei herzlich begrüßt und denke an mich wie ich an Dich denke.
Immer der Deine

Hans

Wehrmachtsberichte (Auszug)

Montag, den 28. Dezember 1942

.. im Laufe der auch gestern erfolgreichen Abwehrkämpfe zwischen WOLGA und DON und im GROSSEN DONBOGEN wurden 59 sowjetische Panzer vernichtet. Durch schwere Luftangriffe, bei denen auch italienische und rumänische Fliegerverbände eingesetzt waren, erlitt der Feind ebenfalls hohe Ausfälle.

Feldpostbrief von der Ostfront (Kessel Stalingrad)

Ostfront, Montag, den 28. Dezember 1942

Mein lieber Spatz!

Heute kam ich von der B-Stelle zurück, wo ich die Weihnachtstage verbrachte. Schnell gingen die Tage dahin und in vier Tagen ist es bereits Neujahr. Ein neues Jahr bricht an mit neuen Hoffnungen, neuen Enttäuschungen. Werden wir das nächste Weihnachtsfest auch in Rußland feiern? Feiern ist eigentlich zuviel gesagt, fragen wir uns lieber, ob wir dazu bestimmt sind auch das dritte Weihnachten im „Paradies“ zu begehen. Wenn schon, dann wünschten wir uns wenigstens andere Umstände und eine andere Zeit.

Trotz allem muß ich sagen, daß ich das große Los gezogen hatte, obwohl ich nichts dafür konnte, sondern dazu bestimmt wurde. War ich zunächst innerlich gar nicht damit einverstanden, von der Batterie und meinen drei Kameraden, mit denen ich den Bunker teile, weg zu sein, so erwies sich der Aufenthalt vorn doch als sehr nahrhaft. Wir erhielten nämlich als Einzige der Batterie Sonderzuteilungen an Brot, Wurst und zweihundert Gramm Schokolade, ja sogar eine Konservenbüchse mit Linsen und Speck, ein ausgezeichnetes Mittagessen. Von der Batterie

erhielten wir außerdem vierzig Zigaretten, zweihundert Gramm selbstgebackenes Brot und aus der Marketenderware jeder etwas. Ich z.B. eine Schachtel Schuhwichse, Esbit (Trockenspirit), zwei Bleistifte und ein kleines Taschenmesser. Alles in allem, mehr als ich erwartet hatte.

Da wir vorne in unserem Bunker weder Baum noch Adventskranz hatten, zündeten wir vier Kerzen an, die wir auf Silberpapier stellten. Das stach gegen die grüne Decke auf dem Tisch gut ab und sah einigermaßen feierlich aus. Am Heiligen Abend empfangen wir bei der Infanterie guten schwarzen Tee, den wir mit zwei Eßlöffel Rum pro Mann würzen konnten. So erlebten wir einigermaßen feierliche Stunden. Unser Oberleutnant, welcher die Tage mit vorn war, sprach ein paar herzliche Worte, vor allem auch in Erinnerung an unsere Lieben zu Hause. Daß wir natürlich in Gedanken ganz bei Euch waren, kannst Du Dir denken. Und so wurde manche liebe Erinnerung ausgekratzt und wir schwelgten direkt.

So verging der Heilige Abend, so die beiden anderen Tage. Am zweiten Feiertag machte ich mir das Linsengericht warm, das war beinahe neben der Schokolade das Schönste von diesen Weihnachtsfeiertagen.

Tagsüber gab es zwischendurch Gelegenheit zu lesen. Sonst war die Zeit für mich mit Beobachten am Scherenfernrohr ausgefüllt. Der Wind wehte uns fast völlig mit Schnee zu.

Das also war mein Weihnachten, um das ich wegen der Sonderzuteilung beneidet wurde. Nun ist wieder Alltag und das große Warten auf bessere Tage hat wieder begonnen. Einmal muß ja auch hier bei uns alles wieder seinen normalen und geregelten Gang gehen. Aber wann?

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

Dienstag, den 29. Dezember 1942

Zwischen WOLGA und DON und im GROSSEN DONBOGEN scheiterten

erneut feindliche Angriffe in harten Abwehrkämpfen. Eine seit mehreren Tagen eingeschlossenen feindliche Kräftegruppe wurde vernichtet.

Dienstag, den 30. Dezember 1942.

(30.) In STALINGRAD und im DON-GEBIET hatten die Sowjets bei Fortsetzung ihrer Angriffe hohe blutige Verluste und verloren 16 Panzer. Bei erfolgreichen Gegenstößen wurden zahlreiche schwere und leichte Waffen erbeutet und Gefangene eingebracht

1943

Freitag, den 1. Januar 1943

1.- Im Terekgebiet, in Stalingrad und im großen Donbogen erlitt der Feind bei der Fortsetzung seiner vergeblichen Angriffe wieder hohe Verluste und verlor 33 Panzer.

Feldpostbrief von der Ostfront (Kessel Stalingrad)

Prosit Neujahr! Freitag, den 1. Januar 1943 Prosit Neujahr!

+ Das Heil möge mit uns sein! +

Mittlerweile sind auch die letzten Tage des alten Jahres abgelaufen. Ein Neues ist angebrochen, ein Jahr, dem all unsere Hoffnungen gelten. Als es Mitternacht war, griffen wir zu unseren Bechern, die Bohnenkaffee enthielten, stießen an, wünschten uns alles Gute und gedachten Euch zu Hause. Wir schlossen Euch mit ein in unsere Wünsche und Hoffnungen, sahen in den Schein unserer vier Kerzen am Adventskranz und fühlten, daß auch Ihr an uns dachtet. Gibt es eigentlich eine Entfernung in solchen Augenblicken? Nein! Irgendwo

im unendlichen Raum treffen sich unsere Gedanken und die Verbindung ist da.

Nun sind die Kerzen niedergebrannt. Und meine erste besinnliche Minute sei Dir und unserem Buben geweiht. Wie könnte es auch anders sein? Seid Ihr beiden doch mein liebstes und Teuerstes, was ich habe.

Es brannten vier Kerzen -
Erloschen ihr schwankendes Licht.
Was einmal gebrannt im Herzen
Das leuchtet, verlöschet nicht.

Dieser kleine Vers mag Dir zeigen, daß ich noch der Alte bin, wenngleich mich der Ernst der Zeit und die manchmal schweren Stunden haben nüchtern werden lassen. Man muß es hier draußen werden und auch sein. Wie sollte und wie wollte man sonst den Anforderungen der Augenblicke und Stunden gewachsen sein? Die Nüchternheit gehört hier zur Selbsterhaltung, und es ist besser man baut wie eine Schnecke um seine Weichteile eine harte Kruste, als daß man durch die Rauheit der Umwelt Schaden erleide.

Im Innern aber bleibt man sich gleich. Ich jedenfalls bin es geblieben. Ich sehe und spüre es an Dingen, die urplötzlich über mich kommen, mit etwas mehr äußerlicher Ruhe, könnte ich sogar an meinen Arbeiten fortfahren, ein Zeichen dafür, daß sie echt und wahrhaftig sind. Denn auch der Kriegszustand, immerhin nur eine kleine Spanne Zeit anbetracht der großen Aufgaben, die unser harren und an deren Lösung wir arbeiten, könnte ihnen den Wert nicht nehmen. Ja mir will es scheinen, als erhielten meine Arbeiten durch den Krieg erst ihren richtigen Wert.

Und nun zum Neuen Jahr. Es ist angebrochen. Mit Lichtgeschwindigkeit rollt es bereits ab - unaufhaltsam. Wir verweilen zwar und warten,

weil wir Menschen sind auf u n s e r e höchsten Augenblicke - doch Es rollt und rollt. Und das Schicksal hält Schritt. Es tritt neben uns und hält uns die Hand. Haben wir deshalb Vertrauen zu ihm, lassen wir uns führen. Mag auch die Zeit hineilen, wohin sie will, wir sind behütet, besser behütet, als wenn wir selbst Schicksal spielen wollten. Darum möchte ich Dir heute ein paar Verse, die ich Gebet nenne, mitteilen, die ich in einer Stunde erlebte, als ich im Erdloch lag und den Kopf nicht heben konnte. Dieses Gebet möchte ich an den Jahresanfang stellen.

Gebet!

Oh Mutter Erde! Ich glaube an Dich und das Gewaltige, welches um Dich ist bei Tag und Nacht! - Nun erst im Branden der Geschosse, wenn Du erbebst vom Schlag getroffen berstender Granaten, Dein Mund sich öffnet wie in Weh und Leid, erkenn ich Deine Macht und Größe, die ewig in sich selber Ruht. Und fühle tief in Deinem Schoß gebettet, daß ich nur Erde aus Deinem Atem bin. Ein Hauch - nicht mehr! Du hast ihn mir gegeben als Kraft und Glaube an der Sonne Sieg, die Deinem Haupt das güldne Diadem, die Strahlenkrone Deiner Heiligkeit verliehen und Deine Stirne durch einen Schwesterkuss geweiht. - Erhabene! Erhöre mein Gebet. Gewähre Deinem Sohne in schicksalsschweren Stunden wie bisher Schutz und Schirm, damit am Ende er von Deiner Gnadenhand gesegnet, in Deinem Lichte stehend, erfüllt vom letzten Sinn zur Zeit des Sonnenuntergangs zu Deiner und der Gottheit Ehre noch immer trinken beten kann: Ich glaube an Dich und das Gewaltige, welches um Dich ist bei Tag und Nacht. O meine Mutter Erde!

Damit will ich schließen. Meine letzte Marke verleiht dem Brief hoffentlich Schwingen, damit ich bald Antwort bekomme! Will ich doch wissen, ob unser Bub wieder gesund und wie es Dir geht. Und

um eines bitte ich Dich noch: Schreibe, wenn Du von mir Post bekommst, sofort meinen Eltern, da ich nicht soviel Marken habe und nicht soviel Briefe abgeben kann. Deinen Brief vom 17. November habe ich auf Weihnachten erhalten. Er brachte Unruhe wegen Volker, aber trotzdem brachte er auch Freude. Hoffentlich habe ich Anfang Februar mal Glück, vielleicht aber auch erst Ende Februar den Hoffnungsvollen endlich, endlich zu sehen.

Mit einem Kuss und dem Wunsche, daß uns Heil widerfahren möge, sei der erste Brief im neuen Jahr abgestoßen.

Dein Seppi!

Erfreuliche Nachricht: Es besteht Aussicht, daß bis in zehn bis vierzehn Tagen unsere Weihnachtspost anrollt!

Die Wehrmachtsberichte (Auszug)

1. Februar 1943

1.- In S t a l i n g r a d ist die Südgruppe der 6. Armee unter Führung des Generalfeldmarschalls P a u l u s nach mehr als zwei Monaten heldenhafter Verteidigung von der Übermacht des Feindes im Kampf überwältigt worden.

Nachsatz

Anfang September 1941 war Johannes B. an der Kriegsfront gegen Russland eingesetzt worden. Er erhielt in 16 Monaten nicht ein einziges Mal Heimaturlaub. Der Feldpostbrief vom 1.1.1943 ist der letzte aus dem Kessel Stalingrad. Nach Aussage eines Kameraden geriet Johannes B. im Januar in Stalingrad in russische Kriegsgefangenschaft. Damit verliert sich seine Lebensspur.

Gez. Willi Volka



Wolfgang Herchner
22605 Hamburg

Geb.: 31.03.1928 in Hamburg

1934-44 Grundschule und Gymnasium

1938-44 Jungvolk, Hitlerjugend, Scharführer, Stammfeldscher

1944 Januar bis August 1945 Luftwaffenhelfer, Wehertüchtigung,
Grenadier (Sanitäter), amerikanische Kriegsgefangenschaft in
Brandenburg

1947-49 Krankenpfleger und Masseur, Abendschule mit Abitur

1949-55 Studium Medizin mit Staatsexamen und Promotion

1956-57 Assistenzarzt in den USA

1958-66 Ausbildung zum Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe

1967-92 Selbständig in eigener Kassenarztpraxis in Hamburg

Seit 1993 ehrenamtliche Tätigkeiten in der VHS Hamburg und der
Seniorenbetreuung.

Seit 1994 Teilnahme an Schreibgruppen und Veröffentlichung, so-
wie Lesungen eigener Texte.

Stubenappell, oder der Sturz des Führers.

Nach vier Jahren Drill in der Hitlerjugend und einem weiteren als Luftwaffenhelfer, sollte im März 45 der Einsatz an die Front folgen.. Zuvor mussten wir sechs Wochen in ein sogenanntes Wehrrertüchtigungslager. Dort wurde von morgens bis abends eigentlich nur geschliffen. In dünnen Uniformen aus Drilllichstoff - es waren belgische Beuteuniformen - scheuchten uns die Vorgesetzten im Februar über vereiste Wiesen. „Hinlegen, Sprung auf marsch, marsch, brüllte der Ausbilder, „an den Horizont vor marsch, marsch, zurück, marsch, marsch, Hinlegen, etwas schneller, wenn ich bitten darf, ihr lahmen Enten!“ - Als Bezeichnungen für unsere Person und die Art Befehle auszuführen fielen noch ganz andere Ausdrücke, die ich aber aus Gründen guter Erziehung hier nicht wiederholen möchte. Zielübungen mit Handgranaten auf die Stahlhelme der Ausbilder, manchmal sogar erfolgreich, Karabinerschießen, simulierte Kampfeinsätze, Geländeübungen und Exerzieren füllten das Tagespensum.

Die Krönung jedoch war der allgemeine Stubenwettbewerb. Dafür gab es vier Stunden Zeit. In unserer „Bude“ hausten ein Dutzend 16 - 17jähriger. Klaus, oder „Lord Kack“ wie er genannt wurde, fungierte als unser Stubenältester. Neben einen großen Tisch, zwölf Hockern und acht doppelstöckigen Betten mit Strohsack als Matratze, gehörte jedem noch ein Spind. Die überzähligen Betten konnte unser Stubenkamerad Pauli gut gebrauchen. Der arme Kerl war Bettnässer, und immer wenn ein Strohsack durch war, wechselte er die Koje. Von uns wurde er aber deswegen nicht gehänselt oder verpiffen.

Über der Tür unserer Stube, wie auch in allen anderen Unterkünften, hing ein Führerbild an einem Haken, der sich bei stärkeren Erschütterungen löste, so daß Adolf jedes Mal polternd von der Wand fiel. Wir öffneten die Tür daher immer sehr vorsichtig und schlossen sie

mit ebenso viel Zartgefühl.

In dem Wettbewerb wollte jede Stube die beste sein. Es wurde hektisch geräumt, gefegt, Betten auf Kante gebaut und die Spinde vorschriftsmäßig gestaut. Unmengen von Wasser ergossen sich in die Zimmer, bevor auf- und nachgewischt werden konnte. Die Fenster wienerten sie auf Hochglanz, Tannengrün schmückte die Tische und selbstverständlich auch die Führerbilder.

Wir „alten Kommißhasen“ saßen bei all der Geschäftigkeit um uns herum und spielten Skat, lasen Bücher oder schrieben Briefe. Von den vier möglichen Stunden waren drei vergangen, als Lord Kack meinte: „Es wird langsam Zeit, Jungs!“ Unsere Bettenbauspezialisten zauberten 90 Grad-Kanten in Decken und Kissen. Mit fliegenden Händen sortierten wir unsere Spinde, vorne alles rechteckig gestapelt, der Rest landete dahinter im freien Fall. Je zwei Mann sprengten den Holzfußboden mit Wasser aus der Feldflasche und verteilten es mit Besen, so daß die Stube gewischt und gefeudelt aussah.

Trillerpfeife im Flur und der Stubenappell begann. Ein Offizier und zwei altgediente Unteroffiziere gingen von Stube zu Stube, nahmen die Meldung entgegen. Wir waren so ziemlich die letzten in der Reihe. Die Jury machte einen schon etwas angefressenen Eindruck, als ihnen die Stubenmeldung unseres Lords militärisch zackig um die Ohren flog.

Der letzte Unteroffizier hatte mit Nachdruck unsere Tür zugeknallt und damit Adolfs Haken gelöst. Laut polternd stürzte der Führer in eindeutigen Widerspruch zu dem, was er für Deutschland bedeutete, zu Boden. Während wir ein Grinsen mühsam unterdrückten, erstarrten die Herren Inspektoren vor Schreck. „Das ist ja noch nie passiert!“ stotterte der Lord mit hochrotem Kopf. Weiter kam er nicht. Zum Sauhaufen degradiert wurden wir lautstark angebrüllt, mit Unflat und fürchterlichsten Strafandrohungen überhäuft. Mit einem letzten Blick

auf den jetzt nur an die Wand gelehnten Führer stürmten die Jura akut schlaganfallgefährdet aus dem Zimmer. - „Rums“, flog erneut die Tür in Schloß, zugerissen von demselben Unteroffizier, der zuvor seinen obersten Dienstherrn hatte abstürzen lassen. Wieder kippte Adolf um, jetzt aber nur noch auf seine Nase.

Die beste Stube bekam eine Extraportion Puddingsuppe. Ein ausgestreckter, vor Zorn bebender Zeigefinger wies in unsere Richtung: „Und das waren mit Abstand die Schlampigsten! Ob dieser vernichtenden Beurteilung noch Strafen, wie stundenlanges Schleifen, Exerzieren, Latrinereinigen oder nachts Wacheschieben folgten, habe ich vergessen. Nach einer späteren Rallye im Gelände mit Karte und Kompass waren aber wir es, die als Sieger mit Puddingsuppe belohnt wurden.

Salzheringe

Das amerikanische Kriegsgefangenenlager befand sich in einem großen Buchenwald irgendwo in Brandenburg, es war Mai 1945. In jedem Vier-Mann-Zelt waren sechs, meist junge Soldaten zusammengepfercht. Wir waren um die 17 Jahre alt und bestanden außer Dreck und Läusen eigentlich nur noch aus Hunger. Die Tagesrationen waren drei Kekse, zwei Zigaretten und ein halber Liter Wasser. Kleider zum Wechseln oder auch nur die Gelegenheit zum Waschen gab es nicht. Die Amerikaner waren mit den Tausenden von deutschen Gefangenen nachschubmäßig total überfordert. Solche Überlegungen haben uns aber damals nicht tangiert, wir hatten schlicht nur *Hunger*.

Im Einzeltzelt nebenan lag ein von uns allen gefürchteter Unteroffizier. Er schlich gegen Abend mit einer Art Kanister unter dem Arm in sein Zelt und verstaute ihn am Kopfende. Wir hatten ihn gesehen und sogar mit unserem wenigen Schulenglisch die Schrift auf dem Behälter als etwas Eßbares erkennen können. Der Inhalt bestand, wie sich später herausstellte, aus Salzheringen. Der Mann hatte sich also etwas *organisiert*, wie man es damals nannte, und glaubte, nicht teilen zu müssen. Diese Erkenntnis hätte auch ohne unseren unbändigen Hunger gereicht, dem ungeliebten Vorgesetzten eins auszuwischen.

In der folgenden Nacht, der Unteroffizier schlief wie immer laut schnarchend, krochen zwei von uns rückwärts aus dem Zelt, robbten geräuschlos (das hatten wir in der Wehrrtüchtigung gelernt) zu unserem Nachbarn, lösten die Vertäuung des Zeltendes, stützten seinen Kopf und zogen den Kanister geräuschlos darunter heraus. Er hatte während dieser Maßnahmen nicht ein einziges Mal mit dem Schnarchen aufgehört. Wiederum lautlos konnten wir in unser Zelt zurückkriechen, öffneten das „Beutestück“ mit einer alten Nagelschere, teilten uns den Inhalt

redlich und vergruben den Kanister zwischen den Bäumen. So schön wie in dieser Nacht hatten wir lange nicht geschlafen. Der folgende Tag allerdings hatte es in sich. Mit ohnehin revoltierendem Magen erwachten wir noch in der Morgendämmerung durch wilde Flüche aus dem Nachbarzelt.

Wir mußten alle antreten und auf die Frage, wer denn die Diebe seien, sah man nur verständnislose und völlig unschuldige Gesichter. Die Zelte wurden durchsucht, unsere armselige Habe durchwühlt, ohne Erfolg. Die Stelle, an welcher wir den leeren Kanister vergraben hatten, war geglättet und mit Laub abgedeckt und so von der Umgebung nicht zu unterscheiden. Auch diese Art perfekter Tarnung hatten wir beim Militär gelernt. Wenn wir damals glaubten, den schlimmsten Teil bereits überstanden zu haben, war das ein Trugschluß.

Der Durst nach dem Genuß ungewässerter Salzheringe schrie geradezu nach etwas trinkbarem und quälte uns jetzt ganz fürchterlich. Der Unteroffizier schien nur darauf zu warten, daß einer von uns sich durch den Durst verraten sollte. Wir streiften soweit als möglich einzeln durch den Wald, leckten unauffällig den Tau von den Blättern und Gräsern, nur um die Zeit bis zur nächsten Wasserzuteilung zu überbrücken.

Wie wir es geschafft haben, Übelkeit, Leibschmerzen und ein unbeschreibliches Unwohlsein vor allen anderen zu verbergen, weiß ich heute nicht mehr. Es ist mir aber seit diesem Tag klar, was gemeint ist, wenn man sagt: „Durst ist schlimmer als Heimweh!“

Pimpfe

1938 Endlich waren wir zehn Jahre alt und durften (mußten) in die Hitlerjugend, besser in das *Jungvolk* - das waren die 12 - 14jährigen - eintreten. Wir waren „Pimpfe“, wie man damals, oft ein wenig abfällig, sagte. In unseren tollen Uniformen hingegen fühlten wir uns selbst schon richtig männlich. An Wochenenden und Mittwochs nachmittags befahl man uns zum Dienst.

Man drillte uns in allem, was *hart* machte wie Kruppstahl, *flink* wie Windhunde und *zäh* wie Leder. Sportliche Ertüchtigung, Findigkeit in Geländemärschen mit Tarnungs- und Orientierungsübungen. Überlebenstraining, Schießen, Werfen mit Handgranaten und Erste-Hilfeleistungen sowie Mutproben aller Art forderten den jugendlichen Ehrgeiz, um einen kriegstüchtigen Nachwuchs heranzuziehen. In Ferienlagern wurde das Gemeinschaftsleben im soldatischen Sinne vorgeführt und die Jungen gleichzeitig dem Elternhaus entwöhnt. Man gab ihnen so das Gefühl, dem Vaterland und vor allem dem „Führer“ zu dienen, und eben das war das Höchste und Erstrebenswerteste für einen Hitlerjungen. Etwas anderes haben wir damals weder gelernt, noch erfahren.

Mit dem Ausbruch des 2. Weltkrieges, September 1939, bekam das alles einen aktuellen Sinn für uns. Wir waren eine gut funktionierende, befehlsgewohnte und gehorsame „Truppe“, die es kaum erwarten konnte, für *Führer*, *Volk* und *Vaterland* zu kämpfen, zu siegen und selbstverständlich auch zu sterben.

Es soll und kann keine Entschuldigung sein dafür, was Deutsche den Menschen nicht arischer Abstammung oder anderer Denkungsart angetan haben, aber wie hätte sich eine in absolutem Gehorsam gegenüber der Obrigkeit erzogene und auf Grund ihres Alters ohnehin kritikunfähige Jugend verhalten sollen? Für alles, was der *Führer* mit dem

schonungslosen Einsatz der Deutschen erreichte, hatten wir doch nur staunende Begeisterung und den Wunsch, selbst etwas, möglichst Heldenhaftes zu tun. Daß einen Nazigegner, gefaßt oder auch nur denunziert, gegebenenfalls der Tod durch Genickschuß erwartete - verbunden mit Sippenhaft - soll hier nur am Rande erwähnt werden.

Die Erziehung in der Schule, Literatur und Kunst waren ausgewählt nach nationalsozialistischen Gesichtspunkten und dienten letztlich dem gleichen Ziel, wie die körperliche, politische und geistige Ausbildung der Jugend. Zu wenig Eltern trauten sich, ihren Kindern „revolutionäres“ Gedankengut zu vermitteln aus Furcht, ihre Kinder zu verlieren oder gar von ihnen denunziert zu werden.

Als dann die militärischen Niederlagen auf deutschem Boden kamen und wir, 17jährig, ohne Waffen unter ständigem Tieffliegerbeschuß dem Feind „zum Fraß“ vorgeworfen wurden, kamen Zweifel am System, an der Unfehlbarkeit der Vorgesetzten sowie die Angst, das junge Leben für eine falsche, ohnehin verlorene Sache, einzusetzen.

Verhungert, verdreckt, verlaust, gedemütigt und demoralisiert sollten wir erstmalig erfahren, welche Verbrechen durch Deutsche in den KZ's, Gefangenenlagern, unter Flüchtlingen, Ghattobewohnern und Wehrlosen stattgefunden hatten. Wir waren über die Berichterstattungen in Wort und Bild, z. B. aus den Vernichtungslagern der SS, ebenso entsetzt, empört und verzweifelt wie jeder andere Mensch auf dieser Welt.

In einer Diktatur wird Kritik weder gelehrt noch geduldet, sonder eher geahndet oder gar mit dem Leben bezahlt.

aus der Diktatur in

Flucht

die Gefangenschaft

Im April 1945 war der Zug von Rendsburg bis in die Nähe von Ludwigslust gekommen, als amerikanische Tiefflieger unsere Lokomotive zerschossen. Verschreckt und verängstigt kletterten etwa 150 „Soldaten“ alle um die 16 oder 17 Jahre alt, aus den Abteilen und äugten mißtrauisch in den Himmel. Es blieb ruhig. Wie aus dem Nichts standen plötzlich ein Leutnant und sein Hauptfeldwebel, beide braungebrannt in der Uniform des Afrikacorps, vor ihnen. „Wo sind eure Vorgesetzten?“, fragten sie uns, mit einem staunend ungläubigen Blick auf den Haufen bleicher Jugendlicher. „Die haben uns unterwegs in irgendeinem Bahnhof verlassen, um in den Zug Richtung Norden umzusteigen, der zufällig auf dem Nebengleis hielt“- „Wir können die Jungen doch nicht ins russische Maschinengewehrfeuer laufen lassen“, meinte der Leutnant, ließ antreten, abzählen und rannte mit uns in den nächsten Wald in Deckung.

„Wenn wir zu den Amerikanern wollen, können wir wegen der Tiefflieger nur nachts marschieren“, meinte er zu uns, „ruht euch noch ein wenig aus, nach Sonnenuntergang geht´s los“. Wir vertrauten ihm sofort und das blind. Hatten wir doch wieder jemanden, der Befehle erteilte, denn gehorchen konnten wir gut. Selbst Initiative zu ergreifen, hatte man uns abgewöhnt, nach dem Motto: „Nicht denken, nur parieren“!

In stockfinsterner Nacht brachen wir auf, hintereinander in einer Reihe die nächste dahinter und versetzt auf der andere Seite der Straße. Das war eine Vorsichtsmaßnahme wegen der Tieffliegerangriffe. In der Hitlerjugend hatte ich eine Feldscherausbildung¹ und mußte jetzt als Sanitäter an der Spitze marschieren, hinter dem Leutnant. In den

beiden Bauchtaschen hatte ich die übliche Erste-Hilfe-Ausrüstung. Die medizinische Versorgung der Soldaten war damals stark vereinfacht: Schmerzen oberhalb des Nabels behandelte man mit Aspirin, solche unterhalb desselben mit Rizinusöl und den Rest mit Pflaster.

Mit Nachtmärschen von 30 – 60 Kilometern zogen wir durch Brandenburg zwischen den Fronten hin und her. Wir versuchten eine Durchschlupf nach Westen zu finden. Aus den Wäldern links und rechts des Weges feuerten gelegentlich entflohene Kriegsgefangene, Russen und Polen, auf uns, ohne jemanden zu verletzen. Schließlich fanden wir irgendwo ein verlassenes Waffenlager. Jetzt konnten wir zurückschießen. Mir hatte man eine Panzerfaust in die Hand gedrückt. Mit dem Ding konnte ich genau so wenig umgehen, wie die meisten meiner Kameraden mit ihren brandneuen Gasdruckgewehren, aber immerhin konnten wir jetzt so tun als ob.

Für die zwei Wochen unserer Odyssee von fast 400 Kilometern, zu Fuß, mit Waffen und Tornistern, hatten wir ein Kommißbrot, ein halbes Pfund Butter und eine kleine Dauerwurst als Verpflegung. Unsere Kleidung waren die Uniformen des Arbeitsdienstes. Viele hatten keine Strümpfe und trugen stattdessen Fußlappen. Diese unappetitlichen Bekleidungsstücke vor dem Marsch so um die Füße zu wickeln, daß sie nicht drückten oder scheuerten, war eine Kunst, die nicht alle beherrschten. Nach unseren nächtlichen Gewaltmärschen durfte ich Blasen an den Füßen versorgen in Ausmaßen, wie ich sie hinterher nie wieder zu Gesicht bekommen habe. Sogar meine Behandlung haben die Jungen überlebt. Schlapp gemacht hat auf dem ganzen Marsch überhaupt keiner. Der ständige militärische und sportliche Drill in den Jahren zuvor, hatte uns hart im Nehmen und zäh gemacht.

Die Nacht vom 7. auf den 8. Mai war frisch und sternenklar. Der ferne

¹ Feldschere waren die Sanitäter in der Hitlerjugend

Geschützdonner schien immer näher zu kommen. Hinter uns krochen am Horizont die feuerspeienden Russenpanzer, unheimlichen Käfern gleich, vor uns warteten die Amerikaner auf das Zusammentreffen. Die Angst, in russische Kriegsgefangenschaft zu kommen, ließ uns im Morgenrauen mit letzter Kraftanstrengung weiterlaufen. 40 Kilometer hatten wir schon geschafft.. Unweit von uns eilten andere Einheiten nach Westen, ebenfalls die Furcht im Nacken.

Das mehr gekaute, als gesprochene „Come on boys“ klang wie Musik in unseren Ohren. 20 Minuten vor der Vereinigung der alliierten Fronten hatten wir die Amerikaner erreicht. Farbige US-Soldaten überwachten die Waffenabgabe. Wir kannten Neger bisher nur aus Filmen und Büchern, jetzt standen sie, die schußbereite Maschinenpistole unter dem Arm, vor uns. Jeder warf auf den großen Haufen, was er gerade bei sich trug, Gewehre, Bajonette, Munition und Pistolen. Gerade wollte ich meine Panzerfaust auf die gleiche Art loswerden, als ein farbiger GI auf mich zusprang und mit entsetztem Gesichtsausdruck schrie: „Hold it, easy - be careful!“ Zart, wie eine Hebamme das Neugeborene, nahm er mir die Panzerfaust ab, um sie ein Stück weiter weg sanft auf den Boden zu legen. Die Erklärung für dieses sonderbare Verhalten bekam ich später. Einen Tag zuvor hatten die Deutschen weisungsgemäß alles auf den großen Haufen geschmissen und dabei ist eine Panzerfaust losgegangen und hat ein amerikanisches Transportfahrzeug in einen Trümmerhaufen verwandelt. Der Schwarze hatten schlicht Angst, mit Recht, wie ich zugeben muß!

Wir spürten nun mit einem Mal, wie es ist, ohne Furcht vor russischer Gefangenschaft, polnischen Heckenschützen oder den Maschinengewehren der Tiefflieger zu sein. Die Kapitulation hätte für uns eine Art Befreiung darstellen sollen, erleichtert waren wir durchaus, befreit jedoch nicht. Jetzt mußten wir die Schmach, ein Kriegsgefangener, also ein Verlierer, zu sein, am eigenen Leib erfahren. Diese Rolle war neu für uns. Uns hatte man gelehrt, die unbesiegbaren Gewinner zu sein.

Um alles hatte man uns betrogen, unsere Kindheit, den Glauben an das deutsche Volk, dessen Führer, seine siegreiche Armee und die Unfehlbarkeit ihrer als Helden dargestellten Offiziere. Als Kanonenfutter mißbraucht, verlassen von den Vorgesetzten, aller Ideale beraubt, hungrig und erschöpft waren wir jetzt in der Gewalt unserer ehemaligen Feinde. Wir fühlten uns erniedrigt, ausgebrannt und jetzt auch noch schuldig an den Massenmorden der Nazis, die auch uns erstmalig in ihrem ungeheuerlichen Ausmaß offenbart wurden. Mit unserem Glauben hatte man auf das Erbärmlichste Schindluder getrieben. Wie wir das letztendlich bewältigt haben, wissen wir - ich zumindest - nicht mehr. Um die Psyche hat sich damals ohnehin keiner gekümmert. Das Überleben war uns jetzt wichtiger als alles andere. Wir wurden in die Kollektivschuld der Deutschen mit einbezogen, was für die ganze Welt Gültigkeit hatte. Als ein Bürger unseres Landes hatte ich das mit zu tragen, das war und ist mir auch heute noch klar. Doch habe oder hatte ich mich bei irgend jemanden zu entschuldigen damals oder heute? Ich wüßte nicht wofür und schon gar nicht bei wem.

Die für mich erkennbare „Schuld“ meiner Generation ist es, beherzigt zu haben, was man uns von Kindesbeinen an als einzige Wahrheit gelehrt hatte, nämlich an den Führer und das Vaterland zu glauben, ihnen als Soldat zu dienen und sie zu verteidigen und sei es mit unserem Leben. Immerhin haben wir für diesen Irrtum recht heftig und lange leiden müssen. Habe ich mich deshalb, auch heute noch, als ehemaliger Nazi zu verstehen?

Die vermeintliche Leichtgläubigkeit meiner Generation ist oft und langatmig kritisiert worden. Der Einsatz Jugendlicher zu Hause und an der Front, die damit verbundenen Härten und Entbehrungen wurden, wenn überhaupt, bestenfalls kopfschüttelnd kommentiert. „Feige Mitläufer, Kadavergehorsam und ohne Eigencourage waren die Attribute für uns Jugendliche der damaligen Zeit zumindest von denen, welche die ganze Entwicklung „immer schon klar hatten vorhersehen können.“

Vielleicht wird diese Ansicht auch heute noch vertreten. Kritiker dieser Art sollten aber wissen, daß Mut gegen die herrschende Kaste der Nazis aufzubegehren einem Todesurteil gleich kam und junge Menschen wollten leben, genau wie Jugend heute.

Außer um den Glauben, den Idealismus und die Begeisterungsfähigkeit hat man uns um etwas unwiederbringlich Kostbares gebracht, nämlich eine behütete Kindheit und eine unbeschwerte Jugend. Wir sind eine betrogene Generation!

Die Erkenntnisse aus der Vergangenheit machen es mir unmöglich, sowohl Neonazis als auch andere Radikale religiöser oder politischer Couleur überhaupt zu verstehen,

Gott beschütze uns vor ihnen,
welchen auch immer!

Luftwaffenhelfer

Die elften Klassen wurde am 4. Januar 1944 zur Luftabwehr, oder Flak¹, wie man damals sagte, eingezogen. In der Aula wurden wir vom Direktor verabschiedet. Bedingungsloser Gehorsam dem Führer und absolute Pflichterfüllung dem Vaterland gegenüber, Soldatenehre, Mut und Kampfbereitschaft des jungen deutschen Helden wurden beschworen. Diese Art der Glorifizierung sagte uns nicht Neues, wir waren damit aufgewachsen. Wir Kinder, damals 15jährig, sollten nach dem Willen Hitlers die Flaksoldaten ersetzen, das heißt, sie für den Fronteinsatz freimachen.

Im Gleichschritt, begleitet von einigen besorgt dreinblickenden Müttern, ging es über drei Kilometer in die Luftwaffenkaserne in Sülldorf, dem heutigen Krankenhaus Rissen. Die Mütter mußten draußen bleiben, uns scheuchte man im Laufschrift in die Bekleidungskammer. Der „Kleiderbulle“, ein alter Obergefreiter, murmelte etwas von „Kindergarten und dann mal los.“ Jeder bekam eine Wolldecke, mußte sie vor sich ausbreiten und dann flogen wie von Geisterhand Bekleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände auf uns zu. Wildes Gefluhle setzte ein, als einige von herumwirbelnden Stiefeln, Butterdosen oder Stahlhelmen getroffen wurden. „und jetzt macht, daß ihr hier rauskommt“, brüllte der Obergefreite. Wir stopften eilig in den Rucksack, was hineinging, der Rest wurde in der Decke zusammengerafft und als unförmiges Bündel vor dem Leib getragen. Auf dem eiskalten Kasernenflur mußten wir die Flakuniformen anziehen. Wir versuchten gegenseitig zu tauschen, denn die meisten Sachen paßten überhaupt nicht.

Es war inzwischen Spätnachmittag geworden, draußen war es stockdunkel, keinerlei Beleuchtung wegen der Verdunkelung, Straßen und Wege vereist, wir hatten minus 10 Grad. Der Haufen, der sich da Richtung Großbatterie Sülldorf in ca. drei Kilometer Entfernung in Marsch setzte, hatte mit einer Militäreinheit wenig zu tun. Eine vorne und hinten

hoch gepackte orientalische Karawane hätte wahrscheinlich besser ausgesehen und sich disziplinierter verhalten. Stöhnend, schimpfend, hänselnd und lachend zogen wir durch die Dunkelheit mit allen möglichen Gegenständen scheppernd und klappernd. Der Unteroffizier, der uns befehligen sollte, hatte es aufgegeben, an diesem Haufen alberner Gören etwas ändern zu können, und schien mit seinem Schicksal zu hadern.

Auf einmal passierte es, einer von uns hatte in seinen brandneuen Nagelstiefeln auf dem Glatteis den Halt verloren und stürzte gegen seinen Vorder- und Nebenmann, die gleichsam zu Boden gingen und drei Wolldeckenbündel entleerten ihren umfangreichen Inhalt auf die Straße. Butterdosen gingen zu Bruch, Kochgeschirre wurden zerbeult, Gasmaskenbehälter landeten im Straßengraben. Alles Gefluhe half nichts, man mußte auf die Knie und die verstreuten Sachen im Dunkeln wieder zusammensuchen. Von jetzt an gingen wir weiter wie auf rohen Eiern. Der bedauernde Unteroffizier murmelte noch etwas von Sabotage, mutwilliger Beschädigung von Heeresgut und dergleichen, was aber eine Besserung der Situation auch nicht bewirken konnte.

Halb erfroren, total entnervt, hungrig und maßlos enttäuscht von dem ersten Tag bei der Luftwaffe, erreichten wir unsere Geschützstellung.

Wolfgang Herchner

Feldpostbriefe

Unterroffizier Josef Meyer an seine Schwiegermutter

14.2.45

Liebe Mutti!

Ich habe soeben einen Brief an Fini und Franzel beendet, nun will auch Dir einige Zeilen schreiben und Dir sagen, dass ich noch immer wohlauf bin. Leider habe ich keinen lieben Brief zu beantworten, weder von Fini noch von Dir. Bei den augenblicklichen Verhältnissen mag es nicht wundernehmen, dass keine Post kommt. Wenn mich die Post von Fini nicht erreicht, so ist das eher zu verschmerzen, denn ich weiß meine liebe Frau wohlgeborgen, wenn sie nur meine Post erhält, damit sie sich keine unnötigen Sorgen macht. Wenn Fini nun an das Schicksal der Volksgenossen im Osten denkt, dann wird ihr der kleine Raum, von dem sie immer schreibt, wie ein kleiner Palast erscheinen müssen. Ich empfinde ein großes Glücksgefühl, wenn ich daran denke, dass alle meine Lieben wohlgeborgen sind. Dir wird es möglich sein, zu Hause öfter nach dem Rechten zu sehen. Ich bitte Dich darum. Ich habe Dir einen Brief an die Püttlinger Adresse geschrieben. Hoffentlich hat er Dich erreicht. Ich habe Dich darin gebeten, mir meine Ölfarben, Pinsel, Palette, Malmittel und Firnisse in einer Kiste als „Dienstpaket“ an die Einheit 13204 zu schicken. Das Paket darf bis zu 30 Pfund und noch schwerer sein. Es nimmt Dir jede militärische Dienststelle an. Es muss die Anschrift Dienstpaket tragen. Du würdest mir damit eine große Freude machen. Bist Du schon mal bei Fini gewesen?

Leider konnte ich keinen Räumungsurlaub erhalten, obwohl ich alles Mögliche versucht habe. Ich hätte zu gerne meine Jungens wieder einmal in meinen Armen gehalten. Bei Fini weiß ich sie in bester Hut. Ich bin so glücklich, dass gerade in dieser schweren Zeit mir eine so tapfere Frau zur Seite steht und was mich überglücklich macht, eine so treue Gattin habe.

Die Nachrichten, die uns im Augenblick erreichen, sind ja wirklich alles andere als ermunternd. Aber wir dürfen den Kopf nicht hängen lassen und niemals auch nur daran denken, den Kampf jemals aufzugeben. Mag auch der Sieg kein Sieg im üblichen Sinne sein, so wird er doch unserem Volke einen Frieden in Ehren bringen und unserem Volke zumindest seinen Bestand und seine Zukunft sichern.

Wie geht es Opa? Er wird wohl Heimweh nach den Kindern haben, aber es kann niemals stärker sein als das meinige. Wie geht es Kurt und wo steckt er? Und was gibt es sonst Neues aus der Heimat?

Bleibe Du weiterhin meine liebe Mutti.

Mit den besten Grüßen auch an alle andere, besonders aber an Opa, bleibe ich Dein „guter“ Schwiegersohn

Josef



Feldpostbriefe

Grailsbrunn den 29. 6. 44

Liebe Eltern!

Wie Sie an meiner handschrift
erkelt sind wir wieder erwartet in dem
Stimment Grailsbrunn haben sie uns ver-
hütet da ganze Verein, wie auch von Wenden
aufstehen sind ist wieder mit einer Güte
aufzusuchen, wünscht Sie mit herzlichem
wünscht wir in den nächsten Tagen
wiederholentlich besucht werden. Hier geht
es ab jetzt wünscht heute aber sehr wenig
wünscht zu können.

Zusätzlich sind wir noch nicht, hoffen
es in den nächsten Tagen zu werden
Bei dem nächsten Wetter, wünscht Sie
stark gehen mit dem Nachschub
Lassen Sie sich mit dieser Güte
Arbeit mehr, dann wenn Sie wieder
in Werk kommt, dann pay doch den
Geldern, wenn dem verprochenen
So, mein Herz ich an alle noch schreibe
habe mich entschieden sich vorlege mich auf
Bleistiftschreift das ist für mich
Wünsche haben mich auch alle Güte und

Absender: *Gen. Fr. Kainzer*
19. Regt. Eisenbahn
Bar 14

Feldpost-Nr.

Feldpost



An *Fam.*



Gen. Kainzer

Wieder 02/13a

Stintzene Nr. 11

Die Deutsche Reichspost
am 1. April 1918
Köln

Feldpostbriefe





Elvi Stammeier
22844 Norderstedt

- geb. 1938 in Eutin/Holstein
lebt heute in Norderstedt

Sie arbeitete als Haupt- und Realschullehrerin in Hamburg und begann nach ihrer Pensionierung mit dem Schreiben vorwiegend autobiografischer Erzählungen. Seit 1997 verbringt sie zusammen mit ihrem Mann die Wintermonate in Florida. Dort entstand - ursprünglich für die vier Enkelkinder gedacht - das Märchen „Die Zaubermuschel.“ Momentan arbeitet sie an einem weiteren Kinderbuch.

Mein Soldat

Dass der Krieg endlich vorbei ist, hat meine Mutter mir einige Tage zuvor gesagt, und auch, dass jetzt alles besser würde. Mit meinen sieben Jahren weiß ich zwar, dass Krieg etwas Schreckliches ist, doch wir sind in unserer kleinen Stadt von einer direkten Berührung mit ihm verschont geblieben. So freue ich mich über das Kriegsende, weil alle sich freuen und vertraue darauf, dass jetzt auch mein Vater bald wieder bei uns sein wird.

An meinem kindlichen Tageslauf ändert sich jedoch nichts.

Wie jeden Tag darf ich das Haus am Nachmittag verlassen. Draußen ist es sonnig und warm. Meine Holzsandalen klappern auf dem Straßenpflaster, und ich versuche, einen Rhythmus zu gehen: eins, zwei, drei, – eins, zwei, drei -. Der Sandweg, der zum Wald führt, beendet jäh meine gleichförmige Schrittfolge, und so richten sich meine Gedanken auf das Ziel. Gleich hinter der Brücke, dort wo der Wald beginnt, wollen wir uns auch heute wieder treffen.

Schon von weitem erkenne ich meine Freunde, vier Jungen und zwei Mädchen. Wir wohnen nicht weit voneinander entfernt und sind alle im ungefähr gleichen Alter. Einer von ihnen winkt und ruft, dass ich mich beeilen solle. Ich beginne zu laufen und habe bald schon die kleine Gruppe erreicht.

Unser Versteckspiel am Vortag war grandios gewesen, dies wollen wir wiederholen. Wir besprechen die Regeln. Der gesamte Waldhang, der sich links von uns erstreckt, soll ‚Versteckgebiet‘ sein, ebenso die buschige Uferzone des Sees auf der rechten Seite. Wer gefunden wird, muss zum Weg zurück und auf die anderen warten. Ich bin ungern „Sucher“ und deshalb froh, dass ich beim Ausmählen Glück habe und mich verstecken darf.

Bevor noch das Startzeichen für unser Spiel gegeben wird, habe ich mich für den Wald entschieden und mir auch die Richtung überlegt. Ich haste los, ein Stück noch den Weg entlang, dann in den Wald hinein. Hier gibt es wunderbare Möglichkeiten sich zu tarnen, unsichtbar zu werden. Schon gestern war dieser Bereich von mir bevorzugt worden, ich glaube deshalb, mein Waldstück zu kennen.

Einiges scheint mir auch vertraut, aber ich erinnere nicht die vielen kleinen Fichtenzweige auf dem Boden. Ich muss eilen, nehme nur vage wahr, dass vereinzelt zwischen den Bäumen Hügel aus Fichtenästen aufgetürmt sind. Ich hetze weiter, höre das laute Zählen der beiden „Sucher“ und den Ruf: „Wir kommen!“

Im gleichen Moment krieche ich in einen Tannenhaufen hinein. Dies ist das beste Versteck meines Lebens!!!

Mein Herz klopft vom Laufen, ich hocke gebückt, die Zweige bilden über mir ein Dach, lassen nur spärliches Licht hindurch. Der Duft von frischem Fichtengrün wird jedoch überdeckt von einem fremden, unangenehm muffigen, unsauberen Geruch.

Ich erstarre, als sich plötzlich neben mir etwas bewegt, sich jemand aufrichtet und sagt: „Hab' keine Angst, ich tu Dir nichts!“ Obgleich meine Augen weit aufgerissen sind, nehme ich zunächst nur schemenhaft eine Gestalt wahr, die sich jetzt gleich hinter mir aus der Tannenbehausung löst und dann aufrichtet.

Vor mir steht ein Mann in zerrissener Soldatenuniform, seine Gesicht ist schmutzig und wirkt durch die langen Bartstoppeln dunkel. Seine Wangen sind eingefallen, schwarze Haare kleben an seinem Kopf.

„Spielst Du hier?“ Der Mann lächelt, blickt gütig. Ich kann zunächst nur nicken, beruhige mich aber allmählich und erkläre ihm unser Spiel. Der Fremde spricht mit einer sanften, tiefen Stimme und erklärt mir, dass er Soldat sei, der hier mit anderen Kameraden für eine Weile

bleiben müsse, und dass die Höhle, die mir als Versteck gedient hat, sein Schlafplatz sei.

Und dann - überraschend- fragt er mich: „Hast Du etwas zu essen? Ich habe schrecklichen Hunger. Schon lange nichts mehr gegessen.“

Ich habe nichts Essbares bei mir. Ich sehe seine Verzweiflung, er tut mir leid, und ich verspreche: „Ich besorge etwas und komme ganz bestimmt wieder!“

Damit eile ich davon.

Unwichtig sind meine Freunde, vergessen unser Spiel, hier hat ein Soldat Hunger!!! Ich renne. Wahrscheinlich leidet auch mein Vater weit im Osten Hunger, das habe ich oftmals von meiner Mutter gehört. Und auch wenn ich selbst Hunger nie erfahren habe, ahne ich, wie schlimm er sein muss.

Meine Mutter ist eine mitleidige und warmherzige Frau, die, nachdem ich berichtet und ihre Fragen beantwortet habe, bereitwillig einen Kanten Brot abschneidet, ihn mit Margarine bestreicht und etwas Salz darauf streut. Dann wickelt sie das Brot nebst zwei kleinen Pellkartoffeln vom Mittag in ein Stück Packpapier und reicht es mir. Ich eile zurück zu dem Soldaten.

Er weint, als er das Brot isst, und ich weine auch.

Am nächsten Tag bitte ich eindringlich darum, dem fremden Soldaten wieder Essen bringen zu dürfen. Meine Mutter füllt eine Portion von unserem Mittagessen in ein blechernes Essgeschirr, verschließt es mit dem Deckel und reicht es mir mit den Worten: „Beeil' dich, damit er es warm essen kann.“

Von nun an gehe ich jeden Tag mit dem Essgeschirr zum Wald. Inzwischen ist das Waldstück, in dem wir so gerne spielten, von einem hohen Drahtzaun umgeben. Ich muss ein hölzernes Wachhäuschen

passieren, in dem englische Soldaten sitzen. Sie sind freundlich zu mir, kennen mich und lassen mich immer in die Umzäunung eintreten.

Meistens werde ich schon erwartet. Mein Soldat genießt das Essen, das ich ihm bringe. Einmal hat er zwei weiße flache Kekse für mich aufgespart. Sie sind fade, lediglich etwas salzig, und obwohl sie mir nicht schmecken, esse ich sie freudig auf.

Lange Gespräche können wir nicht führen, meine Mutter gibt mir stets eine Zeit mit, die ich aus Furcht, ihm sonst nie wieder Essen bringen zu dürfen, keinesfalls überschreiten darf. Wir sitzen auf dem weichen Waldboden und unterhalten uns, während er isst. Häufig fragt er etwas, ich antworte und gebe kleine Berichte. Einmal fragt er mich, ob ich wohl gerne eine ganz große Puppe hätte. Natürlich möchte ich, und er verspricht mir, eine besonders schöne für mich auszusuchen und sie mir zu schicken, sobald er endlich wieder bei sich zu Hause wäre.

An einem sehr warmen Sommertag stehe ich mit meinem Essensgeschirr ungläubig und fassungslos am Waldrand. Das Lager ist verlassen. Kein Mensch ist mehr dort. Der Zaun ist beseitigt, das Wärterhaus teilweise demontiert. Enttäuscht schleiche ich nach Hause zurück.

Lange Zeit warte ich vergeblich auf die versprochene Puppe und denke häufig an ihn, und selbst in späteren Jahren habe ich mich oft gefragt, was wohl aus meinem Soldaten geworden ist.

Elvi Stammeier

Feldpostbriefe

Letzter Brief an die Ehefrau 16.09.1944

Am 16. September 1944 schrieb Major und Ritterkreuzträger Heinrich Ochssner den folgenden Brief an seine junge Ehefrau Dorothea. Er war zu dieser Zeit als Bataillonskommandeur des Füsilierbataillons 132 (132. Inf.-Div.) im Einsatz. Nur zwei Stunden später wurde Heinrich Ochssner am Bahnhof in Ergli von einem Granatsplitter tödlich getroffen. Danach wurde er noch zum Oberstleutnant befördert - Ein schwacher Trost für die Hinterbliebenen...

16.9.44
14.30

Mein liebstes Dorlein,

ganz schnell einen gefechtsmäßigen Bericht von mir. Es geht mir noch gut und ich blicke voller Zuversicht in die Zukunft. Wir stehen im Abwehr und Angriffskampf und werden die Kiste schon schaukeln. Ich bin leider in der unangenehmen Lage, dass ich z.Zt. nichts von meinem Regiment bei mir habe, ich führe eine Kampfgruppe und ärgere mich mit Splitterverbänden herum.

Mein Regiment ist leider getrennt ausserhalb des Divisionsabschnittes eingesetzt. Viel Freude brachte mir gestern Abend Dein lieber Brief. Dass Du so viel Freude über das Ritterkreuz hast, freut mich ja am meisten. Gelacht habe ich ja über die 100 RM die ich nun mehr bekommen soll. Davon habe ich bisher noch nichts gehört und ich muss gestehen, dass ich mich dafür auch noch nicht interessiert habe. Ich bin nun mal kein Materialist.

Auch von einem Sonderurlaub hat man hier noch nichts gehört. Das ist nun wieder eine Enttäuschung für Dich. Für mich übrigens auch. Dass es mich grade auch nicht freudig stimmt, dürfte Dir ein Trost sein. Um mich mach Dir keine Sorgen, ich komme schon durch, ich habe ja meinen treuen Schutzengel der mich bewacht und heil zu Dir zurück führt.

Die Krise unserer Kriegsführung ist nun bald überwunden. Den Tiefpunkt haben wir sicher überschritten. Bis Ende September müssen wir die drohenden Durchbrüche im Westen und Osten verhindern. Dann geht es wieder aufwärts. Es muss.

Lass es Dir gut gehen und Dir sagen, dass ich Dich über alles zärtlich liebe und immer nur Dir gehöre. Ich umarme Dich fest und bin mit vielen lieben Grüßen und Küssen immer

Dein Heiner

Nach diesen tragischen Ereignissen von damals, konnte niemand ahnen, was sich fast 60 Jahre später daraufhin noch ereignen sollte...

Feldpostbriefe

Feldpostbrief (von der Frontleitstelle in Danzig), geschrieben von Leutnant Helmut Christophe am 15.1.45 an seine Tante Lisbeth und seinen Onkel Heinz in Freising:

Liebe Tante Lisbeth, lieber Onkel Heinz!

Die erfreuliche Nachricht zuerst: bei uns ist ein Junge angekommen und Omas Wunsch Urgroßmutter zu werden, damit endlich erfüllt! Am selben Tag, an dem mich das Telegramm erreichte, bin ich zum Leutnant befördert worden und jetzt auf dem Weg zur Front. Gesehen habe ich den kleinen Erdenbürger noch nicht.

Weihnachten erreichte uns die Nachricht, dass unsere Wohnung bei einem Angriff am 3.12. schwer beschädigt worden ist. Ich war dann Anfang Januar ein paar Tage dort, es sah im ersten Augenblick böse aus, war dann aber doch noch erträglich. Das Wohnzimmer ist allerdings ziemlich hin, aber Küche und Schlafzimmer sind leicht zu reparieren. Fenster und Türen waren natürlich heraus und allerhand Porzellan kaputt, aber im Ganzen ist es noch erträglich, wenn uns der Rest erhalten bleibt.

Aus Gladbach hatten wir Weihnachten Post, da waren sie also noch in Gladbach und haben wohl auch nicht die Absicht, wegzugehen.

Euch beiden sowie Oma und Tante Käthe, der ich recht herzlich zum Geburtstag gratuliere, viele herzliche Grüße

Euer Helmut

**Brief von Kommandeur Janischkeit an die Ehefrau von
Helmut Christophe. Dieser Brief an Elisabeth Christophe
stammt vom 5.2.45
(aus dem Batl. Gef.-Std.):**

Hochverehrte gnädige Frau!

Am 27.1.45 fiel bei den Abwehrkämpfen in Kurland Ihr Gatte, der Leutnant Christophe. Er hatte den Auftrag, Gegenstoßmöglichkeiten zu erkunden und befand sich, als der Russe mit stärkeren Kräften angriff, in der Gegend eines Kompaniegefechtsstandes. Bei der heldenmutigen Abwehr des Angriffes ist Ihr Gatte durch mehrere Infanteriegeschosse gefallen. Der Kompaniegefechtsstand, der im Laufe des Tages und in der darauffolgenden Nacht mehrfach den Besitzer wechselte, fiel letzten Endes dem Feind in die Hand, sodass die Leiche Ihres Mannes nicht geborgen werden konnte.

Obwohl Ihr Gatte nur wenige Tage beim Bataillon war, so hat er sich in dieser kurzen Zeit die Anerkennung seiner Vorgesetzten und die Verehrung seiner ihm unterstellten Männer erworben. Von dem großen Idealismus der Zeit erfüllt, fand er in treuer Pflichterfüllung für Führer und Volk den Heldentod, damit Deutschland lebe.

Das Bataillon verliert in ihm einen äußerst tapferen Offizier. Es wird ihm über das Grab hinaus die Treue halten.

Ich drücke Ihnen, gnädige Frau, zu dem schmerzlichen Verlust die wärmste Anteilnahme aus und verbleibe mit den besten Grüßen stets

Ihr Hubert Janischkeit
Kommandeur Inf.-Batl. 561

Feldpostbriefe



Wolfgang Braun

89584 Ehingen

Ich wurde am 14.02.1938 in Schelklingen (Raum Ulm) geboren und habe 1959 meine ersten Gedichte geschrieben. Im Lauf der Zeit habe ich außer Gedichten noch Kurzprosa (Kurzgeschichten, Fabeln) verfaßt. Nach Abitur (1958) und Studium (Universitäten München und Tübingen, sowie Pädagogische Hochschule Weingarten - Raum Ravensburg, Baden - Württ.) war ich als Lehrer vor allem an Realschulen (Deutsch, Geschichte, Gemeinschaftskunde) tätig (Pensionierung 1998, Früh-pensionierung aus gesundheitlichen Gründen).
Ich wohne in Ehingen/Donau (Raum Ulm).

Das Russengrab

Noch mehrere Monate nach dem Krieg, wenn Martin und seine Freunde durch die Wälder gestreift, in die Fledermaushöhle gekrochen waren und im alten Steinbruch herumgestöbert hatten, besuchten sie auf dem Heimweg das Russengrab. „Jetzt geht man noch zum Russengrab“, sagte dann immer der bullige Kurt, der das Sagen hatte in der Gruppe von so etwa fünf bis sechs Jungen im Alter von sieben, acht Jahren. Und weder der Kurt noch einer von den anderen hatte jemals gesagt, warum man das Grab aufsuchte.

Das Russengrab bestand lediglich aus einem recht flachen Grabhügel ohne Einfassung und einem grob gefügten Holzkreuz ohne Namen.- In dem Grab lag ein ehemaliger russischer Kriegsgefangener, der angeblich den deutschen Soldaten, der den Russen und andere russische Gefangene bei der Arbeit bewacht hatte, mit einer Schaufel habe erschlagen wollen, und deshalb sei er von dem Wachtposten erschossen worden.

Martin wusste nicht, dass der Russe als Kriegsgefangener ein ehemaliger wehrpflichtiger Soldat gewesen war; für Martin war das eben ein Russe, einer von denen, die er jahrelang, wenn seine Mutter mit ihm am Fenster gestanden hatte, wo sie ihn angezogen hatte, an seinem Elternhaus vorbei unter Bewachung zur Arbeit hatte gehen sehen : abgemagerte Elendsgestalten mit steingrauen Gesichtern in zerschlissenen Uniformen. Das waren für Martin eben Russen gewesen, und sie hatten so ausgesehen, wie Russen eben aussahen.- Warum die Männer so ausgesehen hatten, erfuhr Martin erst viele Jahre später, und er erfuhr es weder von seinen Eltern noch von deren Bekannten noch von seinen Verwandten noch von seinen Lehrern, er erfuhr es, weil er sich selber immer mehr mit diesem Krieg und all seinen Opfern

beschäftigte. - Damals waren das für Martin eben Russen gewesen, die irgendwo in Russland gefangen genommen worden waren, im Krieg, und nach Deutschland gebracht worden waren, um dort zu arbeiten. Martin hatte weder Mitleid mit ihnen, noch hatte er Aggressionen gegen sie gehabt. - Was den einen betraf, der in dem Grab lag, so dachte Martin allerdings immer, wenn er und seine Freunde an dem Grab standen, dass es sicher schrecklich sein müsse, erschossen, totgeschossen zu werden. - Es mußte wohl so sein, als ob ein Riese mit einer Faust aus Stahl einem mit unbeschreiblicher Gewalt erschlagen, zerschmettern würde.

Es wird wohl im Sommer 1945 gewesen sein, als Martin und die anderen wieder einmal unterwegs zum Russengrab waren. - Als sie zu dem Grab kamen, bemerkten sie etwas, was sie hier noch nie gesehen hatten: Jemand hatte einen kleinen Feldblumenstrauß auf den Grabhügel gelegt. - Noch bevor einer von den Jungen etwas sagen konnte, bückte sich der Helmut, ein blasses, schmales Bürschchen, packte das Sträußchen, schleuderte es ins Gras neben dem Grab und trampelte auf den Blumen herum. Dabei schrie er, halb zornig, halb weinend: „Der soll keine Blumen auf seinem Grab haben; die Russen haben meinen Vater totgeschossen, in Stalingrad!“ - „Und meinen Onkel haben sie auch totgeschossen!“, rief daraufhin der Hauser Karl. - Da stellte sich der Kurt mit gespreizten Beinen über den Grabhügel, begann seine Hosenfalle aufzuknöpfen und stieß zwischen den Zähnen hervor: „Da schiff ich jetzt drüber!“ - Ganz still, mucksmäuschenstill, war es in der Runde geworden. Und da sagte in die Stille hinein der Hollmann Franz: „Russen sind auch Leute, genauso wie wir.“ - Da knöpfte der Kurt seine Hosenfalle wieder zu, stieg über den Grabhügel, stieß den Franz heftig zur Seite und ging dann wortlos und ohne sich noch einmal umzudrehen davon in Richtung Städtchen. - Die anderen folgten ihm, und keiner sagte mehr etwas. - Erst jetzt stellte sich Martin die Frage, warum der tote Russe nicht auf dem Friedhof seines Heimatstädtchens beerdigt worden war. - Am Stadtrand trennten sich Martin und der

Springer Rudolf von den anderen. Rudolf wohnte in Martins Nähe und war seit vielen Jahren Martins bester Freund. - Nachdem sie eine Weile nebeneinander hergegangen waren, sagte Rudolf: „Der hat auch eine Mutter gehabt“. „Und Hunger hat er auch gehabt“, antwortete Martin. „Und Heimweh auch“, fügte der Springer Rudolf hinzu. „Der hat auch einen Namen gehabt“, meinte Martin. „Ha, ja, vielleicht hat er Wladimir geheißen; das heißt auf Deutsch Walter“, entgegnete Rudolf. - Nachdem die beiden noch kurz schweigend weitergegangen waren, verabschiedeten sie sich, und jeder ging seinem Elternhaus zu.

Als Martin nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter: „Was machst denn du für ein Gesicht, ist irgend etwas?“ „Nein, nein“, antwortete Martin und ging zu dem Fenster, aus dem er damals immer auf die Straße hinausgeschaut hatte, wenn seine Mutter ihn angezogen hatte und von dem aus er die russischen Gefangenen hatte am Haus vorbeigehen sehen.

„Warum hat sie nie etwas gesagt, gar nie. Sie hat die Gefangenen doch auch gesehen“, dachte er. Er war drauf und dran, seine Mutter zu fragen, aber dann tat er es doch nicht. Und er konnte es sich nicht so richtig erklären, warum er es nicht tat. Vielleicht deshalb nicht, weil er immer wieder erlebt hatte, wie seine Mutter anderen Menschen Gutes getan hatte. Zum Beispiel hatte sie einer Flüchtlingsfamilie zahlreiche Kleidungsstücke und sogar ein Bett zukommen lassen. – Und für die Gefangenen hatte sie damals sicher nichts tun können. – „Aber sagen können hätte sie etwas“, dachte Martin, „sagen können hätte sie schon etwas, wenigstens so viel wie damals, als der Hund so krank und so furchtbar mager gewesen ist und seine Augen so tief in den Höhlen gelegen haben. – Armer Kerl, hat sie damals zum Hund gesagt. – Arme Kerle, so hätte sie doch wenigstens sagen können, wenn die Gefangenen am Haus vorbeigekommen sind.“

Martin blickte immer noch auf die Straße vor dem Haus. – „So viel

hätte sie doch sagen können, wenigstens so viel, wenigstens einmal.“

Im Herbst 1945 waren Martin und die anderen noch zweimal oder dreimal am Russengrab. – Dort sprach keiner.

Martin betete dann immer still für sich, wie er es gelernt hatte und auf dem Friedhof am Grab seines Großvaters immer tat: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, lass ihn ruhen im Frieden, Amen.“

Wolfgang Braun

Feldpostbriefe



Zum Andenken
 von
 Sohn u. Bruder
 Alois
 von 6 Westfront

10 Gebote für den Truppenübungsplatz

1. Du sollst, ob Kanone
 ob Gewehr, zielen
 gut, sonst geht es
 quer - u. du schmeißt
 am Ende - Bunnen!
 Gar nach die
 Kantine um!
2. Du sollst es
 als Soldat
 verstehen,
 Dass nie das
 Pulver aus
 darf gehn.
3. Du sollst dir
 nehmen einen
 Schatz.
 Zur Belegung
 vom Truppen-
 Übungsplatz.
4. Du sollst dir gu-
 te Freunde ha-
 ben, dein Kommi-
 tro: schmack-
 haft zu
 gestalten.
5. Du sollst
 als echter
 Kavaller-
 Bein Fohlen
 Vorritt
 lassen, ja!
6. Du sollst
 ausdauernd
 immer sein.
 Hier kannst
 du dich drauf
 üben ein.
7. Du sollst be-
 scheiden sein
 aus Pflicht,
 Wenn's Arbeit
 gibst, dann
 drängst nicht.
8. Du sollst sein
 dankbar
 als Soldat,
 Für dieses
 Gratis -
 Sonnenbad.
9. Du sollst beden-
 ken, das der
 Soldat sich
 Kräftig stehs
 zu erhalten
 hat.
10. Du sollst behan-
 deln wie die Braut.
 Die Waffe, die dir
 anvertraut und
 gleichmach dem
 Brau:zen sie wie
 der sauber putzen

[Faded handwritten text, likely a letter or postcard, with some legible words like "Liebe", "Gefühl", "Sohn", "Bruder", "Westfront"]

Mark Walden

79271 St. Peter/Schw. w.

gehört der „Generation ohne Väter“ an. Nach dem Studium der Psychologie, Politik und Neueren Geschichte arbeitete er zunächst als P.R. -Berater, dann als Journalist im In- und Ausland. Seit einigen Jahren hat er sich der Belletristik verschrieben.

Von seinen beglückenden Erfahrungen als Single-Vater möchte Mark Walden „keine Minute missen.“ Er fühlt sich als „Wanderer zwischen den Welten“; seine bevorzugten Refugien sind St. Peter im Schwarzwald, Salt Spring Island an der kanadischen Westküste und Asilah in Marokko.

Blindgänger

Rainer, Dietrich, Volker und Norbert waren unzertrennliche Freunde: Sie hatten ihre Geheimnisse, aber nicht untereinander. Sie nannten sich die Sechser-Bande. Kein Anderer verstand das, waren sie doch nur zu viert. Rainer war ihr Anführer; er war es, der immer die besten Einfälle hatte. Er hatte die Rs in ihren Vornamen gezählt und die Bande nach dem Ergebnis benannt. Darauf musste einer erstmal kommen; sie nannten ihn ‚Professor‘. In ihrer Klasse und auch sonst hielten sie zusammen wie Pech und Schwefel.

Die vier Jungen, zehn und elf Jahre alt, besuchten die Realschule in Braunsfeld, einem der westlichen Vororte von Köln. Sie wohnten im benachbarten Lindenthal und hatten einen Schulweg von einer halben Stunde. Als Kölner wurden sie von ihren hier geborenen Mitschülern nicht angesehen.

Rainer stammte aus Schleswig-Holstein. Sein Vater war in Russland gefallen; seine Mutter hatte 1950 wieder geheiratet, einen Buchhalter aus Köln. Dietrichs Eltern stammten aus Thüringen; als Zeitungsmann hatte es Dietrichs Vater vorgezogen, in den Westen zu gehen. Volker stammte von der Mosel; sein Vater sah in der Großstadt bessere Möglichkeiten für seinen Weinhandel.

Norberts Eltern hatten ihre Schneiderei im pommerschen Stettin im Stich lassen müssen, als die Sowjet-Armeen die Stadt überrollten.

Auch 1953 hatten die vier Jungen in der vom Bombenkrieg arg geschundenen Domstadt noch keine Wurzeln geschlagen. Ihnen fehlte die rheinische Frohnatur, und nach Meinung der meisten ihrer Klassenkameraden gingen sie in die falsche, die evangelische Kirche.

Irgendwie hatten alle vier ein dumpfes Heimweh, ohne bestimmt sagen zu können, wonach.

Wie fast alle Erwachsenen, so waren auch ihre Eltern damit beschäftigt, sich nach der Katastrophe von 1945 „wieder etwas aufzubauen.“ Viel Zeit für ihre Kinder blieb da nicht. Das alles hatte die Jungen zusammengeschießt.

Ihre Lieblingsspielplätze waren die Ruinen zerbombter Häuser. Doch wie oft waren die Freunde schon daraus verschreckt worden. Eltern und Nachbarn versuchten ihnen immer wieder klarzumachen, wie gefährlich diese Trümmergrundstücke waren: Einsturzgefahr, Seuchenherde, Blindgänger . . .

„Als ob wir nicht selber auf uns aufpassen können“, empörte sich Wortführer Rainer, nachdem der Eigentümer eines solchen Trümmerhauses in der Herderstraße einen Schupo geholt hatte, der sie ein für allemal vom Ort ihrer spannendsten Entdeckungen verbannen sollte.

Die Jungen hielten auf der anderen Straßenseite Kriegsrat. „Wir müssen rasch einen anderen Ort finden, wo wir uns treffen können und einen sicheren Platz für unsere Schätze haben.“ – „Schön und gut, Professor. Aber wie willst Du denn an die Sachen rankommen?“ Norbert zeigte auf ihr verlorenes Entdeckerparadies: Ein Arbeiter hatte damit begonnen, die Frontseite des früheren Arztanwesens mit einem Lattenzaun zu verbarrikadieren. „Sag ich doch, wir müssen schnell sein. Die haben was vor mit dem Grundstück. Wahrscheinlich Räumen und dann Neubau. Na gut, das bisschen Zaun kann ja wohl kein Problem für uns sein.“

„Wie sollen wir denn auf die Schnelle was Neues finden?“ wollte Volker wissen. „Es gibt immer weniger Trümmerburgen und die sind alle von anderen Banden besetzt.“ – „Also, morgen nach der Schule klappern wir Lindenthal und Braunsfeld ab. Wir werden schon finden, was wir

brauchen.“ Rainer hatte schon eine Idee, wollte aber zuerst feststellen, ob sie auch zu verwirklichen war.

Zufrieden mit seinen Untersuchungen, führte er seine Freunde am nächsten Tage geradewegs zum Stadtwaldweiher.

Warum die Kölner das Inselchen ‚Liebesinsel‘ nannten, wussten die Buben nicht. Was sie sofort begriffen, war, dass dieses nierenförmige Stückchen Land im Stadtwaldweiher ihr geheimes Reich werden könnte. Ein wahrer Traum – einen halben Hektar groß vielleicht, mit einer Anhöhe und alten Bäumen in der Mitte und dichten Büschen rundum.

Ein hohes Eisentor, gekrönt mit spitzen Zinken, versperrte die Steinbrücke, die das Inselchen mit dem festen Land verband. An den rostigen Stäben prangte – weithin sichtbar – ein riesiges ‚Betreten-Verboten‘-Schild. Darunter hing – wie ein Ausrufezeichen – ein mächtiges Vor-hängeschloss. Für die Buben war das Tor mehr Ansporn als Hindernis. Der Reiz des Verbotenen paarte sich mit der Gewissheit, wenigstens hier von keinem Erwachsenen gestört zu werden.

„Also, Männer. Wir erkunden erst mal die Insel. Macht keinen Lärm und passt auf, daß Euch keiner sieht. Am Ufer gegenüber ist dieser Kahnverleih; der Inhaber ist ein Freund von dem Parkaufseher. Links daneben im alten Stadtwaldhotel sitzt das belgische Militär.“

„Erstklassiger Sichtschutz, Sitzplatz auf umgefallenem Baum, Bombenrichter ziemlich in der Mitte,“ verkündete Dietrich. „Alles wie für uns geschaffen!“

Zwei Tage später hatten sie ihren Beratungsplatz hergerichtet und den Bombenrichter als Lager für ihre Schätze präpariert. Der einzige Eingeweihte außer ihnen war Dietrichs zehn Jahre älterer Bruder Detlef, und das auch nur, weil sie ihn mit seinem Lieferwagen für den Transport brauchten. Außerdem waren die Brüder die einzigen, die nicht schon

beim Dunkelwerden zu Hause sein mussten.

„Alles erledigt,“ gähnte Dietrich am nächsten Morgen in der Schule. „War ‘ne richtige Knochenarbeit.“ Rainer klopfte ihm anerkennend auf die Schulter: „Wenn wir Dich nicht hätten!“

Nachmittags inspizierten die Vier ihr neues Hauptquartier. „Da habt Ihr ganze Arbeit geleistet“, war das einhellige Lob für Dietrich. Die Schätze, überwiegend ‚Ausgrabungen‘ von ihren vorherigen Spielplätzen, waren in zwei Zinkblech beschlagenen Holzkisten untergebracht, die Dietrich und Detlef in den Bombenrichter eingebuddelt und mit alten Ästen abgedeckt hatten. In einer der beiden Kisten lagen obenauf und sorgfältig in Ölpapier eingewickelt die Arztbestecke und Instrumente aus dem Keller in der Herderstraße.

„Habt Ihr heute morgen Radio gehört?“, erkundigte sich Rainer eine Woche später auf dem Weg zur Schule. – „Nee, was gab’s denn?“ – „Sie haben beim Baggern einen Blindgänger gefunden, . . .“ – „Na und, als wenn das was Neues wäre.“ – „Wenn Du nur mal zuhören könntest, Volker. Das Ding liegt nämlich in der Herderstraße 23, und zwar im Keller!“ – „Als wenn wir’s geahnt hätten!“ – „Red doch keinen Stuss, Volker!“, stieß Norbert hervor. „Stell Dir mal vor, das Ding wär’ hochgegangen, als wir da rumgebuddelt haben! Wir haben ganz schön Massel gehabt.“ – „Wo er Recht hat, hat er Recht“, meinte Dietrich.

„Was haben die noch im Radio gesagt, Rainer?“ – „Das Ding soll morgen Nachmittag entschärft werden. Um drei werden die umliegenden Häuser evakuiert. Alles andere sagen sie noch per Lautsprecher durch.“ – „Da werdet Ihr vom Lindenthalgürtel wohl auch ‘raus müssen“, stellte Dietrich fest. – „Meine Mutter ist schon ganz rappelig“, meinte Rainer zu Norbert gewandt. „Vielleicht kann die Deine sie ja ein bisschen beruhigen.“

Als er nach Hause kam, fand Rainer seine Mutter in heller Aufregung vor. „Vati hat über die Firma Erkundigungen eingezogen. Das ist eine Zwanzig-Zentner-Bombe in der Herderstraße. Wenn die hochgeht, fliegt hier alles in die Luft! Die Firma schickt morgen früh einen Lastwagen. Wir müssen alles Wichtige packen; die nehmen das für uns auf Lager.“

„So schlimm wird's schon nicht werden“, setzte Rainer an, wurde aber sofort von seiner Mutter unterbrochen. – „Was weißt Du denn schon, Du dumme Junge? Ich habe so was oft genug mitgemacht. Pack schon mal das ein, was Du mitnehmen willst. Aber nicht zu viel, hörst Du?“

Kurz darauf kam Rainers Stiefvater und half beim Packen. Abends wurde alles noch einmal durchgesehen, die Kartons und Koffer wurden abholbereit an der Wohnungstür gestapelt.

Obwohl von der Unruhe der Erwachsenen angesteckt, hatte Rainer das Gute an der ganzen Sache im Sinn: Er brauchte am nächsten Tag nicht in die Schule. Er sollte beim Laden mit anfangen.

Ab neun Uhr morgens war die blechern klingende Ansage aus dem Lautsprecherwagen zu hören:

„Achtung, Achtung! In der Herderstraße 23 ist eine schwere Sprengbombe gefunden worden. Sie wird heute Nachmittag um drei Uhr entschärft. Aus Sicherheitsgründen werden alle Häuser in der Herderstraße, Franzstraße, Theresienstraße und am Lindenthalgürtel von Nr. 62 bis 100 und von Nr. 65 bis 103 evakuiert. Bleiben Sie ruhig und begeben Sie sich ab ein Uhr in den Luftschutzkeller der Volksschule Köln-Lindenthal, Joseph-Stelzmann-Straße!“

Die Ansage wurde alle halbe Stunde wiederholt.

Um halb elf waren ihre Sachen auf den Lastwagen geladen; der Stiefvater fuhr gleich mit. Er wurde in der Firma gebraucht. „Dass sie ihm

nicht wenigstens heute freigeben können," schimpfte Rainers Mutter, während sie eine Suppe kochte und nervös ein paar Brote mit Streichkäse und Leberwurst schmierte. „Wer weiß, wie lange das dauert . . .“

Bald setzte unten reges Treiben ein. Sirenen von Polizei- und Krankenwagen waren zu hören. „Kann ich mir das mal ansehen, Mutter?“ – „Junge, muss das denn sein? Mir ist schon ganz schlecht von der ganzen Aufregung. Weißt Du, ich hatte schon ganz vergessen, wie das bei dem ständigen Fliegeralarm im Krieg war.“ – „Darf ich raus?“ – „Na, gut, aber geh nicht zu nahe an das Trümmerhaus heran. Und dass Du in einer halben Stunde wieder hier bist. Verstanden?“ – „Ja, ja“, stieß Rainer hervor. Jetzt auch richtig aufgeregt, rannte er die Treppe hinunter.

Kaum aus der Haustür, sah er, dass der Lindenthalgürtel wie leergefegt war: keine Autos, keine Straßenbahn – einfach Leere. Anders dagegen in der Herderstraße. Krankenwagen fuhren vor dem Marien-Krankenhaus vor, andere wendeten und fuhren Richtung Hauptstraße ab. „Mein Gott, die evakuieren das ganze Krankenhaus. Die armen Patienten“, hörte Rainer einen Nachbarn sagen. „Die werden sie wohl in die Universitätsklinik bringen.“

Lang war sie nicht, die Herderstraße. So konnte Rainer bis zur früheren ‚Burg‘ der Sechser-Bande sehen. Gleich hinter dem Krankenhaus war die Straße gesperrt. Weiter hinten blinkten die Blaulichter von mehreren Polizeiwagen. Um das Grundstück Nr. 23 herum und an den Wänden der umliegenden Häuser wurden jetzt Strohballen aufgeschichtet.

Von der Ecke der Theresienstraße konnte Rainer die Lautsprecheransage hören: „Achtung, Achtung! Wir evakuieren jetzt die Insassen des Marien-Krankenhauses. Die Anwohner Herderstraße, Theresienstraße und Gürtel begeben sich in einer Stunde über die Franzstraße zur Lindenthaler Volksschule. Sie werden rechtzeitig durch eine Feuersirene aufmerksam gemacht. Verlassen Sie Ihre Wohnung oder Ihr Geschäft

spätestens beim dritten Signal!“

„Au Backe, ich muss nach Hause!“, sagte Rainer zu sich selbst. „Schade, dass man da nicht näher rankommt.“

„Es wird aber auch Zeit, dass Du kommst! Wie sieht es denn draußen aus?“ Seine Mutter hatte das Radio eingeschaltet. Mit einer Durchsage wurde die Bevölkerung über die Umleitungen informiert, die „aufgrund der Entschärfung einer schweren Sprengbombe notwendig“ seien. Weiter hieß es, der erfahrene Feuerwerker Erich Freudenberg vom Kölner Bombenräumdienst sei bereits am Einsatzort.

Der grelle, an- und abschwellende Ton der Feuersirene verschluckte den Rest der Nachricht. „Wir müssen los! Mach das Radio aus,“ sagte die Mutter, während sie die letzten Stecker aus den Steckdosen zog. Jetzt beschlich auch Rainer das Gefühl, dass das Ganze eine bedrohliche Sache war.

Im Keller der Schule, im Krieg zum Luftschutzkeller ausgebaut, herrschte bekommenes Schweigen. Dutzende von Leuten saßen schon dort, ein Feuerwehrmann wies den Ankommenden ihre Plätze zu. An den Wänden hingen Plakate mit 'Anweisungen für den Notfall'.

Je mehr es auf drei Uhr zuging, desto unruhiger wurden die Leute im Keller. Wie unter einem inneren Druck erzählten einige von ihnen, was sie in den Bombennächten während des Krieges erlebt hatten — wie sie Verschüttete ausgebuddelt, Angehörige oder ihre gesamte Habe im Bombenkrieg verloren hatten. Als ob es gestern gewesen wäre, spiegelte ihr Gesichtsausdruck den ganzen Horror.

Ein alter, gepflegter Herr beobachtete Rainers Mutter, deren Hände vor Aufregung zitterten. Um sie abzulenken, fragte er sie, wie sie die furchtbaren Nächte überstanden hatte. Sie sah den alten Mann an, sah seine Gramesfalten. „Ich musste mit den Kindern jedes Mal raus in

den Graben ...“ Als sie nicht fortfuhr, legte der Weißhaarige behutsam seine Hand auf ihren Arm: „Sie müssen nicht darüber sprechen.“

Rainer kam es vor wie eine Ewigkeit. Die Zeiger der Wanduhr rückten gegen vier Uhr. Die Leute hatten aufgehört, von ihren Erlebnissen zu reden. Es herrschte Schweigen. Dann, eine halbe Stunde später, hörten sie erneut die Feuersirene: Entwarnung! Alle sprangen auf: „Er hat es mal wieder geschafft! Wenn wir den Freudenberg nicht hätten!“

„So, nun mal langsam“, meinte vergnügt der Feuerwehrmann. „Erst die alten Herrschaften, dann die Mütter mit Kindern. Und schönen Tag noch, allerseits!“

Am nächsten Tag hatte Rainer in der Schule einiges zu berichten. Ob er Angst gehabt hätte, wollten seine Mitschüler wissen. „Angst nicht direkt, aber komisch war das schon!“

Tags darauf brachte Dietrich den ‚Kölner Stadt-Anzeiger‘ mit einem Bericht seines Vaters über die Entschärfung der Zwanzig-Zentner-Sprengbombe mit. Wie einige andere Bomben dieses Typs war das Monstrum 1943 offenbar im ungezielten Notwurf von einer wahrscheinlich beschädigten Maschine der Royal Air Force über dem Vorort abgelaassen worden. Mit ihrem hohen Gewicht hatte die Bombe das Haus vom Dach bis ins Kellergeschoß durchschlagen, der Zünder hatte versagt, die Sprengladung wurde nicht ausgelöst. „Es war diesmal nicht ganz einfach“, wurde Feuerwerker Freudenberg zitiert. „Der Zünder war in seinem Gewinde verklemmt und noch funktionsfähig. Ein Glück, dass die Bombe nicht bei den Aufräumarbeiten detoniert ist. Bei ihrer Sprengkraft wären die umliegenden Häuser in Gefahr gewesen.“

Im Jahr darauf wurde das gesamte westliche Stadtgebiet auf Blindgänger abgesucht. Die Bombenlöcher im Kölner Stadtwald wurden besonders sorgfältig untersucht.

Ziemlich genau in der Mitte der ‚Liebesinsel‘ im Stadtwaldweiher entschärften die Feuerwerker vom Bombenräumdienst eine kleinere Bombe. „Schade, so ein prima Versteck“, meinte einer der Männer. „Hier haben sicher ein paar Kinder ihre Freude gehabt. Jetzt müssen ihre Schätze auf den Müll wandern.“

1973, bald zwanzig Jahre später, besuchte Rainer seinen alten Freund Dietrich, der in Köln geblieben und wie sein Vater Zeitungsmann geworden war.

Nachdem sich die Wiedersehensfreude gelegt hatte, reichte Dietrich ihm wortlos eine kürzlich erschienene Zeitungsausgabe. Auf Seite eins war rot angestrichen: „Lokalheld Freudenberg von Zeitbombe zerfetzt.“

„Sag mal, Dietrich, war der gute Mann nicht längst im Ruhestand?“ – „Schon, aber sie haben ihn noch mal geholt. Schließlich war er es, der die Erfahrung mit Tausenden solcher Blindgänger hatte. Das kleine Ding sah wohl recht harmlos aus. Er muss es unterschätzt haben.“

Mark Walden

Ingrid Benada

10117 Berlin

Im Jahre 1938 wurde ich in Erfurt geboren. Ich erlernte zuerst den Beruf einer Industriekauffrau. Danach studierte ich in Erfurt am Institut für Lehrerbildung und an der Pädagogischen Hochschule und war in Heilbad Heiligenstadt, Rüstungen und Suhl als Lehrerin und Dozentin tätig.

1976 ging ich nach Berlin und arbeitete hier als wissenschaftliche Mitarbeiterin und nach 1992 als Sozialarbeiterin. Seit 1998 bin ich Rentnerin.

Veröffentlichungen in Anthologien in Deutschland und Österreich.

Eine Mutter

1945

Seit dem frühen Morgen war Anna unterwegs. Endlos erschien ihr die Straße. Die Sonne brannte, der Schweiß lief ihr über Gesicht, Arme und Rücken. Es war warm, viel zu warm. Sie fühlte längst ihre Beine nicht mehr. Mechanisch setzte sie Schritt für Schritt. Der Weg wurde ihr zur Qual. Sie zog einen Leiterwagen hinter sich her. Er war mit Stroh ausgelegt. Auf dem Stroh lag ihr Junge, ihr zweiter, der achtjährige Jurij. Von Zeit zu Zeit hielt Anna an, warf einen beunruhigenden Blick auf ihren Sohn. Er sah so blass aus, so klein und hilflos. Manchmal erschreckte Anna ein Stöhnen.

Dann lenkte sie bittend den Blick zum Himmel. „Lieber Gott, lass ihn leben, lass uns das Dorf erreichen. Lieber Gott, hilf mir! Ich habe dir immer vertraut. Du darfst mich jetzt nicht im Stich lassen.“

Tränen flossen über ihre Wangen.

„Mutti, wann sind wir endlich da? Ich habe Durst, ich mag nicht mehr gehen“, jammerte Franz, ihr Ältester, ein zehnjähriger hellblonder, schlaksiger Junge, der hinter dem Wagen herging und schob.

Müde sah er aus. Den ganzen Weg hatte er sie begleitet. Er wollte nicht zu Hause beim Vater und den anderen Geschwistern bleiben. Auch Annas Schwester, die treue Seele, war mitgekommen. Wie gut, dass Anna nicht allein war.

Ihre Gedanken eilten zurück zu dem Tag, an dem es begonnen hatte. Sie wird ihn nie vergessen.

Jurij spielte mit seinem Bruder Gerhard und Cousine Magdalena auf dem Hof seiner Tante in Temritz. Anna war mit ihren Kindern auf der Flucht. Radibor, ihr Heimatort, musste wieder einmal wegen Frontwechsel geräumt werden. In Temritz wohnte Annas Schwester. Sie hatte eine kleine Landwirtschaft. Die Kinder durften - obwohl schönes Wetter war - nicht einfach so im Hof spielen. Es war zu gefährlich. Der Hof

musste jedesmal, ehe man sie herausließ, nach Munition abgesucht werden. So war es auch an diesem Tag. Als man nichts fand und die Kleinen immer quenglicher und unzufriedener wurden, durften sie ins Freie. Die größeren Kinder wollten nicht. Die dreijährige Magdalena, der siebenjährige Gerhard und der achtjährige Jurij aber waren froh, draußen spielen zu dürfen.

Anna machte gerade einen Plausch mit ihrer Schwester, als ein Knall und dann ein Schrei die Luft erzittern ließ. Entsetzt sprangen die Schwestern auf und rannten in den Flur.

Sie sahen Jurij ins Haus kommen, sich den Bauch halten und sich krümmen. Die Schwestern legten ihn auf den Tisch, zogen ihn aus. Voller Schrecken bemerkten sie eine Wunde in Höhe des Bauches. Annas Schwester holte die Sanitäterin. Sie ließ den Jungen zum Sanitätsstützpunkt nach Radibor bringen. Anna durfte nicht mit, da er in einem Militärfahrzeug transportiert wurde.

Was war geschehen?

Gerhard hatte eine leere Granatwerferhülse gefunden. Magdalena hielt gerade eine Eisenkugel in der Hand, die sie vom Grundstück des Nachbarn mitgebracht hatte. Gerhard nahm ihr die Kugel weg, steckte sie in die Hülse. Er wollte die Kugel aus der Hülse kullern lassen. Aber sie bewegte sich nicht. Daraufhin schüttelte er die Hülse solange, bis die Kugel mit einem Zischlaut herauskam.

Vor Schreck ließ er die Hülse fallen und wartete, was nun geschehen würde. Jurij, der das Zischen hörte, bekam Angst und rannte die Stufen zum Hauseingang hinauf. Als er kurz vor der Eingangstür war, knallte es. Ein Granatsplitter traf ihn.

Erst nach Kriegsende kehrten Anna und ihre Kinder nach Radibor zurück. Es gab kein Lebenszeichen von ihrem Sohn Jurij. Sie wußte nicht, wo ihn die Wehrmacht hingebacht hatte. Nur gut, dass er schon Name und Adresse wusste. So würde er zurückfinden. Immer wieder sagte Anna sich, dass er bestimmt zurückkommt. So grausam konnte Gott nicht sein. Er würde ihn ihr nicht auch noch nehmen wie ihre kleine Maria, die mit sechs Jahren an Diphtherie in ihren Armen gestorben

war. Wie oft träumte sie nachts von ihrem kleinen Mädchen. Im Traum sprach sie mit ihm und war glücklich.

Als Anna eines Tages mit ihren Kindern Blaubeeren im Wald bei Luppasammelte, hörte sie Flüchtlinge erzählen, dass sie im Großschweidnitzer Krankenhaus elternlose Kinder gesehen hätten. Das Krankenhaus lag etwa 35 km von Radibor entfernt.

Nun hielt Anna das Warten zu Hause nicht mehr aus. Sie entschloss sich, ihren Jungen zu suchen. Sie würde ihn finden und nach Hause bringen. Sie richtete einen kleinen Leiterwagen mit Stroh für den Transport ihres Sohnes her.

„Du kannst nicht allein losziehen. Das ist zu gefährlich. Ich komme mit“, sagte ihre Schwester.

Auch Franz, ihr Ältester, bat so lange, bis sie ihn mitnahm. Sie wollte nach Großschweidnitz gehen. Sie wollte auch in allen Krankenhäusern der Umgebung nach Jurij fragen. Irgendwo musste er doch geblieben sein.

An einem kühlen Sommermorgen zogen Anna, ihre Schwester und ihr Sohn Franz los. Schweigend legten sie die ersten Kilometer zurück. Die Schwestern waren in Gedanken versunken. Wo werden sie Jurij finden? In welcher Verfassung wird er sein? Franz war ganz aufgeregt. Für ihn hatte ein Abenteuer begonnen. Alle drei schritten kräftig aus. Wenn Anna ihren Blick nach rechts wandte, sah sie im Gras etwas Schwarzes. Das musste ihr Kater sein. Wie lange würde er ihnen folgen? Nach einigen Kilometern bemerkte sie, dass der Kater nicht mehr da war. Schade! Jurij hatte ihn geliebt wie alle ihre Tiere. Die Begleitung des Katers war so beruhigend gewesen, hatte ihr Hoffnung gegeben.

Unterwegs schaute Anna oft auf Franz. Er sah blass und müde aus. Er hatte sich sicher alles einfacher vorgestellt. Sie fragte sich, ob es richtig war, ihn mitgenommen zu haben. Aber es war zu spät. Er konnte nicht einfach zurück wie der Kater.

Nach Stunden war das Krankenhaus in Großschweidnitz erreicht. Aber Jurij war nicht dort. Anna, ihre Schwester und Franz waren am Ende ihrer Kräfte. Sie baten um Übernachtung. Man hatte nur drei Sessel für sie. Unausgeschlafen und enttäuscht zogen sie am nächsten Morgen weiter.

Oft überkam sie Mutlosigkeit. Aber sie konnten nicht aufgeben. Sie würden ihn finden.

Hoffnung gab ihnen auch eine Krankenschwester, die erzählte, dass im Löbauer Krankenhaus elternlose Kinder seien.

Anna war müde, so unendlich müde. Sie hätte gern geschlafen, und wenn sie wieder aufwachen würde, dann müsste ihr Sohn da sein. Aber sie lebte nicht in einem Märchen. Sie befand sich in der rauen Wirklichkeit, und Anna durfte nicht den Mut verlieren. Sie musste stark sein.

Wie schön war die Natur, das Grün der Wiesen und der Bäume am Waldesrand, das Gelb der vielen Butterblumen. Es war ein schöner Sommer, dieser erste Sommer im Frieden. Es war gerade so, als wenn die Natur auch froh wäre über das Kriegsende.

Wie gern war ihr Jurij in der Natur gewesen. Unermüdlich streifte er durch Wiesen und Felder. Stundenlang konnte er Käfer und Schnecken beobachten. Anna hat immer seine Ausdauer bewundert. Sicher schaute sie sich auch Schnecken an und freute sich, dass Gott sie geschaffen hatte. Aber stundenlang zu beobachten, wie die Schnecke sich vorwärts bewegt, Millimeter um Millimeter, das könnte sie nicht, selbst wenn sie alle Zeit der Welt hätte. Jurij ist so ein ruhiger, verträumter Junge. Er konnte sich schon immer selbst beschäftigen. Von allen Kindern war er dasjenige, das ihr die wenigsten Probleme machte. Sie fragte sich oft: „Ob er sich mal im Leben durchsetzen wird?“

Auch im Löbauer Krankenhaus war ihr Sohn nicht. Die Aufnahmenschwester fand im Register einen Vermerk, dass Jurij dort eingeliefert und operiert worden war. Aber als die Front sich näherte, wurde das Krankenhaus evakuiert. Jurij kam nach Ebersbach.

Ohne Aufenthalt zogen Anna, ihre Schwester und Franz weiter. Hindernisse erschwerten ihren Weg: Bombentrichter und zerstörte Brücken. Sie mussten sie umgehen. Flüchtlingsströme kamen ihnen entgegen. Erschöpft erreichten sie am Nachmittag Ebersbach.

In der Aufnahme erfuhren sie, dass sie Jurij gefunden hatten. Anna zitterten die Knie. Sie musste sich setzen. Freude durchströmte ihren Körper, aber sie hatte auch Angst. In welchem Zustand würde Jurij sein?

Sie bat den Arzt, dass er sie zu ihm lasse. Der Arzt begleitete sie. Vorsichtig öffnete er die Tür. Sie blickte ins Zimmer. Zuerst sah sie nur fünf Betten. Ängstlich schaute sie von Bett zu Bett. Da - endlich sah sie ihn. Wie blass er aussah! Ihre Blicke trafen sich. Glücklicherweise schaute er sie an. Mit unsicheren Schritten näherte sie sich dem Bett. Jurij wollte sich aufsetzen, er kam aber nicht hoch. Der Arzt sagte ihr, dass daran nicht nur die Verletzung Schuld habe. Seine Schwäche war auch die Folge der mangelhaften Ernährung. Dabei hatte Jurij noch Glück gehabt. Eine Frau aus dem Ort hatte Gefallen an ihm gefunden. Sie brachte ihm des öfteren etwas zu essen und wollte ihn, wenn die Eltern sich nicht meldeten, mit nach Hause nehmen.

Der Arzt erzählte Anna, dass Jurij dreimal operiert worden sei. Wenn er nicht so schwach wäre, dürfte er heute zum erstenmal aufstehen. „Ich nehme ihn mit. Zu Hause kann ich ihn gesund pflegen. Wir leben auf dem Dorf, haben einen Garten, Hühner und Kaninchen. Da muss er nicht hungern“, sagte Anna.

Der Arzt schaute sie unsicher an. Sein Blick war ernst. Er kämpfte mit einem Entschluss. Er wusste, dass er eine Entscheidung fällen musste. Konnte er ihm noch helfen? Im Krankenhaus fehlte es vor allem an der ausreichenden Ernährung.

„Aber er braucht ärztliche Betreuung. Gibt es in ihrem Dorf einen Arzt?“ fragte er schließlich.

„Nein, aber im Nachbarort wohnt unser Hausarzt. Er wird nach ihm sehen.“

„Na gut, aber wie wollen sie ihn nach Hause bringen? Er verträgt keine Erschütterungen.“

„Ich habe einen Leiterwagen mit. Er ist mit Stroh ausgelegt. Meine Schwester und mein ältester Sohn sind auch hier. Wir werden ihn bis Radibor ziehen.“

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Heimweg. Bei jeder Unebenheit des Bodens schrie Jurij vor Schmerzen.

Franz versuchte, ihn zu trösten: „Wir haben zu Hause ein kleines Reh. Das schenke ich dir. Es stand vor einiger Zeit im Garten hinterm Haus.“

Es hat seine Mutter verloren. Als unsere Ziege es sah, ist sie zu dem Reh gelaufen. Stell dir vor, das Rehkitz hat am Euter gesaugt. Als die Ziege in den Stall musste, ist es mitgegangen. Nun ist unsere Ziege die Mutti für das Reh. Sie säugt es, und das kleine Reh läuft hinter ihr her. Wenn wir nach Hause kommen, gehört es dir. Freust du dich?"

Jurijs Augen strahlten, er nickte.

Nun waren sie schon wieder einige Stunden unterwegs. Noch zwanzig Kilometer lagen vor ihnen. Sie waren auf der Landstraße in Richtung Radibor. Noch immer begegneten ihnen viele Leute, die umherzogen wie sie.

Da hörte sie ein fernes Grollen. Über dem Wald türmten sich schwarze Gewitterwolken. Unbemerkt waren sie heraufgezogen. Schnell kam das Unwetter näher. Angst beschlich Anna, sie betete. Franz weinte, Jurij schrie vor Furcht und Schmerzen. Sie liefen schneller. Kein schützendes Dach war in der Nähe. Es begann zu regnen. Starker Wind erschwerte ihr Fortkommen. Ihre Schritte wurden langsamer. Sie kämpften gegen den Sturm und gegen die Angst.

Dann wurden die Blitze seltener, der Regen ließ nach. Sie waren nass bis auf die Haut. Aber bald kam die Sonne wieder hervor. Unter ihren wärmenden Strahlen erreichten sie schließlich erschöpft und glücklich ihr Haus.

Ingrid Benada

Feldpostbriefe und Fotos



Franz Puschnik

A-6700 Feldkirch, Österreich

Diesen Beitrag widme ich meiner verstorbenen Mama
Theresia Puschnik

Meine längste Nacht

Wir schrieben den 13. April 1945. Es war am Morgen des Freitags vor dem Palmsonntag. Ich saß auf der linken Seite der drei Stufen, die in unser Haus führten. Das Wetter war unfreundlich, feucht und kalt. Ich trug keine Schuhe, da es die Tage vorher für die Jahreszeit sehr heiß gewesen war. Gerade hatte ich gefrühstückt, Türkensturz (Polenta) und Kaffee. Das Türkenmehl stammte aus Mamas Garten. Wir Kinder waren nicht gerade scharf darauf.

Meine Augen wanderten nach oben zum Waldrand oberhalb des Mur-Tals, der offen und seltsam ruhig in meinem Blickfeld lag. Grüngraue Nebel hingen an den bewaldeten Berghängen. Ich prägte mir alles ganz bewusst ein, als hätte ich schon eine Vorahnung gehabt, was die folgenden Stunden für mein Leben Gravierendes bringen würden.

Herr Pohl, ein volksdeutscher Flüchtling aus dem schon von Tito besetzten Jugoslawien, der mit seiner Frau seit einem Jahr in einer kleinen Kammer in unserem Haus lebte, versuchte, seine zwei Pferde vor einem beladenen Wagen halbwegs zu zügeln. Die Tiere waren sich fremd und nicht gewillt, miteinander das ihnen angehängte Gefährt zu ziehen. Da setzte der Mann hemmungslos die Peitsche ein, was die Tiere nur noch scheuer machte. Der Pferdewagen war mit dem spärlichen Hausrat der zwei alten Leute vollgeladen. Da die Russen nun Jugoslawien wieder befreit hatten, nahm Herr Pohl irrtümlicherweise an, er könnte wieder in seine alte Heimat zurück. Das kam aber ganz anders, als er gedacht hatte.

Unterhalb unseres Hauses in dem dichten Fichtenwald hatten ungarische Soldaten auf der Flucht vor den russischen Eroberern einen großen Lagerplatz eingerichtet hatten. In den vergangenen Wochen hatten diese Menschen mit allem Hab und Gut in diesem Wald gelebt, der sie vor den so gefürchteten Tieffliegerangriffen schützte. Da die

russische Armee nun schon sehr nahe herangekommen war, nahmen die Flüchtenden einen Weitermarsch vor. Alles, was Räder hatte, wurde mit ihren Habseligkeiten beladen. Ich sah von unserem höher gelegenen Haus aus nur mehr die verlassenenen, rauchenden Feuerstellen. Der riesige Tross hatte das Lager schon vor Morgengrauen verlassen. In meinem Kopf ging ein unbändiger Gedanke um: ‚Dort findet man bestimmt viel Interessantes. Da will ich unbedingt hin!‘ Dafür benutzte ich die Ausrede, meine beiden Schwestern Franziska und Poldi, die sich gerade bereit machten, bei unserem Kreisler (Tante-Emma-Laden) Salat im Schweizerhof einzukaufen, begleiten zu wollen. Die letzten Wochen hatten wir nämlich keinen Unterricht, da das Schulhaus als Unterkunft für das deutsche Militär benutzt wurde. Hier wurden in letzter Minute vor Kriegsende die ältesten und kränksten Männer zum Kriegführen ausgebildet.

Wir gingen zu dritt das erste Stück des Weges bis zu einem offen stehenden Umzäunungstor. Hier sah ich meine Geschwister zum letzten Mal in meinem Leben. Franziska nahm einen Fichtenzapfen und stellte ihn senkrecht zum Tor: „Wenn wir vor dir hier ankommen“, sagte sie, „lege ich den Zapfen um, damit du nicht unnötig warten musst.“ Als ich mich von meinen Schwestern getrennt hatte, bog ich nach rechts ab und die beiden nach links. Ein Cousin kam ebenfalls des Weges. Wie ich nahm er Kurs auf den verlassenenen Lagerplatz. Ein Schulkollege war bei ihm, Hauser Ernst, der zog schon einige Patronen aus seinem Hosensack. Es überkam mich ein ganz eigenartiges Gefühl von Freude und fiebriger Erwartung, was ich dort alles erleben würde. Der schmale Weg, rechts und links eingeklemmt zwischen Zäunen, packte mich und führte mich unausweichlich in eine ungewisse Zukunft. Wir gingen kurz vor dem Wald nochmals durch ein Umzäunungstor wie vorher. An der ersten verlassenenen Feuerstelle trafen wir auf Plaschko, einen vierzehnjährigen Mitschüler mit Hühnerbrust. Der hatte einen Geburtsfehler, wie man sagte. Sein Kopf saß wie zusammengestaucht zwischen den Schultern auf einem extrem gekrümmten Brustkorb. Plaschko stand vor der Feuerstelle und stocherte, tief in Gedanken versunken, mit einem Ast

in der Asche, wo noch ganz unten Glut zum Vorschein kam und wie ein letztes Aufbäumen aufblinkte. Sein jüngerer Bruder lief vorbei. Freudig schwang er einen wunderbar verzierten Säbel. Er macht sich auf den Heimweg. Für ihn hatte sich das kurze Stöbern schon gelohnt; mehr gab es dort nicht zu finden.

Mein Cousin Gernot, Hauser Ernst, Plaschko und ich gingen tiefer in den Wald. Da kam uns eine bekannte Frau mit einem großen Bündel alter Kleider entgegen. Unter anderem hatte sie auch eine Handgranate aufgesammelt. Die nahm Hauser als Ältester von uns dreien ganz selbstverständlich in Besitz. Ich hätte dieses Ding auch gerne gehabt. ‚Na ja‘, dachte ich, ‚wir werden schon noch etwas finden‘.

Tiefer im Wald hörten wir viele Kinderstimmen, die aufgeregt durcheinander schrieten. Jeder hatte irgendetwas Wertvolles gefunden, das er gegen anderes mit seinen Mitschülern eintauschen wollte. Helli, die Tochter unseres Dorfwirtes, war das einzige Mädchen in diesem Haufen. Ich sah, dass sie einen Stahlhelm in den Händen hielt, und versuchte, ihn ihr zu entwenden, was mir schließlich auch gelang. Ich klemmte ihn fest unter meinen rechten Arm. Helli versuchte immer, mir ihr Fundstück aus den Händen zu reißen, sie schaffte es jedoch nicht.

Es war vielleicht eine halbe Stunde vergangen, da kam Plaschko mit einer Schachtel voll Gewehrmunition. Zwischen den Fingern der rechten Hand hielt er zwei Handgranaten eingeklemmt. Ich war neidisch und bot ihm für einige Gewehrpatronen den Stahlhelm an. Wir hockten uns auf den Boden, um den Deal auszuhandeln.

Helli versuchte noch immer, mir von hinten den Helm wegzunehmen. Plaschko hockte halb rechts von mir. Nicht weit entfernt lag links ein Handgranatenkopf ohne Stiel. Ich sah, wie Helli sich bückte, ihn aufhob und an ihr Ohr hielt. Da hörte man so ein Surren; ich hatte es kurz vorher auch bemerkt. Sie warf den Granatenkopf aber wieder von sich, ohne Stiel hatte er keinen Reiz. Plaschko zählte einige Patronen aus seiner Schachtel ab. Die zwei Handgranaten legte er dicht neben sich, damit sie ihm ja keiner stehlen konnte.

Plötzlich war da ein durchdringender, greller Pfeifton, und ich empfand einen unheimlichen, unvorstellbar heftigen Druck auf den Ohren. Dabei konnte ich überhaupt nicht sehen, was unmittelbar neben mir passierte. Vor meinen Augen war es dunkel, meine Ohren schmerzten, und ich bekam keine Luft mehr. Ich riss die Hände vor mein Gesicht. Für einen Moment herrschte ein Vakuum. Dann folgte noch eine zweite Druckwelle, die mich nach hinten warf. In panischer Angst dachte ich: ‚Jetzt muss ich ersticken!‘ Dann verlor ich für einige Zeit das Bewusstsein. Als ich wieder erwachte, lag ich auf dem Bauch. Was war passiert? Das musste eine Explosion gewesen sein. Ich hörte, wie die anderen Kinder schreiend fortrannten. Ihre Stimmen wurden immer leiser, und plötzlich war es ganz still.

Im Unterbewusstsein hörte ich ein leises Stöhnen. Das kam wohl von Helli, die musste nahe bei mir am Boden liegen. Auf allen vieren versuchte ich zu flüchten. Ich wollte aufstehen. Warum ging das nicht? Ich betastete mein linkes Bein. Da bekam ich einen weiteren Schock. Das fühlte sich an wie ein Igel. Die Wucht der Explosion hatte die spitzen, dünnen Nadeln der Bäume in mein Fleisch gedrückt. Dass mein Fuß über dem Knöchel fast total abgetrennt war und nur mehr an einer Sehne baumelte, wusste ich zu dem Zeitpunkt nicht. Schmerzen spürte ich nicht, der Schock hatte alle normalen Empfindungen im Hirn ausgeschaltet.

Vor meinen Augen war es gänzlich dunkel. Es wurde mir nicht bewusst, dass ich das Augenlicht verloren haben könnte. Aber mir kamen plötzlich Bilder in den Sinn - von Phosphor-Brandbomben. Solche Fotos sah man damals täglich in den Zeitungen. Zu Weihnachten hatte ich als Geschenk ein Buch mit solchen Bildern von den Heldentaten der Nazisoldaten geschenkt bekommen. Dort sah man in den schönsten Farben, wie Bomben in ein Spital einschlugen und die verwundeten Menschen schließlich verbrannten. Voller Angst begann ich mein Sakko ausziehen, damit ich es etwas leichter hatte, und immer wieder versuchte ich aufzustehen, um wegzulaufen, fiel aber jedes Mal mit voller Wucht wieder auf den Waldboden nieder. Ich wollte fliehen.

,heftigen Explosionen durch das Tal donnerte, hatten sie sicher nichts Besonderes dabei gedacht, weil man so etwas in diesen Tagen oft an allen Ecken und Enden hörte. Erst viel später konnten sie die Knallerei mit mir in Verbindung bringen..

Ich erkannte die Stimme der Rotkreuzschwester Kos in meiner Nähe, sie legte eine Decke über meinen Körper. Dann hörte ich Windischmutter, eine Großtante, die nicht weit von dem Unglücksort entfernt an der Straße wohnte, näher kommen. Sie sprach mich weinend an: „Franzi, was ist passiert? Möchtest du etwas?“ Ich sagte: „Ich habe Durst.“ Sie ging weg und kam nach langer Zeit mit einer blauen Blechschale Wasser wieder. Ich kannte das Geschirr von meinen fast täglichen Besuchen bei ihr. Ein Mann brach einen Ast ab und legte ihn als Schiene an mein linkes Bein. Dann wurde es verbunden. Als sie unten zu dem lose baumelnden Fuß kamen, sagte eine Stimme: „Den können wir gleich abreißen“. Ich schrie laut: „Nein! Nicht abreißen!“ Die Herumstehenden hatten wohl geglaubt, ich wäre wieder bewusstlos geworden., und schienen jetzt überrascht und schockiert über mein Schreien. Ich hatte aber sämtliche Gespräche mitverfolgen können und übrigens dabei auch mitbekommen, dass Plaschko tot war.

Eine Frau, deren Namen ich jetzt nicht mehr weiß, rief die weite Strecke zu unserem Haus am Waldrand hinauf: „Frau Puschnik!“ Sie formte mit ihren beiden Händen einen Trichter, um den Schall zu verstärken. Nach einiger Zeit hörte ich die Stimme von Mama. Sie weinte und rief von weitem meinen Namen: „Franzi, Franzi, was ist mit dir?“ Ihre Stimme klang so verzweifelt und herzerreißend, dass es mir tief in die Seele ging. „Franzi, mein Burli! Was ist dir passiert?“ Sie kam aber nicht näher heran. Später erfuhr ich, dass man sie nicht zu mir gelassen hatte, damit ihr der schlimme Anblick nicht schadete; sie war ja mit meinem jüngsten Bruder schwanger. Man musste sie mit Gewalt von mir fern halten. Ich hörte sie noch lange weinen und rufen. Es klang so verzweifelt und angstvoll, wie ich es von ihr noch nie im Leben vorher gehört hatte.

Nun war ich, so weit es die Verhältnisse erlaubten, versorgt. Aber Helli, das zweite Opfer, hatte es noch viel schlimmer erwischt als mich. Sie hatte die Explosion voll in den Bauch und die Beine bekommen. Hinter mir stehend, war sie der vollen Wucht ausgeliefert gewesen. Ihre Eingeweide lagen frei, die Bauchdecke war total zerfetzt. Ihre Mutter schleppte sie aus fassungsloser Verzweiflung mit sich nach Hause. Das war wohl für Helli furchtbar. Sie rief immer, dass sie zu trinken haben wollte. Ihr Körper war durch die offene Bauchhöhle rasch ausgetrocknet, und der Verdauungstrakt war gänzlich zerstört worden. Das Einzige, was bei ihr noch funktionierte, war das starke Herz.

Die Rotkreuzschwester Kos beriet mit den anderen, in welches Spital wir gebracht werden sollten. Nach Graz war es unmöglich, das war schon Kriegsgebiet. Diese Stadt wurde täglich von den Alliierten bombardiert. Das nächste Spital war in Bruck an der Mur. Es gab jedoch keinen Krankenwagen. Wir wurden an den Straßenrand gebracht, und die Rotkreuzschwester versuchte die Autos aufzuhalten, die zu dieser Zeit aber nur spärlich unterwegs waren. Ein Lastwagen, der in die falsche Richtung fuhr, blieb schließlich stehen. Der Fahrer ließ sich überreden, umzukehren und uns nach Bruck ins Spital zu bringen. Helli und ich wurden in provisorischen Tragen zwischen Kisten und anderen Geräten auf die Ladefläche gepackt. Der Fahrtwind zog uns unangenehm durch die spärlichen Kleider, die Decke konnte nicht viel vom kalten Fahrtwind abhalten. Helli stöhnte unentwegt und verlangte flehentlich nach Wasser. Sie durfte aber nichts trinken wegen ihrer zerstörten Bauchhöhle.

Diese Reise schien mir eine Ewigkeit zu dauern. In Bruck wurden wir sofort in den OP gebracht, zuerst Helli, die ja schlimmer dran war als ich. Ich höre sie zählen, als sie den mit Äther getränkten Wattebausch auf die Nase bekam. Ich begann auch zu zählen, hörte aber auf, als eine Stimme mir sagte, dass ich noch nicht an der Reihe wäre. Ich hatte kein Gefühl dafür, wie lange ich warten musste. Dann endlich war ich dran. Ich bekam den Wattebausch auf die Nase gedrückt. Aber ehe ich das Bewusstsein verlor, trennte Primar Dr. Züper wortlos mit

einem heftigen Ruck meinen linken Fuß ab. Ich stieß einen kurzen Schrei aus, da war es schon geschehen. Der Äther stank bestialisch. Ich zählte nur bis drei, dann war ich weggetreten. Als ich wach wurde, war mir unsäglich übel. Ich erbrach mein Frühstück, Türkensturz und Kaffee, seitlich auf das Bett.

Mein Bein war ganz oben über dem Knie abgenommen worden. Ich fühlte weiterhin keinen Schmerz; denn ich hatte eine Spritze bekommen, eine starke Dosis Morphinum. Danach schlief ich mit einem wohligen Gefühl ein. Noch immer fehlte mir jeder Zeitbegriff. Es war dunkel vor meinen Augen, ich sah aber innerlich noch immer das Bild des braunen Waldbodens und der grünen Bäume. Es war, als hätte man einen laufenden Film abrupt abgestellt. Irgendwann hörte ich die weinende Stimme meiner Mama neben dem Bett. Als ich sie erkannte, schlug ich mit lachendem Gesicht die Decke zurück und zeigte ihr mein amputiertes linkes Bein. Ich höre nur einen fürchterlichen, geschockten Aufschrei meiner Mutter. Sie war anscheinend unbemerkt in mein Zimmer gekommen und hatte keine Ahnung, dass man mir das Bein abgenommen hatte. Dass ich nicht mehr sehen konnte, sagte ich ihr noch nicht, es war mir in diesem Moment nicht so wichtig.

In den Tagen meines Krankenhausaufenthaltes gab es keine Zugverbindung von Frohnleiten nach Bruck, die Züge wurden permanent von Tieffliegern gnadenlos beschossen. Aus diesem Grund hatte sich meine Mama, als sie ausfindig gemacht hatte, wo ich lag, entschlossen, die 30 km zu Fuß zu gehen. Ich weiß nicht wie lange sie unterwegs war. Diesen Weg machte sie später noch des öfteren.

Der erste helle Wachzustand hielt bei mir nicht lange an. Ich bekam rasch wieder eine Dosis Morphinum gespritzt. Das reichte wieder für einige Stunden ruhigen Schlaf. Im Dahindämmern hörte ich Helli im Nebenzimmer laut stöhnen und rufen. Dieses lebenslustige Mädchen kämpfte volle drei Tage mit dem Tod, bis sie endlich von ihren unheilbaren Verletzungen erlöst wurde. Ein gütiger Gott hatte Erbarmen mit ihr. In den folgenden Tagen hatte er noch sehr oft Gelegenheit, solche junge Menschen zu sich zu rufen. Helli und ich waren nur der Anfang.

Bald wurde ich mit meinem Bett in die Hauskapelle geschoben. Der Pfarrer verabreichte mir die Letzte Ölung. Ich kannte den Vorgang aus der Religionslehre in der Kirche. Das bedeutete für mich, dass es aussichtslos war und dass ich in Kürze auch den Weg in den Himmel antreten musste. Mir wurde die Beichte abgenommen. Ich kannte die 10 Gebote ziemlich auswendig. Beim sechsten Gebot begann ich leicht zu stocken. Es überkam mich ein leiser Schauer. Ich hatte doch mit meinen Cousins gerne „Dökterle“ gespielt. War das eine Sünde? Ich verschwieg diese Tatsache, kehrte sie einfach unter den Tisch und erstickte trotzdem nicht an der Hostie.

Nach diesem Ausflug in die Kapelle ging es mir kurze Zeit besser. Ich bekam außer Morphium kein weiteres Medikament. Antibiotika waren noch nicht so verbreitet, und wenn, dann wurden sie woanders benötigt, nicht für ein unwichtiges, achtjähriges Kind, bei dem so ziemlich alle Hoffnungen, wieder gesund zu werden, aussichtslos schienen.

Ich war nur auf mein starkes Herz und meine gesunde Natur angewiesen. Meine Augen waren mit einer breiten Binde verdeckt. Ich lag meist auf dem Rücken, und es floss links und rechts wie ein kleines Bächlein eine Flüssigkeit aus den Augenhöhlen auf das Kopfkissen. Anfangs konnte ich noch ein wenig sehen. Ich erkannte, dass ich gegenüber einer Fensterfront lag. Dieser letzte Schimmer erlosch jedoch bald auch. Es gab keinen Augenarzt, der sich um meine verletzten Augen gekümmert hätte. Sie schwellen von der starken Entzündung bis zu Übergröße an, bis im Laufe der folgenden Tage sämtliche Flüssigkeit ausgeronnen war. Täglich wurden sie mit Borwasser ausgespült. Den Verband an meinem Stumpf klebte man anfänglich mit einem Klebstoff fest. Beim Verbandwechsel wurde dieser immer mit brutalem Ruck wieder entfernt. Dabei wurden mir die feinen Härchen an der Hautoberfläche ausgerissen, was sehr wehtat. Deshalb ließ ich diese Prozedur immer mit größtem Bangen über mich ergehen.

Im Schlaf, der durch das Morphium stark geprägt war, sang ich nationalistische Lieder. Ich sprach auch mit all den Personen, die in meinem Leben bis dahin vorgekommen waren. Die übrigen Zimmergenossen,

alles alte Männer, erzählten mir später meine wilden, bewegten Träume und Phantasien.

Jeden Tag gab es Bombenangriffe auf den Bahnhof von Bruck, der nur wenige Kilometer vom Spital entfernt war. In den Vollmondnächten war er ein beliebtes Ziel der B 52-Bomber der Amerikaner. Die Angriffe wurden aber auch im hellen Tageslicht fortgesetzt. Dann wurden alle Patienten in Windeseile in den Luftschutzkeller gebracht, doch mich ließ man alleine im Zimmer zurück. Man dachte wohl, dass sich der Aufwand eines Transportes in den Keller nicht mehr lohnte, weil ich in Kürze an meinen Verletzungen sterben würde. Ich stand unbeschreibliche Angst aus, als ich hörte, wie die einzelnen Staffeln der Bomber mit lautem Geheule in die Tiefe stürzten und ihre Bombenladung über den Bahnhof ausbreiteten. Ich wusste, wenn ein falscher Wind oder ein Navigationsfehler aufgetreten wäre, würde das Spital ein Trümmerhaufen sein. Bei jedem Einschlag zuckte ich zusammen, denn die Fensterscheiben klirrten und die Erde wurde erschüttert wie bei einem Erdbeben.

Zweimal geschah es, dass Mama und meine Schwester Franziska bei mir auf Besuch waren, als die Sirenen losheulten. Die beiden packten mich auf eine Trage und rannten mit mir in den Keller, so schnell sie konnten. Nach der Entwarnung machten sich alle wieder auf den Weg in ihre Zimmer, und wir landeten wieder unbeschadet in Nummer 7, es war noch in Ordnung. Ein einziger Volltreffer hätte genügt, um das Gebäude in Schutt und Asche zu legen. Einerseits wäre dadurch vielen ein längeres Leiden erspart geblieben, andererseits hätte bei den Überlebenden ein noch größeres Leid begonnen.

Mein Vater wurde im Herbst 1944 zur Fliegerabwehr einberufen. Nach längerer Ausbildung kam er als Kanonier einer Flak 808 nach Hafendorf bei Kapfenberg in Stellung. Diese riesige Kanone wurde zum Schutz der Böhlerwerke in Kapfenberg gegen die täglichen Fliegerangriffe eingesetzt. Diese Stadt war nur wenige Kilometer von meinem Spital entfernt.

Einmal hörte ich Vaters vertraute Stimme an meinem Ohr. Er grüßte beim Betreten des Zimmers mit „Heil Hitler“. Bestimmt trug er die blau-graue Uniform seiner Flak-Einheit. Ich hatte ihn vor meinem Unfall einige Male darin gesehen, als er auf Urlaub nach Hause kam. Bei so einer Gelegenheit hat er wohl Mama gegen ihren Willen zum fünften Mal geschwängert.

Ich konnte mit ihm kein Gespräch führen und auch keine Antwort geben, weil ich durch das Morphinum wie auf Wolken schwebte und regungslos, aber ganz zufrieden im Bett lag. Den Abschied kann ich nicht mehr beschreiben, da ich total weggetreten war. Ich bekam nur im Unterbewusstsein mit, dass man mein Bett ein zweites Mal auf den fahrbaren Untersatz packte und mich in die Hauskapelle transportierte zur überletzten Ölung. Es lief wieder dasselbe Prozedere ab, man ölte mich an der Stirn und schließlich auch an der Fußsohle, was mich etwas kitzelte. Bei der Beichte stockte ich wieder am sechsten Gebot, sonst war alles o.k. Ich wurde wieder zurück in mein Zimmer Nummer 7 geschoben.

Mein Zustand hatte sich nach diesem Zwischenspiel noch verschlechtert. Es müssen einige Tage vergangen sein, da stellte mein Stoffwechsel gänzlich seine Funktion ein. Erst bekam ich einen Einlauf mit Wasser. Ich kannte das von Mama, die hatte auch so einen kleinen Kübel mit Gummischlauch und hartem, glattem Einführstück. Sie benötigte dieses Hilfsmittel gegen stärkere Verstopfungen für Kinder und auch Erwachsene. Der Pfleger Franz führte den Einlauf durch und machte dabei seine üblichen Späße. Als die Kanne Wasser in meinen Darm verschwunden war, zog er das harte Endstück heraus und sagte, ich müsste die Flüssigkeit so lange wie möglich zurückhalten. Das war leichter gesagt als getan. Kaum war der Schlauch entfernt, schoss das eingefüllte Wasser wie ein Springbrunnen aus meinem Körper. Von einer Leibschüssel war weit und breit noch keine Spur. Da verbreitete sich die auslaufende dünne Brühe in meinem Bett, so dass es neu überzogen werden musste. Das war wieder eine sehr unbequeme Prozedur, weil es

mir noch unmöglich war, alleine auf einem Stuhl zu sitzen, sie mussten mich auf ein Reservebett legen. Ich kann mich übrigens nicht daran erinnern, dass ich irgendwann etwas gegessen hätte. So wird der Verdauungsapparat nicht viel zu tun gehabt haben.

Die nächste Rosskur musste ich dann mit einer Handvoll Tabletten Tierkohle über mich ergehen lassen. Der Pfleger öffnete meinen Mund und füllte ihn dann mit diesen grässlichen Tabletten. Ich sollte sie schlucken, hatte jedoch nicht einen Tropfen Speichel im Mund. Nun sollte ich etwas trinken, um diesen steinigen Schrott besser durch meine Speiseröhre zu transportieren, was ein Erbrechen zur Folge hatte. So ging auch diese Aktion daneben.

Eines Nachts fühlte ich mit der Hand an mein Nachttischchen aus kaltem Blech und fand die Lade leicht geöffnet. Meine Fingerspitzen ertasteten einen Apfel. Ich nahm ihn und aß ihn mit Genuss. Ich weiß nicht, ob es für die Schlafenden im Zimmer störend gewesen ist, dieses Schmatzen und Knirschen. Meine Zähne waren wohl damals noch ziemlich intakt.

Mama brachte der Tagesschwester von den Hühnern aus ihrem eigenen Stall frische Eier, damit sie mir nach Möglichkeit weiche Eier zubereiten sollte, das würde mich etwas rascher wieder auf die Beine, nein, „auf das Bein“ bringen. Ich bekam tatsächlich öfter eins weichgekocht in einem Glas serviert, so dass ich es trinken konnte.

Die Verpflegung im Spital bestand hauptsächlich aus Pferdefleisch. Wir bekamen es in einer Suppe mit wenig Würze, da auch Salz Mangelware war. So schmeckte das alles etwas süßlich. Manche Patienten äußerten scherzhaft den Verdacht, es sei Menschenfleisch, was meinem Appetit nicht besonders förderlich war. Statt Kaffee hatte man schon längst alles Mögliche als Ersatz genommen, Hafer, Feigen und weiß nicht, was noch alles. Im Vergleich zu meiner Familie in Laufnitzdorf ging es mir im Spital viel schlechter. Zu Hause hatte Mama einen großen Gemüsegarten und zusätzlich noch einen kleinen Acker mit Kartoffeln, Mais, Stangenbohnen und schließlich sogar Getreide für Mehl, außerdem riesige Mengen von Kürbissen. Die verwendete Mama als

Schweinefutter, und die Kerne werden herausgelöst und getrocknet. Dann fuhr man diese zu einer Mühle, wo pures Kernöl herausgepresst wurde, was heute noch als eine besondere Spezialität aus der Steiermark gilt.

Die Patienten im Zimmer 7 lasen täglich die Zeitung; es gab nur eine einzige, die wurde von den Nazis kontrolliert. Eines Tages vernahm ich die Nachricht, Adolf Hitler habe Selbstmord begangen. Für mich war das ein unvorstellbares Unglück. In unserer Familie väterlicherseits dienten alle männlichen Familienmitglieder in der Waffen-SS. Sie waren durch und durch fanatische Anhänger der Nazis, was auch auf uns Kinder abfärbte. Als Mama mich nach diesem 26. April 1945 besuchte, bestürmte ich sie mit der Frage, ob es wirklich wahr wäre, dass Hitler tot war. Sie sagte, es stimmte. Ich fragte, ob dann der Himmler das Deutsche Reich weiterführen würde im Kampf gegen den Rest der Welt. Sie antwortete, es stimmte gewissermaßen. Das beruhigte mich. Im Zimmer 7 kam aber langsam eine gewisse Unruhe auf. Nun hörte man schon Stimmen, die getrauten sich, ihre Meinung gegen die Nazis zu äußern. Das wäre vor kurzen gleich gekommen mit einem Todesurteil. Tage danach wurde ich in ein Kinderbett gepfercht. Das Spital brauchte wohl das große Bett für erwachsene Patienten. Das Stöhnen und die Schmerzensschreie wurden täglich lauter. Auch ich hatte mir ein ekelhaftes, leises Jammern beim Ausatmen angewohnt. In der Nacht, wenn ich stundenlang wach lag, wurde dieses Gejammer für die anderen unerträglich.. Meist klingelte dann ein genervter Patient nach der Nachtschwester. Diese kam und versuchte mir in der Dunkelheit eine Schlaftablette in den Mund zu schieben. Ich nahm sie nur mit Widerwillen und spuckte sie mit dem Schluck Wasser, wenn die Schwester aus dem Zimmer gegangen war, wieder aus. Am nächsten Tag fand man diese eingetrocknete Tablette meist seitlich an meinem Leintuch klebend. Das passierte mehrmals, zog aber keine Folgen nach sich. Als die Morphiumspritzen eingestellt werden, bekam ich Panik. Ich schrie aus Leibeskräften ohne erkennbaren Grund, bis ich vor Erschöpfung zusammenbrach. Es waren bestimmt die üblichen Entzugserscheinungen.

Ich glaube, ich hatte unbeschreibliches Glück, dass man nicht Dr. Züper holte und er mit dem Skalpell in meinem Inneren nach der Ursache zu suchen begann. Das hätte ich nicht überlebt. Mit der Mehrzahl der Insassen von Zimmer 7 ist das so ähnlich passiert. Ich habe aber diese natürliche Entzugserscheinung des Morphiums überstanden.

In meinem ursprünglichen Bett lag ein alter Mann. Den höre ich eines Nachts so eigenartig röcheln. Es war wie Schnarchen, aber mit kürzeren Aussetzern, die allmählich immer länger wurden. Schließlich war es totenstill. Ich erlebte zum ersten Mal, wie ein Mensch starb. Das wurde mir aber erst am nächsten Morgen bewusst. Der Pfleger Franz ging zu ihm ans Bett und sprach ihn an, stellte aber sehr bald den Tod des Mannes fest. Dann begann ein sehr eingespieltes, kurzes Prozedere. Der Verstorbene wurde seiner Kleider entledigt und mit einem Leintuch zugedeckt. Nach kürzester Zeit fuhr man den Leichnam mit dem Bett aus dem Zimmer. Eine Stunde später lag an dieser Stelle schon wieder ein anderer Patient im halbwegs gesäuberten Bett.

In diesen Tagen ging alles drunter und drüber. Es kamen so viele Kinder, die mit den verschiedensten Sprengkörpern gespielt und sie unbewusst zur Explosion gebracht hatten. Davon erlagen fast alle ihren schweren Verletzungen. Nur ich und ein zweiter Junge, Baumgartner Fritz, haben diese Verletzungen überstanden.

Bald wurde ich wieder in ein normales Bett gelegt, das diesmal an der Fensterfront stand. Nun hatte ich rechts einen Mann mit eitriger Brustfellentzündung. Der war so gut wie tot, es gab für ihn keine Medikamente, die ihn hätten heilen können.

An meiner Amputationswunde hatte sich eine Entzündung breitgemacht. Sie war sicher durch ungenügende Hygiene und Bakterien hervorgerufen worden. Das Verbandsmaterial hätte nach jedem Gebrauch ausgekocht werden müssen, aber das wird wohl nicht immer so genau genommen worden sein. Man kann sich vorstellen, wie durch so einen Wäschetopf, in den man Binden mit Eiter und sonstigen Wundsekreten stopfte, üble Gerüche verbreitet wurden! Anschließend wurde dieser Stoff in der Sonne getrocknet. Zum Zeitvertreib oder aus

sonst einem Grund bekam ich so ein Bündel gewaschenes Verbandsmaterial zum Aufwickeln auf mein Bett gelegt. Es stank teilweise noch nach der tranigen Borsalbe, die sich wahrscheinlich nicht so leicht auskochen ließ. Es kostete mich ziemlich Überwindung, dieses Bündel zu entwirren und säuberlich aufzuwickeln.

Der Eiterfluss aus meiner Wunde war so stark, dass er nach kürzester Zeit durch den Verband tropfte und auf mein Leintuch lief. Wenn ich meine Decke hob, stieg stets eine süßlich stinkende Wolke hervor. Meine Mama sagte, sie könnte den Geruch schon wahrnehmen, wenn sie nur in die Nähe von Zimmer 7 käme. Der Pfleger Franz brachte mich manchmal in eine Badewanne und ließ die Wunde vom Badewasser auswaschen. Ich getraute mich nicht meinen Stumpf anzufassen, davor hatte ich panische Angst. Franz sah plötzlich genauer auf meine Wunde und zupfte dann mit einem jähen Ruck ein kleines Stück Knochen vom Stumpf. Er wusch es ab und gab es mir dann in die Hand. Es war ein Ring vom hohlen Oberschenkelknochen. Ich trug ihn später ziemlich lange in meinem Sakko als Relikt und makabres Souvenir.

Der Pfleger hatte seine Freude an mir. Eines Morgens nach dem Bettmachen stellte er mich probeweise auf mein halbwegs gesundes rechtes Bein. Ich schrie vor Angst. Das Gefühl, nur auf einem Bein zu stehen, war mir schrecklich ungewohnt, ich hatte den Eindruck einer furchtbaren Haltlosigkeit. Das Blut schoss in mein Bein, es kribbelte bis in die Zehenspitzen. Franz gab aber nicht auf, er versuchte es immer wieder. Eines Tages brachte er zwei Krücken mit, um mir das Laufen mit diesen komischen Hilfsmitteln beizubringen. Da ich nichts sehen konnte, war das alles besonders schwierig, weil ich ja nicht erkennen konnte, wohin der nächste Schritt führte. Um mir sicheren Halt zu geben, schlang er ein Tuch unter meine Arme und hielt es an meinem Rücken fest. Mit dieser Hilfe machte ich ein paar zögerliche Schritte, war aber froh, als diese Übung zu Ende war. Im Laufe der Zeit gewöhnte ich es mir an, mich mit einer Hand am Ende meines Bettes festzuhalten und mit der anderen nach dem Bettpfosten meines Nachbarn zu greifen. So hüpfte ich auf einem Bein einige Betten weiter, bis ich es durch das ganze

Zimmer schaffte. Auf diese Weise machte ich meine täglichen Runden. Nach kurzer Zeit konnte ich sogar die Toilette am Gang vor Zimmer 7 erreichen.

Eines Abends saß ich am rechten Bettrand und sang alle möglichen Lieder in bunter Folge durcheinander, von Weihnachtsliedern bis zur Nazihymne. Mein Bett Nachbar, der mit der Rippenfellentzündung, bat mich leicht genervt, den Gesang für heute einzustellen, ich könnte ja am nächsten Morgen weitersingen. Ich unterbrach also mein Unterhaltungskonzert und legte mich etwas später schlafen.

Nachts wurde ich von einem Geräusch geweckt, das ich schon vor Tagen bei dem alten Mann gehört hatte. Ich spitzte meine Ohren und stellte fest, dass es von meinem Bett nachbarn zur Rechten kam.. Gleich war ich hellwach, konnte aber nichts unternehmen, weil man keine Glocke über meinem Bett installiert hatte, aus Sorge, ich würde damit das Pflegepersonal terrorisieren und meine Späßchen treiben. Irgendwie fühlte ich, dass mein Nachbar sterben und sein unglückliches Leben ein Ende nehmen würde, ein Mensch, der von niemandem vermisst wurde, weil er keine Verwandten und Bekannten hatte! Tatsächlich begannen seine letzten Atemzüge in unrhythmischen Folgen. Die Pausen wurden immer länger, bis der letzte lange Atemzug kam. Dann war es plötzlich unheimlich still. Ich dachte noch eine Weile an den toten Mann, dann schlief ich wieder ein. Am Morgen lief das gewohnte Prozedere ab. Nachdem der Leichnam aus dem Zimmer geschoben worden war, wurde sein Nachttisch ausgeräumt, es kamen aber keine wertvollen Gegenstände zum Vorschein. Wenn es etwas gegeben hätte, dann hätte man es im Zimmer 7 aufgeteilt. Wer sein Nachfolger war, das weiß ich nicht mehr.

In der Zeit meines Spitalaufenthaltes kamen einmal zwei junge Mädchen zu mir auf Besuch. Sie stellten sich auch mit Puschnik vor. Es waren Verwandte meines Vaters, die in Bruck wohnen. Das war mir vorher überhaupt nicht bekannt gewesen. Die beiden setzten mich bei schönem Wetter auf eine Trage und stellen mich in den Park vor dem

Krankenhaus. Die Züge fuhren mit Gestank und großem Lärm sehr nahe an mir vorbei. Die Dampfloks stampften und keuchten, besonders, wenn sie einen Lastzug ziehen mussten. Die Personenzüge kamen etwas flotter voran.

Inzwischen hatten die Russen die Steiermark erobert und waren auch in Bruck an der Mur eingetroffen. Das Spital kam jetzt mit kranken russischen Soldaten in Berührung. In der Nähe des Krankenhauses hatten sie eine Spiritusfabrik gestürmt. Sie tranken den hochprozentigen Alkohol, den sie dort vorfanden, weil sie ihn für Wodka hielten, und gingen jämmerlich daran zugrunde. Ich hörte die Männer auf Liegen im Gang vor unserem Zimmer stöhnen. Sie mussten innerlich verbrennen, das Gift entzog ihnen alle Flüssigkeit. Die einheimische Bevölkerung hatte mit diesen Eroberern nicht das geringste Mitleid; sie waren froh, wenn wieder einer von denen „abkratzte.“ Helfen konnte man diesen Männern mit den damaligen medizinischen Erkenntnissen sowieso nicht. Die russische Besatzungsmacht führte sich der Zivilbevölkerung gegenüber auch nicht gerade wohlwollend auf. Misshandlungen, Vergewaltigungen und willkürliche Erschießungen standen auf der Tagesordnung.

Nach und nach brachte mich hat das Pflegepersonal öfters mal mit der Trage in den Garten vor das Spitalsgebäude. Hier gingen die verschiedensten Passanten an meinem Bett vorbei. Eine alte Frau blieb mir deutlich in Erinnerung. Sie fragt mich nämlich: „Wenn du nichts sehen kannst und keine Augen hast, kannst du da schlafen? Dazu braucht man doch Augen.“ Das war sogar für mich als Kind eine saudumme Frage. Ich musste öfters den Hergang meines Unfalls erzählen, wie ich mein Bein und das Augenlicht verloren hatte. Anfangs spann ich einige phantastische Geschichten zusammen, die mit der Realität überhaupt nicht übereinstimmten. Meine Erinnerungen des realistischen Ablaufs der Ereignisse musste ich erst nach und nach zusammensetzen. So war ich zuerst der Meinung, der Granatenkopf an meiner linken Seite hätte die Explosion hervorgerufen Die Aussagen meines

Cousins und die letzten Worte von Helli stimmten aber darin überein, das der Ernst sie verursacht hatte. Ich hatte es ja selbst nichts gesehen, darum kann ich nur die Aussagen meiner Mitschüler wiedergeben. Es kam öfters vor, dass mich der Pfleger Franz oder eine Krankenschwester in den Park in die Sonne stellte und dann vergaß, mich wieder hineinzubringen. Wenn die Sonne verschwunden war und ich nur mit Nachthemd und dünnem Leintuch im Freien lag, bekam ich Angst und begann zu weinen. Einmal fanden mich die zwei jungen Mädchen, die Verwandten Puschnik, und brachten mich auf der Trage in mein Zimmer. Ich hatte nicht mal eine normale Decke, und das kurze Nachthemd verhüllte nur notdürftig meine Intimsphäre. Die Mädels lachten, sie nahmen das nicht so streng und deckten mich im Zimmer dann recht zu. Ich bin heute neugierig und möchte gerne wissen, was die beiden jetzt machen, ob sie überhaupt noch leben.

Der Nachfolger im Bett des alten Mannes in der Bettreihe gegenüber war ein junger verheirateter Mann Anfang 30. Er hatte sich durch einen Verkehrsunfall einen offenen Unterschenkelbruch zugezogen. Auf meinen Rundreisen durch das Zimmer musste ich vorsichtig an diesem Bett vorbei, da hing nämlich unten ein Gewicht zur Stabilisierung seines Beines. Der Mann bekam täglich Besuch von seiner jungen, sehr netten Frau.

Die Wunde an seinem Bein wollte und wollte nicht verheilen. Eines Nachts hatte der Mann solche Schmerzen, dass die Schwester sich genötigt sah, Herrn Dr. Züper zu rufen. Der kam mit seinem Operationskasten in das Zimmer und begann ohne Narkose an der Wunde herumzuschneiden. Das war eine fürchterliche Metzerei. Der Mann schrie das Krankenhaus zusammen! So was hatte ich in meinem kurzen Leben noch nie vorher gehört. Mich erinnerte das an das jährliche Schlachten von Mamas gemästetem Schwein. Der Mensch brüllte bestimmt eine halbe Stunde ununterbrochen, uns allen lief die Gänsehaut über den Rücken. Wir hatten eine unglaubliche Wut auf den Doktor, dass er dem armen Mann keine Schmerzmittel gab. Aber vielleicht gab

es kein Morphium mehr im ganzen Spital, oder es wurde für andere Zwecke gebraucht.

Nach einigen Tagen war es tatsächlich etwas besser. Als es eines Tages dem Mann außergewöhnlich gut ging, bekam er von seiner Frau frische Erdbeeren und Wurst. Bei Wurst war diese Frische nicht so garantiert. Der Kranke freute sich, dass es ihm nach langer Zeit wieder mal gut ging und dass das Essen schmeckte. In der Nacht bekam er aber eine Magenkolik und begann laut zu schreien. Die Erdbeeren und die Wurst vertrugen sich wohl nicht zusammen. Die Nachtwache sah sich genötigt, ein zweites Mal den Arzt aus seiner Nachtruhe zu rufen. Der Mann wurde in den Operationssaal geschoben. Wir haben das als sein Todesurteil angesehen. Wie konnte ein offensichtlich unqualifizierter Arzt mit ungenügender Ausrüstung so eine komplizierte Operation durchführen? Nach einigen Stunden brachten sie den Mann wieder ins Zimmer. Man hört ihn nur mehr pausenlos stöhnen. Es ging tatsächlich nur noch einige Tage, dann starb er.

Zu dieser Zeit hatte man uns Patienten mit Aussichten auf vollständige Genesung wegen Platzmangel auf eine Sonnenterrasse verlegt. Das Wetter im Juni war damals so heiß, die Fenster ließen die Sonne mit voller Kraft durchscheinen, da keine Vorhänge vorhanden waren. Bei Tage standen alle Fenster offen, damit etwas Durchzug war. In der Nacht deckten wir uns nur mit Leintüchern zu. Die Fliegen plagten uns entsetzlich. Mir wurde das eines Nachts zu bunt, und ich zog mir das Leintuch über den Kopf. Da kam am folgenden Morgen ein Patient ganz erschrocken an mein Bett und hob das Tuch hoch; er dachte wohl, ich wäre in der Nacht unbemerkt plötzlich gestorben. Ich lachte über diesen Vorfall. Dabei hatten die Mitpatienten mich lieb gewonnen und sahen mich gewissermaßen als ihr Maskottchen an.

Die Klosterschwester nahm mich jeden Sonntag mit zur Messe. Sie zog mir eine schöne Hose an und trug mich auf ihren Armen in die Kirche. Ich schlang meine Hand um ihren Hals und merkte eine etwas steife Kappe; darunter müssen die Haare versteckt gewesen sein. Den

Namen des Ordens kann ich nicht mehr sagen.

Baumgartner Fritz lag noch im Zimmer 7. Ein Auge war bei ihm verloren, das zweite jedoch wäre noch zu retten, sagte der Augenarzt, der täglich zu ihm kam.. Durch irgendwelche Umstände hat Fritz aber dann auch das zweite verloren. Später erfuhr ich, das wäre dadurch gekommen, dass das kranke Auge zu spät entfernt wurde.

Wir auf unserer Sonnenterrasse waren fröhlich, und es wurden die wildesten Witze erzählt. Ich war ja nicht dumm und merkte sie mir, ohne die Pointen nur annähernd zu verstehen. Ich erzählte sie später, als ich zu Hause war, weiter und löste die größten Lachorgien bei den Erwachsenen aus. Es ist sicher sehr ungewohnt, dass ein Kind schmutzige Witze erzählt, die sehr unter der Gürtellinie angesiedelt sind!

Inzwischen war schon längst der 8. Mai vorüber. Österreich war von den Alliierten besetzt oder befreit worden. Was genau zutraf, darüber waren sich die vier Großmächte noch nicht einig. Später wurde unser Land als besetzt eingeordnet und blieb es bis zum Jahre 1955.

Es muss Mitte Juli gewesen sein, als man im Spital zu der Ansicht kam, man könnte mich als geheilt entlassen. Die Zugverbindung zwischen Bruck und Frohnleiten hatte man wieder so gut wie möglich eingerichtet. Personenwagen mit Holzsitzen und teilweise kaputten Fenstern und ausgeleierten Rädern hatten zwischen Graz und Bruck ihren Dienst aufgenommen. Nun musste nur noch der Transport meiner Person zum Bahnhof organisiert werden. Dazu bot sich Frau Grassecker an, unsere Nachbarin in Laufnitzdorf. Die hatte eine kräftige Statur und zwei Arme, die zupacken konnten. An einem warmen Julitag kam sie bei mir an, hob mich ohne zu zögern hoch und machte sich mit mir auf den Weg zum Bahnhof. Ich erinnere mich noch gut daran. Nach einiger Zeit begann die gute Frau immer schwerer zu atmen, und der Schweiß rann ihr in Bächen über Gesicht und Körper. Wir mussten immer öfter Pause machen, da ich immerhin 20 kg wog. Schließlich erreichten wir den total zerbombten Bahnhof. Der Schalter und der Wartesaal waren in notdürftigen Baracken untergebracht. Nach der

Fahrt mit dem klapprigem Zuggefährt kamen wir im Bahnhof Frohnleiten an. Dort wurden wir von Mama und den vier Geschwistern empfangen. Trudi und Resi sahen mich in diesem beschädigten Zustand zum ersten Mal. Mama setzte mich in den kleinen Leiterwagen, den ich ja noch gut von früher kannte. Ich war beim Bau dieses Gefährtes tatkräftig beteiligt gewesen, - nicht immer zur Freude von Papa. Die kleinen Schwestern Resi und Trudi gingen erst wortlos hinter uns her. Dann kamen sie beide näher und hielten sich an der Rückseite des Leiterwagens fest. Ich merkte, wie ihre Blicke neugierig über meinen lädierten Körper glitten. Zu sprechen trauten sie sich noch nicht, ich war für sie wie ein Außerirdischer. Erstmals fühlte ich mich in einer Sonderrolle. Vorher war ich ein normaler Lausbub gewesen, der ständig mal einen Klaps und auch schon mal Prügel eingeheimst hatte. Dieser Status in der Familie wurde durch meinen Unfall total umgekrempelt. Der Sonderstatus war mir gar nicht so unangenehm. Von der Rute wurde in Zukunft nur mehr in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht.

Das Haus und die Umgebung, woran ich ja noch eine sehr deutliche Erinnerung hatte, musste ich dennoch gänzlich neu erforschen. Ich fürchtete mich anfangs vor allem. Jeden Meter der Umgebung musste ich mir neu erobern. Es hatte sich eine Angst, in einen endlosen Abgrund zu fallen, in meinem Kopf festgesetzt. Das war bestimmt eine Folge der Explosion, bei der ich dann ja auch in ein bewusstloses Nichts gestürzt war. Ich war gezwungen, mein seelisches Trauma selbst zu verarbeiten und auch mit dem Tinnitus in meinen Ohren fertig zu werden. Das war ein ekelhaftes, unsichtbares Leiden, das mir viele schlaflose Nächte verursachte. Diese Geräusche haben mich in den vergangenen Jahrzehnten nie verlassen. In den schlaflosen Nächten steigerte sich dieses grillenähnliche Gezirpe zu einem unheimlichen Geräuschpegel an, um dann wieder langsam abzufallen. In der Sommerzeit war ich stets froh, wenn ich die Hähne draußen krähen hörte. Ich dachte dann immer: ‚Jetzt muss es ungefähr drei Uhr sein, dann ist es nicht mehr so lange bis zum Morgen!‘

Um 6 Uhr hörte man dann das nebelhornähnliche Pfeifen der Papierfabrik.

Dieser Ton wurde durch den riesigen Schornstein gedrückt. Ich wusste, dass dann eine starke Dampf Wolke aufstieg, - ein Zeichen, dass eine neue Schicht begann. Öfter schlief ich dann doch wieder aus Erschöpfung ein..

An meinen zehnten Geburtstag, am 10. 9. 1946, begann mein zweites Leben, als ich nämlich in das Odilien-Blindenheim in Graz kam. Dort absolvierte ich die Schule in vier Jahren und lernte das Lesen und Schreiben der Blindenschrift. Anfänglich war es sehr mühsam, die Punkte mit den Fingern zu ertasten und auch einzuordnen.

Zur selben Zeit begann ich auch ein Instrument zu erlernen, erst die Flöte, die ich als sehr „fade“ empfand, danach das Klavier und dann die Kirchenorgel. Als Zwölfjähriger spielte ich schon täglich um halb sieben Uhr morgens in der Messe.

Mit 14 Jahren schloss ich die Schulausbildung mit den besten Noten ab, mit lauter Einsern. Ich hatte das große Glück, dass ich einen sehr guten Musiklehrer hatte. Er war Organist und Chorleiter in einer der größten Kirchen in Graz. Durch seine Initiative machte ich dann mit 15 Jahren am Grazer Dom mein Diplom als Kirchenorganist und studierte privat Musik weiter, um Komponist und Dirigent zu werden; das habe ich allerdings nicht zum Abschluss gebracht.

Meinen Lebensunterhalt habe ich mir als Berufsmusiker verdient, wobei ich mit zwei Kollegen zusammenarbeitete. Ich spielte anfangs Akkordeon, später Klavier und noch später die Hammondorgel. Übrigens schrieb ich auch die Arrangements für uns drei. 35 Jahre lang war ich so beruflich tätig, bis meine Finger es nicht mehr mitmachten.

Ich bin zum zweiten Male verheiratet und ein glücklicher Mensch.

An die sichtbare Welt und die Farben habe ich noch deutliche Erinnerungen, da ich als Kind schon immer alles sehr intensiv aufgenommen, ja, wie ein Schwamm in mich aufgesogen habe. Dadurch wirke ich auch heute noch auf meine Mitmenschen wie ein Sehender.

Franz Puschnik



Ralf Zander
21147 Hamburg

1936 in Hamburg geboren.

Anfang 1943 per Kinderlandverschickung (KLV) nach Vohenstrauß / Oberfranken gesandt.

Juli / August 1943, nach Ausbombung in Hamburg-Veddel, Nachzug nach Dorfen / bei München, dem neuen Domizil der geschiedenen Mutter. Vater an der Ostfront in russischer Kriegsgefangenschaft.

1944 Umzug über Glückstandt / Elbe nach Averlack bei Brunsbüttelkoog, in Dithmarschen.

Anfang 1945 Umzug nach Hamburg-Mittlerer Landweg.

Einige Monate später Einmarsch der britischen Truppen in Hamburg.

1945 – 1948 Hunger- und Kohlenklauerzeit

1951 – 1954 Lehre als kaufm. Angestellte

1954 – 1960 Decksjunge bis Vollmatrose auf Großer Fahrt.

1960 – 1993 Polizeibeamter in Hamburg

1993 Beamter im Ruhestand

1986 vollständige Erstbearbeitung des noch unveröffentlichten Romanes:

„Ralfi“ oder „Ein deutscher Junge weint nicht“

Die drei eingesendeten Geschichten „Mittlerer Landweg“, Bullenhuser Damm“ und „Weißer Zucker“ sind Bestandteil dieses Romans.

Mittlerer Landweg

1945. Der Kreis sollte sich schließen. Nach einer Odyssee, ausgelöst durch die Ausbombung Ende Juli 1943, beim so genannten „Unternehmen Gomorrha“, flüchtete Mama Barsch mit ihrem Sohn Ralfi, zusammen mit der Familie Haas nach Dorfen, bei München. 1944 zogen Mutter und Sohn über Glückstadt an der Elbe, wo sie einige Monate verbrachten, weiter zum Dorf Averlack, in Süderdithmarschen, wo zuvor schon Familie Haas hingezogen war. Der älteste Sohn der Familie Haas war nach ihrer Scheidung 1942 Mamas große Liebe. Er wurde Ralfis Ersatzpapa und musste von dem Achtjährigen mit „Onkel Gustav“ angeredet werden. Inzwischen wurde es langsam Frühling. Onkel Gustav, Mama und Ralfi bereiteten sich auf den Umzug nach Hamburg vor, was nicht lange dauerte, weil man kaum eigene Sachen besaß. Außer der Kleidung waren ein Stuhl, ein Hocker und ein Schemel mitzunehmen. Mehr Inventar besaßen die Drei nicht.

Am 11. April war es soweit. Mit dem Bummelzug fuhren sie vormittags nach St. Michaelisdon, wo eine Eisenbahn-Hochbrücke den Kaiser-Wilhelm-Kanal überspannte. Dort mussten sie drei Stunden auf den Eilzug aus Husum warten. Dann befanden sie sich endlich auf der Strecke nach Hamburg.

Beim Hamburger Hauptbahnhof waren die meisten Gleisanlagen zerstört. Seit langem blockierten ausgebrannte Lokomotiven und Waggons Teile des Bahngeländes. Mit einem Vorortzug fuhren sie zum Vorort Mittlerer Landweg, dem Gebiet zwischen Hamburg-Moorfleet und Hamburg-Bergedorf. Auf den ersten Blick würden sie sich landschaftlich gegenüber Averlack nicht sonderlich verändern. Rings um den kleinen Bahnhof herum lag nur Acker- und Weideland. Onkel Gustav fragte jemanden nach dem Weg. Sie wollten zu den beiden Dreyers, bei denen Mama damals schon

einmal, mit Ralfi in ihrem Bauch, Unterschlupf gefunden hatte, als ihr Vater sie aus dem Haus geworfen hatte. Die Dreyers wohnten in einer Schrebergartenlaube. Sie hatten sich für Mama umgesehen und in der Nähe eine leer stehende Unterkunft gefunden.

Zu den Dreyers mussten sie in Fahrtrichtung rechts herum die Straße entlang gehen. Nach etwa zweihundert Metern führte ein Weg weiter nach rechts in Richtung Schrebergärten. Bevor sie die Schrebersiedlung erreicht hatten, bemerkten sie neben dem Weg ein mit hohem Stacheldraht gesichertes Gelände, auf dem fünfzehn große Baracken standen. Außerdem bewachten einige mit Gewehren bewaffnete uniformierte Posten dieses Lager. Es musste wohl so etwas wie ein Gefangenenlager sein. Sie konnten im Lager ein paar Personen mit abgetragener Einheitskleidung ausmachen, die stark an Sträflingskleidung erinnerte und doch irgendwie anders erschien. Was die Leute wohl verbochen hatten? Sie gingen weiter.

Kurz hinter dem Lager befand sich der Eingang zur Schrebergartensiedlung. Die Dreyers hatten ziemlich am Ende ihr kleines, stabiles Gartenhäuschen. Mama und Lene Dreyer fielen sich um den Hals. Sie hatten sich lange nicht gesehen. Gemeinsam tranken sie echten Bohnenkaffee, den Lenes Mann Karl aus dem Hafen besorgt hatte. Er war wegen eines Leidens kriegsuntauglich und arbeitete im Hamburger Hafen.

Danach führte Onkel Karl seine Gäste über den am Rande der Siedlung liegenden Vordeich der Elbe zur neuen Wohnung. Die Elbe selbst war fünf Kilometer entfernt, aber die Dove-Elbe, ein breiter Seitenarm, befand sich schon in etwa zwei Kilometern Entfernung. Hinter dem Vordeich befand sich der parallel laufende Kanal von acht Metern Breite. Das südliche, anscheinend endlose, Ende führte zur Dove-Elbe, das andere in Richtung Reinbek. Karl Dreyer lotste sie über eine kleine alte Fußgängerbrücke zum einzigen langen, flachen Haus jenseits des Kanals, das aus rotem Klinker, etwa zwanzig Meter vom Kanalufer entfernt, gebaut worden war. Der breite Kanal war vor sehr langer Zeit angelegt worden, um das moorhaltige feuchte

Elbvorland für den Weiden- und Ackerbau urbar zu machen. Die Eingangstür befand sich an der südlichen Stirnseite des Hauses, das die Maße von zehn mal zwanzig Metern besaß. Etwa fünf Meter von der Eingangstür entfernt befand sich eine runde Betonplatte auf dem Boden, darauf ein Drehgestell mit einem Sitz aus Eisen. Wie Onkel Gustav erfuhr, handelte es sich hierbei um eine aufgebene Flakstellung. Die Fliegerabwehrkanone, kurz Flak genannt, hatte die Wehrmacht bereits ein Jahr zuvor abgebaut und dort hin verlegt, wo sie dringlicher gebraucht wurde. Hamburg lag ja schon in Trümmern. Mit der Demontage wurde auch die Flakbedienung abgezogen, so dass das Unterkunftsgebäude seit dieser Zeit leer stand. Als Mama, Onkel Gustav und Ralfi das Haus betraten, machten sie ein dummes Gesicht. Der Bau wirkte auf sie wie eine riesige flache Halle, weil es total leer war und keine Zwischenwände besaß. Jedes Wort hallte durch den Saal. Außer einem kleinen, wurmstichigen Tisch befanden sich keine Möbel darin. Für ihre Wäsche erhielten sie von den Dreyers eine wacklige Kommode mit vier großen Schubladen. Außerdem hatten sie in der Siedlung zwei Matratzen auftreiben können. Ganz hinten links wurde die Matratze für Mama und Gustav bezogen. Ralfis Schlafstatt wurde nach hinten rechts verlegt. Als Sichtblende fungierte zwischen den Schlafstätten die Kommode. Als kombiniertes Wohn- und Esszimmer wurde die vordere rechte Ecke neben dem Eingang bestimmt, wo das einzige Möbelstück, nämlich der Tisch, vorgefunden wurde. Den mitgebrachten Stuhl, Hocker und Schemel stellte man dazu. An dieser Stelle hatte sie auch eine künstliche Lichtquelle vorgefunden, eine lose am Kabel hängende Fassung mit Birne. Auch ein Kanonenofen befand sich im Hause. Wie einsam und verloren stand er etwa in der Mitte der Halle, voll funktionstüchtig, jedoch ohne Brennmaterial. Der Fußboden bestand aus Steinbelag. Jeder Schritt der Schuhe knallte laut durch den Raum, so dass sie sich von vornherein befleißigten, vorsichtig und langsam aufzutreten. „Das ist vielleicht ein komisches Haus“, dachte Ralfi, „daran muss ich

mich erstmal gewöhnen; wenn so etwas überhaupt möglich ist.“ Hinter dem Hause sahen die neuen Bewohner endlose Flächen Weide- und Ackerland mit ein paar Bauernhöfen, die ziemlich weit weg lagen. Der Unterschied zu ihrem letzten Domizil Averlack war, dass sie wieder in Hamburg war. Sie konnten die Innenstadt zwar nicht sehen, aber sie schienen sie zu fühlen.

Wie sie schnell feststellten, gab es in Mittlerer Landweg kein Geschäft, weder einen Krämer noch einen Milchmann, einfach nichts. Die dringendsten Nahrungsmittel mussten sie in Hamburg-Moorfleet kaufen, das knapp drei Kilometer entfernt in Richtung Innenstadt gelegen war.

Gut fand Ralfi anfangs, wie wohl auch viele andere Kinder, dass er nicht zur Schule gehen musste. Es gab im Mittleren Landweg und Umgebung keine Schule. Auch waren in ganz Hamburg alle Schulen, die nicht von Bomben zerstört worden waren, bis auf weiteres geschlossen worden. Man brauchte die Lehrer und die älteren Schüler für den von Hitler geforderten Endkampf, wozu auch der Bau von Panzersperren gehörte, die fleißig in ganz Hamburg hochgezogen wurden. Es war doch nur für alle Fälle, denn die Deutschen hatten vom Oberkommando der Wehrmacht aus dem Volkempfänger erfahren, dass man mit der neuen Wunderwaffe, der „V 1“ und der „V 2“, den Krieg nicht mehr verlieren konnte. Einen Nachteil hatte der Umzug für Ralfi, er fand kaum engeren Kontakt mit anderen Kindern. Es entwickelte sich ein loses, fast misstrauisches Zusammenkommen, indem die Kinder auf dem verbotenen Gelände des abgelegenen Rangierbahnhofes herumstrolchten. Es gab mehrere Tage, wo Ralfi kein einziges Kind antraf. So konnte keine Freundschaft oder Kameradschaft, wie sie propagiert worden war, entstehen. An solchen Tagen vermisste er dann doch die Schule. Wenn er draußen kein Kind antraf, hielt er sich bei Tante Lene auf. Da war es gemütlicher als zu Hause. Mittagessen erhielt er dort zwar nicht, aber er war schon zu-frieden, wenn sie ihm mal eine Scheibe Brot schmierte.

Onkel Gustav brachte ein Detektorgerät mit nach Haus, das er, wer weiß wo, aufgetrieben hatte. Es handelte sich um einen kleinen viereckiger Holzkasten, an dessen Seite die Kabel für die Kopfhörer heraus kamen. Obenauf befand sich ein winziges Metallgestell, in dessen Mitte ein kleiner blinkender Kristall lag, der Ähnlichkeit mit einem Feuerstein für Benzinfeuerzeuge hatte. Warum diese Technik funktionierte, interessierte Ralfi nicht. Er lernte es schnell, den Kristall vorsichtig so zu drehen oder wenden, bis er einen Sender in den Kopfhörern vernahm. Schon nach kurzer Zeit hatte er darin Übung. Stundenlang hörte er manchmal den Großdeutschen Rundfunk. Spannend waren dabei neuesten Frontberichte mit den Abschusszahlen feindlicher Bomber und den häufigen Luftlagemeldungen, wenn Bomberpuls über Deutschland angekündigt wurden. Eines Tages erschrak Ralfi gewaltig. „Bumm, bumm, bumm, bumm - Bumm, bumm, bumm, bumm“ hörte er, „Was war denn das?“ „Bumm, bumm, bumm, bumm“ tönte eine dumpfe Trommel, „Hier spricht Radio London.“ Er riss sich die Kopfhörer von den Ohren. „Ein Feindsender!“ Er rannte zum Fenster und sah vorsichtig nach draußen. Kein Mensch in der Nähe. „Wenn das einer mitgekriegt hätte? Aber wie sollte er? Ob da wohl irgendwo ein Lämpchen leuchtet? Irgendwo bei der SS oder sonst wo?“ Vorsichtshalber drehte Ralfi den kleinen Kristall weiter, bis er den Großdeutschen Sender wieder drin hatte. „Mann-oh-Mann! Das ist ja, n Ding.“ Es blieb nicht aus, dass er, neugierig wie er war, auch in den nachfolgenden Tagen ab und zu auf Radio London zurückkam. „Das kann mit einem Detektorgerät schon mal passieren, so rein zufällig“, dachte er. Es war schließlich kein auf den Deutschen Sender eingestellter Volksempfänger. Er fand es jedes Mal aufregend oder gar unheimlich, den Feindsender der Tommys in deutscher Sprache zu hören. Aber länger als ein paar Minuten traute er sich nicht zuzuhören, denn auch er, als Achtjähriger, hatte davon gehört, dass man für das Abhören eines Feindsenders von der Polizei abgeholt werden konnte.

Mit Bombenalarm nahm man es hier draußen nicht mehr so genau. Mittlerer Landweg war zu weit vom Stadtkern entfernt. Das Haus, in dem sie jetzt lebten, war ebenerdig, ohne Kellerräume. Zum Luftschutzbunker mussten sie über die Fußgängerbrücke und dann auf der anderen Seite des Deiches etwa zweihundert Meter nach rechts gehen. Soldaten hatten den Bunker direkt in den Deich hineingebaut. Meistens machten sie sich erst auf den Weg, wenn die ersten Bomben bereits in der Innenstadt explodierten. Nachts, auf dem Weg zum Bunker, kam es Ralfi wie ein gigantisches Feuerwerk vor. Es wurde zeitweilig so hell, als hätte ein Riese über der Stadt eine gigantische Lampe angezündet.

Diese Helligkeit schimmerte in mehreren Farben, überwiegend in Gelb- und Rottönen. Am Himmel sah man Leuchtkugeln und so genannte Christbäume, als Markierungen für die Bomberpiloten, langsam herunterschweben. Unten blitzte es ab und zu auf. Dutzende von Scheinwerfern suchten den Himmel nach Bombern ab. Sie hörten das Dröhnen der Bomber, das Krepieren der Bomben und das Belfern der Flaks.

„Komm endlich mit!“, sagte Mama dann hektisch, wenn Ralfi beim Marsch zum Bunker kurz stehen blieb und zur Stadt sah. Sie hatte selbst hier draußen fürchterliche Angst und dachte an die schreckliche Nacht zurück, als sie mit Familie Haas nach dem Großen Angriff im Juli 1943 aus dem Spitzbunker an der Peute, in Hamburg-Veddel, heraus gekommen war, um zu ihrer Wohnung zurück zu gehen. Die Wohnung sowie die Wohnung der Familie Haas gab es nicht mehr. Das ganze fünfstöckige Wohnhaus war ein einziges Flammenmeer. Es brannte bis auf die Grundmauern nieder. Außer dem Notkofferchen, in dem jeder Bürger seine wichtigsten Papiere aufbewahrte und mit in den Luftschutzbunker nahm, hatte Mama alles verloren. Aber sie war wenigstens am Leben geblieben, und Sohn Ralfi war durch die Kinderlandverschickung in Vohenstrauß / Oberfranken in Sicherheit. Zigtausende Hamburger waren verschüttet, erstickt, erschlagen, zerfetzt, zur Unkenntlichkeit verbrannt oder sonst wie umgekommen. Hunderttausende waren nach den großen

Angriffen Ende Juli, Anfang August 1943 auf der Flucht. Die grässlichen Bilder von Tod und Verderben, dazu das Pfeifen und Krachen der Bomben und das Schwanken des Bunkerbodens bei den Einschlägen der Sprengkörper, kamen Mama bei jedem Einsetzen der Alarmsirenen wieder hoch.

Größere Kinder hatten Ralfi erzählt, dass es sich um feindliche Bomber handelt, wenn ein dunkles Brummen am Himmel zu hören ist. Wenn ein hellerer Klang ertönt, können es nur deutsche Abfangjäger sein. Auch diese Jagdflugzeuge vernahm er manchmal auf dem Wege zum Bunker. Im Bunker war eng und ungemütlich. Es roch darin feucht und modrig. Alle Insassen waren froh, wenn endlich diese langen, gleich bleibenden Sirenentöne Entwarnung ankündigten.

Gefährlicher war es für die drei, wenn sie Onkel Gustavs Familie Haas besuchten, die sich in Hamburg-Rothenburgsort, am der Kreuzung Billhorner Röhrendamm / Billhorner Brückenstraße, niedergelassen hatten. Dort waren von der Hitlerjugend vier Flachbauten aus Trümmerschutt und Zement hochgezogen worden, in denen je acht Familien wohnten. Bei ihrem ersten Besuch gesellte sich Ralfi auf dem Hof zwischen diesen Häusern zu den Kindern, die sich dort um eine Schaukel scharten. Gina, die Jüngste der Familie Haas jammerte in einer Tour, weil sie nicht auf die Schaukel gelassen wurde. Dafür sorgten ein paar größere Jungs und Mädchen, die ihre eigenen kleinen Geschwister bevorzugten. „Eh! Las Gina mal ran!“ sagte Ralfi zu dem Jungen, der gerade seine Schwester auf die Schaukel gesetzt hatte.

„Was willst Du denn? Du gehörst ganich hier her!“

„Gina iss meine Kusine, so und nu lass sie ma ran!“ Mit diesen Worten schubste er Karl-Heinz, so hieß der andere, zur Seite, zerrte dessen Schwester runter, so dass sich Gina auf die Schaukel schwingen konnte. Alle anderen Kinder waren so verblüfft von Ralfis überheblicher Art. Sie maulten, dass Gina an diesem Tag schon genug geschaukelt habe, machten jedoch keinen Stank, wie Ralfi erleichtert registrierte. Das Zusehen bei dieser blöden Schaukel machte ihm bald keinen Spaß mehr. Er ging wieder rein zu Tante Lisbeth, also

Onkel Gustavs Mutter, bis Mama und Onkel Gustav mit ihm wieder Richtung Mittlerer Landweg aufbrachen, denn es war immerhin wieder zu Fuß eine Strecke von 10 Kilometern zurückzulegen.

Der erste Besuch in Rothenburgsort war glatt verlaufen. Beim zweiten Besuch hatten sie Pech. Fliegeralarm. Die Bewohner der Flachbauten liefen in den Spitzbunker, der neben diesen Behelfswohnungen stand. Jeder hatte es sehr eilig, hinein zu kommen, denn wer zu spät kam, wurde vom Luftschutzwart nicht mehr reingelassen. Drinnen führte der breite Fußboden serpentinartig nach oben. Die meisten Leute lagerten auf der linken Seite. „Merkwürdig“, dachte Ralfi, „das ist doch die Außenmauer. Ob die dick genug ist?“ Vor allem die Frauen waren nervös und horchten angstvoll nach draußen. Sie vernahmen deutlich das Brummen eines Bomberpuls durch die meterdicken Mauern hindurch.

Nachdem das Krachen der Bomben und Luftminen näher gekommen war, fühlten alle das Vibrieren des Bodens. Bei näheren Einschlägen schien der Bunker auf einer Welle zu schwimmen, nur ganz kurz, so, wie bei einem Erdbeben. Die Mütter verkrampften vor Angst noch mehr, so dass die Kleinkinder, die sie in ihren Armen schützen wollten, an zu weinen anfangen. Ralfi hörte eine Stimme sagen: „Wenn hier unten im Bunker eine Bombe rein haut, platzen von dem Druck unsere Lungen. Dann sind wir alle tot.“

Ralfi wurde von dieser Vorstellung ganz anders zu Mute. Während die Frauen, die es gehört hatte, schluchzten, fuhr der Luftschutzwart dem Unkenden unterdrückt zu: „Halt bloß dein blödes Maul!“ Unmittelbar danach folgten zwei schwere Einschläge in der Nähe, vermutlich auf der anderen Straßenseite. Der Bunker schwankte ein wenig, Putz rieselte von der Decke. Alle verkrampften sich noch mehr, selbst die wenigen Männer. Dann war Ruhe; draußen wie drinnen. Na, endlich! Entwarnung.

Mit der allgemeinen Versorgung in Hamburg klappte es nun seltener. Es war ein Wunder, dass man hin und wieder etwas Essbares erhielt.

Hier draußen, in Mittlerer Landweg, schien man vor den Bombern relativ sicher zu sein. Das glaubte man, bis sich die Bewohner eines schönen Nachmittags eines Besseren belehren lassen mussten. Die Sirenen heulten mal wieder Alarm. Sie griffen zu den Notkoffern und gingen gemächlich zum Bunker. In dem Moment, als sie den Deich überschritten, raste ein Flugzeug heran, sehr tief fliegend. Sie sahen fasziniert nach oben, bemerkten sogar den Piloten, warfen sich aber im nächsten Augenblick im Hechtsprung den Deich hinunter. Das Maschinengewehr tackerte den Deich entlang. Die Erde spritzte auf. Sie liefen wie um ihr Leben zum Bunker, obwohl das Flugzeug längst fort war. Es hätte doch zurückkommen können. Tiefflieger! Wer hätte das gedacht? Tiefflieger, hier draußen? Gehört hatten sie schon von solchen Attacken. Aber hier? Sie zitterten noch im Bunker vor Aufregung. Diese Schweinehunde! Brennstoff wurde knapp. Heizen war zwar wegen des warmen Frühlings nicht mehr nötig, aber zum Malzkaffee kochen oder Mittagessen zubereiten brauchten sie etwas Brennbares, das es zurzeit nicht einmal auf Bezugschein gab. Die Jungs der Schreiber-siedlung hatten entdeckt, dass sich in Schutthaufen beim Verschiebebahnhof neben den Gleisen Kohlestückchen befanden, winzig kleine. Ralfi besorgte sich einen kleinen Beutel und schloss sich der täglichen Suchkolonne von vier bis fünf Kindern an. Man musste über mehrere Weidezäune steigen. Die Schutthalden, etwas eingeebnet, befanden sich etwa einen Kilometer entfernt. Die Suche begann. Stundenlang in hockender oder gebückter Haltung, wurde der Schutt mit den Fingern durchwühlt, die winzigen Kohlestückchen herausgesammelt und in den Beutel geworfen. Wenn die Lust nachließ, schlich man müde über die Weiden zurück. Nur einmal waren sie auch beim Rückmarsch munter geworden. Ralfi hatte schon so ein unangenehmes Gefühl, als er die Rinder sah. Nicht, dass er von vornherein Angst vor Rindern hatte, aber diese kamen ihm irgendwie heimtückisch vor. „Ach was!“ sagten die anderen Kinder, „Du brauchst keine Angst zu haben. Das sind nur doofe Kühe.“

Und gerade das war ein Irrtum, wie sie bald darauf erfahren mussten. Als die kleine Gruppe die Mitte der eingezäunten Weide erreicht hatte, schnaufte ein ärgerlicher Bulle heran. Obwohl sie dicht an dicht liefen, hatte Ralfi das Gefühl, dass er persönlich vom Bullen ausgesucht worden war. Dadurch, dass er sich erst, das Üble ahnend, etwas zurückgehalten hatte, war er jetzt der letzte und musste förmlich einen Hechtsprung über den Zaun machen. Fast hätte ihn der Bulle erwischt. „Das kommt bestimmt davon, dass Du ein rotes Hemd anhast“, meinte ein Junge, „Die haam uns vorher noch nie was getan.“ Zu allem Unglück platzt jetzt ein Gewitterguss herunter. Wieder mussten sie laufen. Nicht wegen des Regens, sondern weil sie wussten, dass sie auf der Ebene leicht vom Blitz erschlagen werden konnte, selbst wenn sie unter einem Baum Schutz suchen würden. Zuhause angekommen, meinte Mama vorwurfsvoll, er sähe aus wie ein Dreckschwein. Die gesammelten etwa zehn Pfund Kohlestückchen auf seinem Buckel waren nass geworden und hatten sein schönes rotes Hemd mit schwarzen Längsstreifen versehen. Was für ein Ärger aber auch! „Ich kann da nix für. Kann ja nich wissen, dass es auf'n mal gießt.“ Für Mama zählte einzig, dass sein Hemd so dreckig wie nie war. Es fehlte nur noch, dass sie ihm eine langte.

Er trottete trotzdem am nächsten Tag wieder mit, etwas vorsichtiger, soweit es die Weiden betraf. Manchmal waren die Weiden mit Silberpapier, so nannten die Kinder die länglichen Stanniolstreifen, übersät. Sie wussten, dass die Streifen von den feindlichen Flie-gern stammten. Dass sie das Radar der deutschen Flugabwehr stören sollten, um alliierte Bomber vor der Flak zu schützen, das wussten sie noch nicht. Sie zerbrachen sich auch nicht weiter den Kopf darüber. Die Streifen gehörten schon zum Alltag.

Als sie mal wieder mit geringen Kohlefunden auf dem Rückweg waren, sahen sie eine Menge Flugblätter auf den Feldern. Das war für sie etwas Neues. Jeder schnappte sich so ein Blatt, um es zu Hause zu zeigen. Auf allen Blättern befand sich das gleiche, nämlich ein Portrait

des amerikanischen Generals Eisenhower. Sie sprachen den Namen aus, wie er geschrieben war, also mit hower am Ende, anstatt englisch übersetzt wie hauer. Schließlich hatten sie nie das feindliche Englisch gelernt. Eisenhower war abgebildet in amerikanischer Uniform und mit strahlendem Siegerlächeln. In deutscher Schrift forderte er die Deutschen im Namen der Alliierten auf, zu kapitulieren. Was war das nun wieder, die Alliierten?

„Um Gottes Willen! Das kannst Du doch nicht mitbringen! Wo hast Du das eigentlich her? Hoffentlich hat Dich keiner damit gesehen?“ Gustav riss ihm das Blatt aus der Hand, zerriss es und warf es gleich ins Feuer. Gustav und Mama hatten höllische Angst vor der Gestapo, was auch immer das sei. Das waren wohl die SS-Leute mit den schwarzen Uniformen, die er von den Sammelbildern her kannte. Ralfi war es richtig mulmig zumute. Wer denkt aber auch gleich daran? Man konnte doch nichts dafür, wenn so etwas auf dem Weg lag. Mama sagte noch: „Dafür kann man erschossen werden, wenn man so etwas zuhause hat!“

„Da kannst du mal wieder sehen...“, dachte Ralfi mit leichtem Schaudern, „Woher sollte ich das denn wissen?“

Auch in Rothenburgsort war das Essen knapper geworden. So staunten Mama und Gustav nicht schlecht, als sie beim nächsten Besuch bei Familie Haas hörten, dass die Hamburger in der Nähe, in einem Speicher, ein Lebensmittellager geplündert hatten. Wer rechtzeitig davon Wind bekommen habe, sei zentnerweise mit Mehl, Zucker oder anderen Lebensmitteln über'n Deich gegangen. Familie Haas hatte nicht mehr viel vorgefunden; ein bisschen Mehl und ein paar Pfund Rosinen, aber immerhin... Es war kaum zu glauben. Diebstahl, sogar Mundraub, wurde doch mit Todesstrafe bestraft. Das wurde ebenso hart bestraft wie Wehrzerstörung oder Fahnenflucht. Dafür wurde man aufgeknüpft oder an Ort und Stelle standrechtlich erschossen. Tante Lisbeth wusste aber zu berichten, dass der Gauleiter Kaufmann per Radioansprache alle in Hamburg lagernden Vorräte fürs Volk freigegeben hatte. „Ein feiner Mensch, dieser Karl Kaufmann, von den Hamburgern liebevoll

Charly Kaufmann genannt. Der tut was für seine Hamburger!“, meinten viele Bürger der Stadt. Nun, Ralfi und seine Eltern hatten leider nichts davon abbekommen.

Wenig später folgte die nächste Sensation, jedenfalls in Mittlerer Landweg. Morgens lief ein Zug der deutschen Wehrmacht ein und wurde auf einem Nebengleis abgestellt. Außer den Waggons für die Mannschaften befanden sich diverse Schreibzimmer in einigen Wagen. Auch ein paar Geschütze waren zu sehen, jedoch kein Soldat; nicht einmal ein Lokführer oder Zugbegleiter. Irgendjemand machte den Anfang, und hinterdrein stürmten Männer, Frauen und Kinder diesen Zug. Alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde geklaut. Es schien allen egal zu sein, was der Führer dazu sagen würde, oder die Gestapo. Ralfi lief ebenfalls durch den ganzen Zug. Er bestaunte alles, konnte aber nichts davon gebrauchen. Es dauerte nicht lange, und der ganze Spuk war vorbei, ohne Folgen für die Diebe und Zerstörer des Volks- beziehungsweise Wehrmachtseigentums.

Das Ganze hatte ein anderes Nachspiel, auf das keiner kommen konnte. Der Zug hatte abends seinen Standort in unbekannte Richtung verlassen. Jeder war irgendwie froh, dass er fort war. In der folgenden Nacht war, wie so häufig, Fliegeralarm. Diesmal wackelte das erste Mal der Bunker im Vordeich. Diesmal musste es Mittlerer Landweg erwischt haben. Erst im Morgenrauen konnte man das Ausmaß des Angriffs übersehen. In der Schrebersiedlung befanden sich viele mit Wasser gefüllte tiefe Bombenkrater. Einige Schreberhäuschen waren total zerstört. Am schlimmsten hatte es das Gefangenenlager erwischt. Dort hatte es viele Tote gegeben. Ralfi hörte von den Erwachsenen, dass in diesem Lager polnische Zwangsarbeiter eingesperrt waren. Die sollen nach dem Bombenangriff auf die Amis und Briten ganz schön wütend gewesen sein. Ausgerechnet sie hatte man erwischt. Die Polen hatten doch nicht mal einen Schutzbunker. Dann dämmerte es den Bewohnern von Mittlerer Landweg. Der Feind hatte den Wehrmachtzug treffen wollen. Er muss Wind

davon bekommen haben, dass der Zug am Tag zuvor auf dem Rangierbahnhof abgestellt worden war. Die Bomberpiloten konnten wohl in der Dunkelheit nicht erkennen, dass der Zug inzwischen weitergefahren war. Nicht eine einzige Bombe hatte die Gleise getroffen. Die meisten landeten zwischen den Bahngleisen und der Siedlung auf den Wiesen sowie im Lager. Jetzt konnte Ralfi in etwa verstehen, warum an allen Straßenecken der Städte ein Plakat mit einem gedrunghen Schattenmann angeschlagen war, worauf „P s t - Feind hört mit“ geschrieben stand. Das mit dem Zug hat bestimmt auch so ein schwarzer Mann gehört und verraten.

Volkssturm und Hitlerjugend hatten überall in Hamburg auf den Straßen zwischen den Häuserzeilen Panzersperren errichtet. Das waren hohe Mauern aus Ruinenschutt, aus denen beiderseits Stahlträger drohend herausragten. Hamburg sollte bis zum letzten Mann verteidigt werden. Nur die Hauptstraßen blieben offen. Den Spruch auf den Zügen der Reichsbahn „Räder rollen für den Sieg!“ glaubte man nicht mehr so recht. Eine niederschmetternde Nachricht konnte man kurz darauf aus dem Volksempfänger hören. Adolf Hitler ist in Berlin den Heldentod gestorben, hieß es. Millionen deutscher Frauen hatten in den letzten Jahren eine gleiche Nachricht erhalten, nämlich, dass ihr Ehemann, Freund, Vater oder Sohn den Heldentod gefunden und für das Vaterland gestorben seien. „Wie Adolf wohl umgekommen ist?“ fragten sich viele. Keiner konnte sich vorstellen, dass Hitler mit der Maschinenpistole oder mit einer Pistole an der Front herum lief oder gar hinter einem Maschinengewehr lag. Nähere Einzelheiten seines proklamierten Heldentodes wurden nicht bekannt gegeben. Admiral Dönitz hatte die Nachfolge Hitlers angetreten. „Warum eigentlich nicht Göring?“ dachte Ralfi, „Der war doch größer.“ Das deutsche Volk wurde von Dönitz aufgerufen, im Sinne Adolf Hitlers heldenhaft weiterzukämpfen.

Bis jetzt hatten alle Deutschen geglaubt, was dem Volk von der Führungsschicht über Radio und Großveranstaltungen vorgelesen

worden war. Jetzt wurde hinter vorgehaltener Hand so manche gefährliche Meinung laut, zum Beispiel, dass die Soldaten im Feld, also an der Front, das Handtuch werfen würden, weil sie zwar für Hitler ihren Kopf riskiert hätten, aber das gleiche nicht unbedingt für Dönitz tun wollten. Der war doch kein Führer. Angeblich sollte Berlin schon eingenommen und Hamburg von den Alliierten eingeschlossen sein. Die Hamburger hofften, dass bloß nicht Russen in die Stadt Hamburg einmarschieren. Die sollten weitaus grausamer als die Engländer und Amis sein. Den Eisenhower kannte man ja von den Flugblättern. Er sah eigentlich ganz nett aus. So böse konnte der doch gar nicht sein.

Einen Tag nach der Nachricht von Hitlers Tod war die Bewachung des Polenlagers über Nacht einfach stiftend gegangen. Die polnischen Insassen konnten das Lager verlassen, wohnten jedoch vorerst dort weiter. Die Bewohner der Schrebersiedlung hatten höllische Angst vor den nun freigelassenen Polen. Schließlich hatte man jahrelang durch die Propaganda von den Gräueltaten dieser „Untermenschen“ gehört, und jetzt liefen sie einfach so in der Umgebung herum. Nun, es passierten vermutlich keine Gräueltaten in Mittlerer Landweg und Umgebung, jedenfalls hörte man nicht davon. Sie führten sich zwar auf wie die Könige und schüchtern die Ansässigen mächtig ein, aber sie taten keinem was. Sie hatten nur höllischen Durst, Durst auf Alkohol. Die sonst so geizigen Bauern dieser Gegend rückten den Polen freiwillig die verlangten Nahrungsmittel heraus. Sie riefen auch nicht die Polizei, was sie bei jedem Deutschen in gleicher Lage bestimmt gemacht hätten.

Dann kam die spektakuläre Ansprache des Gauleiters Kaufmann an die Hamburger, in der er sie zur Ruhe und zum disziplinierten Verhalten aufforderte. Er gab bekannt, dass Hamburg, im Gegensatz zum Durchhaltebefehl der jetzigen Deutschen Führung, nicht mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigt, sondern zur kampflosen Übergabe an die Alliierten freigegeben werde. Alle Hamburger atmeten auf. Der Krieg schien vorbei zu sein. Gustav verbuddelte hinter dem Haus, sorgsam

verpackt, die beiden aus der Dorfbücherei Averlack entwendeten Alben mit den Nazibildern sowie das Buch „Deutsche Geschichte für Jedermann“. Er befürchtete, dass die Sieger ihn vielleicht bei Entdeckung dieser Werke als Nazi erschießen könnten.

Bullenhuser Damm

Am 18. Mai 1948 kam für die Schüler der Schule Brackdamm, in Hamburg-Rothenburgsort eine große Veränderung, denn das Schulgebäude wurde zur reinen Mädchenschule erklärt. Die Jungs mussten umziehen zur Schule Bullenhuser Damm, die in Rothenburgsort, zwischen dem Großmannplatz und der Bill-Brauerei, an der Straße Bullenhuser Damm, gelegen war. Der große Backsteinklotz war zwar im Bombenkrieg ausgebrannt, sonst jedoch in seiner Bausubstanz erhalten geblieben. Allerdings wurden die Klassen 4 und 6 aufgeteilt in jeweils eine A- und eine G-Klasse, also in eine für Knaben und eine, nämlich die G-Klasse, gemischt zu gleicher Anzahl mit Jungs und Mädchen. Diese G-Klassen dienten als Experiment der Schulbehörde, um zu testen, dass es möglich sei, an allen Schulen nur noch gemischte Klassen zu führen.

Der Umzug begann an einem der heißesten Tage, als sie, angeführt vom Jonny Vogt, dem Lehrer der Klasse 6 A, mit der Schottschekarre, also einem übergroßen Handkarren, Schulschränke, Hobelbänke und anderes Inventar in mehreren Schüben zur neuen Schule schleppten. Richtig anfassen mussten hauptsächlich die Jungs der Lehrer Jonny Vogt und Hans Bertram von der 6 G. Jonny hatte diese Schüler besser im Griff, als die der höheren Klassen. Die jüngsten Schüler mussten nicht mit anzupacken. Sie gingen mit ihren jeweiligen Lehrern geordnet in Zweierreihen in Richtung der neuen Schule. Unterwegs meinte Herbert Schreiner, Schüler der 6 G, verschwörerisch: „Inner Turnhalle haam sie welche aufgehängt. Da soll'n noch die Hak'n sein, woran man sie aufgebummelt hat!“

Ungläubiges Staunen seiner Zuhörer.

„Nee, wirklich! Die haam da welche umgebracht, die Nazis. Vielleicht sind noch die Stricke zu sehen!“

Herberts Äußerungen machten blitzschnell die Runde. Man stelle sich das mal vor, sie kamen in eine Schule, wo man Menschen aufgehängt hatte, und zwar unten in der Turnhalle, wo die Schüler ihre Turnübungen haben sollten. Schüler Ralfi sah im Geiste Haken neben Haken mit aufgehängten

Männern und deren grässlich verzerrten Gesichtern. Er schüttelte sich. Ihm fiel wieder die Ausstellung der britischen Militärverwaltung im Februar 1946 ein, in die er, neugierig wie auch viele Erwachsene, reingegangen war, weil sie keinen Eintritt kostete.

In den Behelfsräumen der Hamburger Gaswerke an der Spitaler Straße wurden Fotos vom Konzentrationslager Bergen-Belsen gezeigt, mit Türmen von Leichen, die nur noch aus Knochen zu bestehen schienen. Es schien sich um Hunderte oder sogar Tausende zu handeln. Einige Tote hingen noch in der Stacheldrahtumzäunung. Zwei Dinge dieser Ausstellung blieben ihm sein Leben lang im Gedächtnis haften: Das eine war die Fotografie eines schräg nach unten in eine Grube führenden Gestells aus zwei etwa eineinhalb Meter auseinander liegenden Rundbalken, die mit Stacheldrähten verbunden waren. Aus der neben dem Foto befindlichen Erklärung ging hervor, dass man dort, auf der so bezeichneten Todesrutsche, zwecks Bestrafung, lebende KZ-Insassen hinuntergestoßen hatte, bevor man sie erschoss. Bei der zweiten Sache handelte es sich nicht um eine Fotografie, sondern um zwei transparent erscheinende Häute. Nachdem Ralfi die Beschreibung dazu gelesen hatte, verstand er erstmal gar nicht, was damit gemeint war und trottete weiter, um unmittelbar darauf zurück zu eilen. Er las den Text ein zweites Mal. Das Blut schien ihm in den Adern zu gefrieren. Geschrieben stand: „Zwei Brust- und Bauchhäute von Frauen, aus denen Lampenschirme gemacht werden sollten.“

„Nein“, das kann keine Fälschung sein“, dachte Ralfi nach längerem Betrachten. Deutlich ausgeprägt zeichneten sich im oberen Teil der Häute die Brustwarzen von Frauen darauf ab. Er sah, dass sie nicht aufgemalt waren, weil sie sich etwas erhaben von der Fläche der Häute abhoben. „Es ist ganz bestimmt Menschenhaut, genauer gesagt die Haut von Frauen. Da gibt es wohl kaum Zweifel.“

Trotzdem, es wollte es nicht in seinen jungen Schädel rein. Das durfte einfach nicht wahr sein. Er kam mehrere Male zu dieser Vitrine zurück, starrte diese Objekte wie hypnotisiert an und las wieder und wieder den zugeordneten Text. Er konnte sich kaum davon lösen. Es verwirrte ihn. Die Ausstellung war voll von Besuchern. Erst beim Verlassen der Ausstellung

registrierte er, dass sich die vielen Menschen unheimlich ruhig verhielten. In den Räumen wurde nur geflüstert. Alle Besucher wurden von diesen schrecklichen Fotos und anderen Ausstellungsobjekten förmlich erschlagen.

Auf dem Wege zum Bullenhuser Damm überkam Ralfi wieder die Erinnerung an diese schreckliche Ausstellung. Nun, nach Herberts sensationeller Aussage, versuchte er sich ein Bild von den Erhängten zu machen. Es war nicht direkt falsch, was er sich darunter vorstellte, eher unvollständig. In der Realität war alles viel grausamer verlaufen, als sich die Kinder das vorstellen konnten. Einzelheiten wurden der Allgemeinheit erst nach etlichen Jahren durch das Sachbuch „Die Kinder vom Bullenhuser Damm“ bekannt. Danach hatte der S S-Arzt Dr. Heißmeyer, wie unter anderem auch Dr. Mengele, im sogenannten Dritten Reich von Himmler genehmigt bekommen, dass ihm KZ-Insassen als lebende Versuchsobjekte zur Verfügung gestellt werden. Er infizierte über einen längeren Zeitraum etwa hundert erwachsene Häftlinge aus dem KZ Neuengamme mit Tuberkel-Bazillen und stellte sie unter Beobachtung. Nach jeweilig negativen Versuchsreihen ließ er die Häftlinge liquidieren.

Obwohl die wissenschaftliche Ausbeute gleich Null war, forderte Dr. Heißmeyer für eine neue Versuchsreihe diesmal Kinder an. Ende 1944 erhielt er für seine todbringenden Experimente zwanzig jüdische Kinder im Alter zwischen fünf und zwölf Jahren, und zwar zehn Mädchen und zehn Jungen, die von vier erwachsenen Häftlingen, darunter zwei Ärzten, betreut wurden. Dr. Heißmeyer infizierte die Kinder mit Tuberkeln und beobachtete das Siechtum und andere Auswirkungen in den nächsten Monaten.

Die Schule wurde in diesen Zeiten als Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme benutzt. Als die alliierten Streitkräfte am 11. April 1945 bereits vor den Toren Hamburgs standen, sollte das Außenlager Bullenhuser Damm schnellstens aufgelöst und sämtliche Spuren verwischt werden. Zur Verdeckung der dort begangenen Straftaten wurden zuerst die Betreuer der Kinder im Keller der Schule Bullenhuser Damm gehenkt. Anschließend erhielten die zwanzig Kinder, nachdem sie sich ausziehen mussten, Morphiumspritzen injiziert, zwecks Ruhigstellung. Danach wurden sie, ein Kind

nach dem anderen, an zwei im Keller angebrachten Wandhaken aufgehängt. Einer der Henker beschrieb diese Szenen später vor Gericht, in den so genannten Curiohaus-Prozessen, mit dem Ausspruch: „... wie Bilder an der Wand.“

Nach den Morden an den zwanzig Kindern und ihrer vier Betreuer wurden im selben Keller der Schule gleich darauf zwanzig russische Häftlinge, die von Neuengamme gebracht worden waren, gehenkt.

Der Tötungsbefehl, den sie von ihrem Vorgesetzten erhielten, wurde von den SS-Leuten ohne Gewissensbisse ausgeführt, denn ein Befehl war ein Befehl. Andere Entschuldigungen fielen den Schergen vor Gericht nicht ein. Die am Kindermord beteiligten SS-Leute wurden, soweit sie noch am Leben waren, im Curiohaus, an der Rothenbaumchasse in Hamburg, zum Tode verurteilt und danach durch den Strang hingerichtet, bis auf Dr. Heißmeyer und einem gewissen Strippel, dem damals Verantwortlichen der Außenlager des KZ-Neuengamme, der unmittelbar am Mord beteiligt gewesen sein sollte. Beiden konnten erst wesentlich später nach dem Aufspüren der Prozeß gemacht werden. Obwohl die Henker zweifelsfrei vor ihrer Hinrichtung in ihren Vernehmungen ihren Vorgesetzten Strippel als Mittäter beschuldigten, konnte ihm das Gericht zumindest in diesem Falle keine Schuld nachweisen.

Dr. Heißmeyer stand später in der DDR vor Gericht. Auch er wurde nicht wegen Mordes verurteilt. Als Entschuldigung für seine menschenverachtenden Experimente an Erwachsenen und Kindern gab er zu Protokoll, dass es sich bei diesen KZ-Insassen ja nicht um vollwertige Menschen gehandelt habe.

Das also war ihre neue Schule. Ralfi fröstelte es, obwohl er beim Umzugstransport wegen der Hitze und Anstrengung schweißgebadet war.

Weißer Zucker

Das alte Jahr endete für Ralfi fröhlich mit selbst gebastelten Knallkörpern. Das neue Jahr 1948 begann nicht so witzig. Tagelang war es feucht und kalt. Ralfis Klamotten fühlten sich ständig klamm an. Die Schuhe, und damit auch die Füße, waren meistens nass vom ewigen Schneematsch. An ein Spielen draußen dachte er in dieser Zeit nicht. Es genügte ihm, dass er raus musste, um Kohlen zu besorgen. Lieber saß er sonst nach der Schule in der leidlich warmen Küche und hörte am Detektorgerät über Kopfhörer den britischen Militärsender, dessen Sendeanlage sich am Holstenwall, an der Rückseite der stark beschädigten Musikhalle, befand. „Mensch, Meier!“, dachte Ralfi, „Die Tommys sabbeln ja so schnell wie ein Maschinengewehr.“ Er fand die Sprecher ganz lustig, nicht so ernst, wie die Ansager im Deutschlandsender vor der Besetzung. Leider konnte er sie nicht verstehen. Wer verstand denn schon Englisch? In der Schule hatten es die Kinder bis dahin jedenfalls nicht lernen können. Der Sender BFN eröffnete seine Sendungen immer mit: „Here is the British-Forces-Network in Germany.“ Nach lebhaft vorgetragene Kurznachrichten folgte flotte Musik, hauptsächlich Dixieland, New Orleans und Big-Band-Jazz, also „Negermusik“, wie Onkel Gustav sie anfangs noch nannte.

Die Tage des Januars vergingen für die Kinder der Siedlung langsam und öde. Hinzu kam bei Ralfi das ständige Hungergefühl. Selbst beim Geruch oder Anblick von Mais, dessen harte Körner er immer noch vor seiner Zubereitung mahlen musste, drehte sich ihm der Magen um, weil zu selten mal ein Aufstrich wie Margarine, Wurst, Käse, Kunsthonig oder einfache Mehrfruchtarmelade die Maisbrotchen bedeckte. Die hamburgische Bevölkerung hatte zwar pünktlich die

Lebensmittelkarten, aber was darauf, grammweise angegeben, allen Haushalten zustand, gab es nicht zu kaufen. Die Brotstangen von Bäcker Rüsck schmeckten inzwischen so schlimm, wie Ralfi sich im allgemeinen Schweinefutter vorstellte, nämlich klebrig und halb vergammelt. Dafür waren ihm seine Groschen, die er sich bei der Schule durch das Geschicklichkeitsspiel „Ditschen“ erworben hatte, zu schade. Allgemein wurden diese aus Kornrückständen und undefinierbaren Zusätzen hergestellten Stangen von anderen Leuten noch gekauft. „Nee, dann lieber hungern“, dachte er.

Ende Januar wurden die Tage klarer und kälter. Frost konnte Ralfi, auf längere Sicht gesehen, besser verkraften, als Schnee und Dauerregen. Sein Zeug am Körper blieb dabei wenigstens trocken. Nur mit dem Einschlafen abends dauerte es länger, denn sein halbes, aber zum Durchgang hin offenes Zimmer, blieb ständig kalt, weil die Tür zur etwas erwärmten Küche stets geschlossen war. Wegen der frostigen Temperatur rollte er sich nach dem Hinlegen häufig katzenhaft ein, um seine Füße zu erwärmen. Erst, wenn daraus die Kälte etwas abgezogen war, konnte er an das Einschlafen denken. Am Tage jedenfalls waren ein paar Grade unter Null angenehmer, vor allem auf dem Bahnhof nicht so gefährlich wie Nässe, wenn man sich auf die Waggon schwang.

Anfang Februar nahm die Kälte zu. Die Temperaturen sanken teilweise auf unter minus zehn Grad Celsius, so dass die Kinder an einigen Tagen Schulfrei bekamen. Die Schulen wurden noch immer nicht beheizt.

Wenn Ralfi zum Kohlenklauen auf dem Bahngelände nach Kohlen suchte, hielt er gleichzeitig Ausschau nach geknackten Waggonen mit Milchpulver, Trockenkartoffeln oder ähnlichem. Es musste so etwas geben. Häufig hörte er davon. Nie konnte er bisher so etwas entdecken. Eines Abends trottete Ralfi durchgefroren und lustlos zum Bahnhof. Genau zehn Grad minus waren am Tage gemessen worden. Der Halbmond spendete ausreichend Licht. Kein Mensch war ihm bisher begegnet, so dass er schon resigniert dachte, dass es wohl keinen Zweck

habe, zu den Waggonen zu gehen; es würde wohl keine Kohle auf das Gelände gekommen sein. Trotzdem wollte er nicht aufgeben und ging weiter, ab der zerstörten Brücke nach allen Seiten Umschau haltend. Im Schutze der ersten Waggonreihe fühlte er sich einigermaßen sicher. Während er suchend und nach Kohle schnuppernd an den Waggonen entlang ging, bemerkte er auf der anderen Seite ein mattes Aufblitzen am Boden. Über die Trittbretter eines Waggonen huschte er leise zur anderen Seite. Eine dünne, weiße Spur verlief nach links und rechts an den Waggonen entlang. Irgendwo musste einer geknackt worden sein. Nach links führte die Spur wieder vom Bahngelände runter. Also nach rechts gehen. Das Herz klopfte vor Erregung immer schneller. Mehl schien es nicht zu sein, dafür blinkte es zu sehr im Mondschein. Salz? Ach was, wer klaute schon Salz? Dann konnte es sich nur um Zucker handeln. Ralfi folgte der Spur schneller: „Mensch! Wenn das Zucker ist? Das wäre ja 'n Ding.“ Vorne war nichts zu sehen. Dann hörte er plötzlich, kurz bevor er das Ende der Waggonreihe erreicht hatte, ein Schrabben und Kratzen. Dann sah er es endlich. Ein Gleis weiter war das gesamte Mittelschott eines Waggonen aufgebrochen worden. Ein kleiner weißer Hügel lag vor den Schienen. Im bereits viertelgeleerten Mittelteil des Waggonen machten sich mehrere Schattengestalten zu schaffen. Unscharf erkannte er aufgeschlitzte Säcke mit dem weißglänzenden Zucker. Ralfi sprang hinein und füllte, so schnell er konnte, seinen Kohlensack. Es waren etwa dreißig Pfund. Mehr konnte er immer noch nicht tragen. Danach rannte er, so schnell er es mit dem gefüllten Sack konnte, wie um sein Leben. Hinter der nächsten Waggonreihe hörte er schon nach wenigen Metern hinter sich ein: „Halt! Stehen bleiben! Oder ich schieße!“ Ralfi blieb stehen, sah sich um; niemand zu sehen. Er hastete weiter. Jetzt hörte er mehrere Kommandos. Die Polizei hatte wahrscheinlich den Waggon umstellt. Er schleppte seine Beute unter den nächsten Waggon hindurch, kroch von Gleis zu Gleis unter weitere, bis er das Ende der Gleisanlagen

erreicht hatte. Vor sich sah er im Mondlicht Brückenteile und dicke, lange Stahlröhren der Tommys, die an der Seite des Bahngeländes aufgestapelt waren. „Die haben bestimmt den ganzen Bahnhof abgeriegelt“, dachte Ralfi, „da komm ich bestimmt nicht durch.“ Von ferne hörte er jetzt Hundegebell. „Mein Gott! Jetzt kriegen sie mich! Ausgerechnet jetzt, mit dem schönen weißen Zucker!“ Am Kinderkrankenhaus vorbei wollte er nicht flüchten. Diesen Schlupfwinkel kannte die Polizei.

Dort war er schon mal mit Kohlen geschnappt worden. Kurzentschlossen krabbelte er in eine höher gestapelte Röhre drei, vier Meter weit hinein, den Sack vor sich herschiebend. Erstmal abwarten, bis sich alles beruhigt hat. „Hier oben findet mich vielleicht nicht mal ein Hund“, dachte er und kauerte sich so gut es ging zusammen. Dabei lehnte Kopf und Nacken gegen den gefüllten Sack. Angestrengt horchte er nach draußen, darauf bedacht, jedes noch so feine Geräusch wahrzunehmen. Nach und nach normalisierte sich sein Herzschlag. Die Spannung ließ nach, und er wurde müde. Mit dem Müdewerden kam die Kälte stärker durch. In der letzten halben Stunde war ihm gar nicht mehr bewusst gewesen, dass es mindestens zehn Grad minus kalt war. Füße und Rücken taten bereits weh vor Kälte, so dass er sich zur Seite rollte. Auch an dieser Körperstelle kroch ihm die Kälte sofort in die Knochen. Er rieb sich ab und zu die Hände oder steckte seine Finger in den Mund, um für einen kurzen Moment an ihnen Wärme zu spüren. Nein! Er wollte noch nicht gehen. Es durfte nicht alles umsonst gewesen sein. „Ich muss aufpassen, dass ich nicht einschlafe“, dachte er, wobei ihm die Worte des alten Mannes in Kronprinzenkoog wieder einfielen: „De wär glatt erfror'n“, als Ralfi von ihm und Frau Martens im letzten Winter, nachts, bei starken Frost draußen eingeschlafen, vor der Haustür geborgen wurde.

Nach etwa drei Stunden verließ Ralfi vorsichtig die Röhre und verharrte noch längere Zeit im Schütze des Stapels. Er konnte kaum gehen. Sein Unterkörper schien steif und gefühllos geworden

zu sein. Der einzige Körperteil, der bei dieser Tour etwas geschützt wurde, war sein Kopf, Dank seiner gefütterten Mütze mit Nacken-, Ohren- und Kinnschutz. Allerdings fühlte sich sein Kinn wie ein Eisblock an. Der eigene Atem hatte nämlich den Kinnschutz von innen her vereist. Alles andere am Kopf schien in Ordnung zu sein. Langsam, trotz der steifen Gelenke immer noch höchst vorsichtig, stapfte er los. Als er schon außerhalb des Bahngeländes war und die Kanalstraße entlang ging, stellte er fest, dass sich sein Sack so merkwürdig leicht anfühlte. Er legte ihn ab und sah hinter sich im Mondlicht eine lange weiße Spur. Der Zucker war, ohne dass er es vorher bemerkte, durch die groben Poren des Kohlensackes gerieselte. Der meiste Zucker war schon verschwunden. Den Rest rollte er in die obere Sackleinwand ein und nahm ihn behutsam wie ein kleines Baby in den Arm. Endlich war er zu Hause.

Mama und Onkel Gustav redeten beide auf ihn ein, als er noch in der Tür stand: „Mein Gott! Wo kommst Du jetzt erst her? Wir haben schon gedacht, dir ist was passiert. Wie siehst du überhaupt aus? Komm erst mal rein! Was hast du denn da? Kuck maa, das iss schon beinah zwölf!“

Ganz hektisch verhielten sie sich und stellten weiterhin Frage um Frage. Ralfi sagte kein Wort. Er war völlig erschöpft, schmiss den Kohlensack auf den Küchentisch und setzte sich daneben auf den Stuhl. „Was machst Du denn? Kannz doch den schietigen Sack nich auf'n Tisch werfen!“ Dann sah Mama etwas blinken. Noch schneller erfasste es Onkel Gustav. „Mein Gott! Der hat Zucker! Weißen Zucker!“ Er lief zum Fenster neben dem Eingang und überprüfte das Rollo. Nein, es konnte keiner hineinsehen. Die Wärme der Küche kroch langsam in Ralfis Glieder. Sie kümmerten sich sehr um ihn, sahen ihm an, dass es wohl kein Kinderspiel gewesen war. Onkel Gustav überprüfte noch einmal beide Fenster der Küche sowie die Haustür. Alles war dicht und verschlossen. Während sich Ralfi wusch und von Mama die schnell über dem

Herd erwärmte Unterwäsche erhielt, schüttete Onkel Gustav vorsichtig den Inhalt des Kohlensackes auf den Tisch. Da gließte und glitzerte die ganze Pracht vor ihnen. Sie starrten den Zuckerberg an, als wären es kostbare Juwelen. Mit spitzen Fingern entfernten sie kleine Kohlepartikel. Der meiste Teil war rein und sauber. Onkel Gustav holte eine Waage. Es waren noch über fünf Pfund übrig geblieben. Wenn man überlegte, dass der Sack fast voll gewesen war, dann schien es verdammt wenig zu sein. Aber mehr als fünf Pfund Zucker, weißer Zucker, was war das für ein Besitz! Ralfi bekam plötzlich feuchte Augen vor Rührung. „Ich hab’ das besorgt! Ich ganz allein! Das müssen sie ganz bestimmt anerkennen.“ Nun, wie er bemerkte, taten sie es auch. Seine Brust schien vor Stolz zu zerspringen. Er erzählte beiden, wie lange er in der Stahlröhre gehockt, oder vielmehr gelegen hatte, weil die Polizei das ganze Bahngelände abgekämmt hatte. Dass die reguläre Polizei inzwischen ebenfalls mit Schusswaffen ausgerüstet worden waren, wussten auch Mama und Onkel Gustav. „Was sie sich jetzt wohl so dachten? Sie schienen ja recht besorgt gewesen zu sein. Andererseits waren sie es auch gewohnt, dass er für die Familie Kohlen ranschaffte. Nun ja, diesmal war er ein paar Stunden später als sonst nach Hause gekommen.“

Die nächsten Wochen gab es zwar auch wieder die ewigen Maisgerichte. Jetzt aber wurde Maskuchen und auch Maispudding mit weißem Zucker gesüßt. Das schmeckte schon mal viel besser. Leider blieb es das einzige Mal, dass er auf dem Bahnhof solche tolle Beute machen konnte. Er kam nie wieder an einen geknackten Waggon mit so wertvoller Fracht heran. Die simple Kohlenklauerei ging natürlich weiter. Ralfi wollte es zumindest zu Hause warm haben. Dort änderte die Sache mit dem Zucker nur wenig in den häuslichen Beziehungen. Es wurde weiterhin über ihn gemeckert, Stockschläge wegen Bettnässens musste er immer noch einstecken, nur Lob oder gar Liebe erhielt er nicht.

Immerhin bekam er regelmäßig Essen auf den Tisch, zumindest Steckrüben oder Maisgrütze. Seine Klamotten wurden von Mama gestopft, wenn sie Löcher aufwiesen. Das war überwiegend bei seinen Strümpfen der Fall. Die Schuhe der Familie besohlte Onkel Gustav, der sich inzwischen ein gusseisernes Dreibein besorgt hatte.

Ralf Zander

Feldpostbriefe und Fotos





Günther Melchert

50735 Köln-Riehl

Günther Melchert, geb. 19.04.1936 in Köln. - Personalfachmann und Wortautor. - Romane, kurze Prosa, Lyrik, dram. Formen: Theaterstücke, Einakter, Hörspiele, Drehbücher für Film und TV - Texte für Bildergesch. + Comics - Lektorat und Übersetzungen - Mitherausg. von Büchern und Broschüren - Mtgl. Literar. Kreise z.B. VS - Veröffentl. in Anthologien verschiedener Verlage.

Knospen im Winter

Als junges Mädchen tat ich mich mit meiner Mutter schwer, vor allem, weil sie in den letzten Kriegsjahren wegen ihrer bestimmenden Art mit der Empfindsamkeit meines drei Jahre jüngeren Bruders Mihai nicht zurechtkam...

Ein altes Foto

Obwohl meine Mutter, Jahrgang 1911, von Kindheit an kränkelte, ist sie älter als neunzig geworden und hat somit den Sprung ins neue Jahrtausend geschafft. Bis zuletzt lebte sie in dem kleinen Haus mit Garten im Norden von Köln, wo auch mein Bruder und ich geboren und aufgewachsen sind.

Im Laufe der Jahrzehnte hatten sich unzählige Sachen angesammelt, die ich sichten und teilweise entsorgen musste. Wobei sich der Speicher als Fundgrube erwies. Unter anderem entdeckte ich eine uralte, riesige Hutschachtel mit Hüten, Kappen, Mützen und Kopftüchern, aber auch Kram von mir, wie Puppen, andere Spielsachen, Kinderbücher sowie aus den fünfziger Jahren Pettycoats sowie luftige Organdy- und Organzакleider. Nicht zu vergessen die Sachen von Mihai; auch er spielte mit Puppen - wenn ich nicht da war oder keine Lust hatte, sogar alleine - aber auch mit Soldaten. Doch am wichtigsten waren mir seine Kinderzeichnungen, die mich wehmütig stimmten, zumal er sie, als er seinen Namen noch nicht schreiben konnte, mit einem kleinen grünen Hufeisen signierte...

Unser altes Haus hatte es mir so angetan, dass ich es nicht fertig brachte, es zu verkaufen oder zugunsten eines Neubaus abreißen zu lassen, und da zwei Jahre zuvor mein Mann gestorben war, der sich mit meiner Mutter prächtig verstand, hatte ich freie Hand und bezog

das Haus, nachdem ich es einschließlich Eigenarbeit hatte renovieren lassen.

Zur Einweihungsfeier war auch meine alte Freundin Hella gekommen. Sie blieb so lange, bis mir nichts anderes übrig blieb, als sie einzuladen, bei mir zu übernachten.

Abends sprachen wir bei einer Flasche „Schwarzer Mädchentraube“ über alte Zeiten. Plötzlich tat Hella sehr geheimnisvoll, ging auf den Flur, wo ich sie in ihrer großen Handtasche hantieren sah, und kam mit einem Fotoapparat zurück, der Jahrzehnte alt sein musste. Während ich ihn irritiert musterte, fragte sie mich schmunzelnd: „Milena, kennst du den?“

Ich machte eine vage Handbewegung, und sie fuhr fort: „Kürzlich habe ich ihn auf einem Flohmarkt auf der Rheinuferpromenade entdeckt - zwischen Bastei, Dom und Hohenzollernbrücke - und er gefiel mir so gut, dass ich ihn vom Fleck weg gekauft habe.“

Eigentlich wollte sie ihn auf ihrer Anrichte aufstellen, wo ihr antiquarischer Krimskrams steht, aber dann kam sie auf die Idee, prüfen zu lassen, ob er noch funktioniert, und sie ging in ein Fotogeschäft.

Der Apparat war nicht nur intakt, er enthielt sogar noch einen Film. Der Inhaber des Geschäfts, der Hella beriet, fragte, ob er den Film, sofern noch tauglich, entwickeln sollte. Aus einer Laune heraus sagte Hella ja. Vielleicht sprangen alte Fotos von Köln und Umgebung heraus. Nachdem Hella mit ihrer Erzählung bis hier hin vorgedrungen war, hielt sie mir plötzlich, wiederum lächelnd, ein Foto unter die Nase und sagte: „Leider ist dies das einzige Foto, das beim Entwickeln etwas geworden ist.“

Als ich es betrachtete, krampften sich meine Hände zusammen, und mir brach kalter Schweiß aus. Das Foto zeigte meinen kleinen Bruder Mihai. Neben ihm stand ein Mann mittleren Alters in einem schwarzen Umhang, der mit einem weißen Schal drapiert war. Und aus einem ebenfalls schwarzen Zylinder zauberte dieser Mann ein weißes Kaninchen hervor, unter den verklärten Blicken von Mihai. Dieser Mann war unser Vater, der sich in seiner Freizeit als Zauberkünstler versuchte, hier

anlässlich des sechsten Geburtstags von Mihai. Nach seiner Rückkehr an die Front haben wir Vater nie wieder gesehen.

Franz, Mutters jüngster Bruder, sagte über Vater zu uns: „Nun ist leider auch unser Familien-Zauberkünstler ein Opfer des Faulen Zaubers geworden, den der Magier der Massen, Adolf Hitler, veranstaltet hat...“ Offiziell gilt unser Vater bis heute als verschollen; nach dem Krieg hieß es offiziell „vermisst“. Mutter hat ihn nie für tot erklären lassen – mit dem Einverständnis der Familie. Wir wollten seinen möglichen Tod juristisch nicht manifestieren. Vielleicht war Vater tatsächlich „nur verschollen“, und tauchte nach vielen Jahren wieder auf. Wir wussten von solchen Tragödien...

Bombardierungen von Köln und Evakuierung nach Schlesien

Von Mai 1942 bis Anfang 1944 nahmen die Bombardierungen auf unsere Großstadt Köln dermaßen überhand, dass wir sie nicht ertrugen; besonders Mihai hielt es nicht aus. Er wurde lungenkrank und in eine Heilstätte geschickt. Leidlich wieder hergestellt und nach Hause zurückgekommen, wurde er nach erneuten Bombardierungen im Keller unseres Hauses verschüttet. Körperlich und seelisch völlig zerrüttet, kam er im Rahmen der „Kinderlandverschickung“ privat zu einer Familie in ein Dorf bei Düren. Aber sein Zustand verschlimmerte sich sogar. Und so ließ Mutter, inzwischen ebenfalls physisch und psychisch angeschlagen, sich mit uns evakuieren, und zwar nach Schlesien in eine kleine Stadt zwischen Breslau und Brieg.

Wegen der „Lungengeschichte“, wie seine Krankheit damals genannt wurde, bekam Mihai Sonderzuteilungen von Lebensmittelmarken für Butter, Fleisch, Obst und Gemüse, nahm aber genau wie ich immer mehr ab, bis er zum „Strich in der Landschaft“ wurde. Unsere Mutter, seit jeher zu Übergewicht neigend, verlor kaum ein Pfund...

Zu erzählen, wie es uns in Schlesien erging, würde diesen Rahmen hier sprengen, und so beschränke ich mich auf unsere Flucht zurück nach Westen vor den anrückenden Russen, Anfang 1945. Es war schon

Artilleriebeschuss zu hören sowie Detonationen, die sich später als Ergebnis der Sprengung einer Neißerbrücke herausstellten.

„Es ist höchste Eisenbahn abzuhauen, erklärte eine von unseren Leidensgenossinnen aus dem Westen, aber Züge verkehren nicht mehr.“

Ein Militärfahrzeug sollte uns alle mitnehmen, aber es hatte außer Flüchtlingen Geräte und Waffen an Bord und war überfüllt. Mihai war schon eingestiegen. Ohne sich wehren zu können, wurde er, der, übertrieben ausgedrückt, nicht viel schwerer wog als ein Brot, wie ein solches über die Köpfe der Leute gehoben und nach draußen geschoben, wo ich ihn in die Arme schloss.

Mutter bedrängte den Leiter der Expedition, einen jungen Leutnant: „Geräte oder gar Waffen sind Ihnen wichtiger als Menschen?“

Der Leutnant wehrte sich nicht mit dem üblichen Hinweis, er hätte Befehl, sondern sagte: „Wir brauchen Funkgeräte und Waffen, um die uns anvertrauten Menschen zu schützen. Sicher hören Sie im Hintergrund unsere Geschütze gegen die Russen.“

Dann versprach er Mutter, wiederzukommen und alle Wartenden, fast ausschließlich Mütter mit Kindern, abzuholen.

Daraufhin fixierte sie ihn mit ihren strengen grau-grünen Augen, die nicht nur uns Kindern höchsten Respekt einflößten, und sagte in ihrer bestimmten, lauten Art: „Wenn Sie Ihr Versprechen, uns hier aus der Hölle zu befreien, nicht einlösen, dann verspreche ich Ihnen, dass Ihr Gewissen Ihnen Ihr Leben lang keine Sekunde Ruhe mehr gönnt.“

Mutters Nötigung half. Der Leutnant holte uns in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages wie vereinbart vor der Schule ab. Allerdings in einen Lazarettauto, das wir mit etlichen schwer verwundeten Soldaten teilen mussten...

Flucht nach Thüringen

Nach wochenlangen Irrfahrten, zeitweise auf großen Schlitten und Viehwagen erreichten wir ein Dorf in Thüringen, der zweiten Station unserer Evakuierung; eine Kollegin von Mutter hatte es hier hin verschlagen

und uns geraten, ihr zu folgen.

Innerhalb weniger Monate mussten wir zweimal umziehen, bevor wir im Sommer bei einem kleinen Bauernhof unterkamen. Der Mann der Bäuerin, die etwa so alt war wie Mutter, war wie die meisten Männer eingezogen. Mit Hilfe eines „Knechts und einer Magd“, für mich auch heute noch grässliche, sogar menschenverachtende Bezeichnungen, bewirtschaftete sie den Hof. Mein scheuer Bruder hatte auch hier Schwierigkeiten, sich einzugewöhnen und litt unsagbar unter Heimweh, noch mehr als in Schlesien.

Merkwürdigerweise sprach er oft von zwei Rhododendronbüschen in unserem Garten, einem großen und einem kleinen Busch, die gewissermaßen Schulter an Schulter standen.

Um Mihai auf humorvolle Weise abzulenken, fragte ich ihn, ob die Büsche Namen hätten.

Mihai antwortete ernst: „Der große Busch, das bist du, Milena, und der kleine, das bin ich.“

Wie so oft ließ ich mich auf seine Sichtweise ein und ergänzte: „Wenn wir zurückkommen, dann bist du größer als ich“ und setzte scherzhaft hinzu: „Das wirkt sich dann wohl auch auf das Wachstum der Büsche aus.“

Es gab wohl nichts, was Mihai aufheitern konnte, denn er antwortete leise: „Wer weiß, ob wir überhaupt zurückkommen“ und zog mich mit in seine niedergeschlagene Stimmung hinunter.

Am Tag, bevor wir unser Haus verließen, das Mutter heimlich einer Jüdin überließ, ohne zu ahnen, dass in der damaligen Zeit dieser Freundschaftsdienst für uns alle lebensbedrohend werden könnte, hatte es leicht geschneit. Der Schnee rieselte immer noch auf die Büsche, und es fiel meinem kleinen Bruder auf, worauf ich nicht geachtet hatte, dass die Knospen so deutlich entwickelt waren, als stünde der Frühling vor der Tür. Mihai sorgte sich, die Knospen würden erfrieren, aber Mutter beruhigte ihn, es sei alles normal, wie auch im Botanischen Garten zu besichtigen. Mir flüsterte sie zu: „Was der Junge sich für Gedanken macht, unfassbar...“

Ich kniff die Lippen zusammen. Wie immer stand ich auf der Seite meines kleinen Bruders.

Auch in Schlesien und Thüringen ließ ihn das Schicksal der Büsche nicht los, als wären es Menschen, die wir zurückgelassen hätten, so dass er immer wieder von ihnen sprach. Als er vor der Flucht aus Schlesien schon in dem Militärfahrzeug steckte, musste ich daran denken, was er vor der Evakuierung gesagt hatte: „Wer weiß, ob wir zurückkommen.“ Und mich durchfuhr ein eisiger Schreck, wir würden getrennt. Umso glücklicher war ich, als er wieder aus dem Fahrzeug expediert wurde...

Ich fühlte mich auf dem Bauernhof in Thüringen wohl, zumal die Bäuerin eine Tochter hatte im gleichen Alter wie ich: zwölf Jahr jung, und da Anne auf Anhieb meinen Bruder ins Herz schloss, taute er allmählich auf.

Zugelaufen

Eines Tages kam er mit einem Kaninchen an. Es war ihm auf der Straße nachgelaufen wie ein kleiner Hund. Obwohl es braunes Fell hatte, glich es dem Kaninchen, das Vater vor etlicher Zeit aus dem Zylinder gezaubert hatte. Da die Halterin des Kaninchens nicht auszumachen war, erlaubten Mutter und die Bäuerin meinem Bruder, das Kaninchen, dem er den Namen Hansi gab, zu behalten, zumal eines der zahlreichen Kaninchenställe leer stand. Voraussetzung für die Erlaubnis: dass Mihai selber für Futter sorgte und den Stall „ausmistete“, wie sich Edda, die hübsche Bäuerin, mit der sich unsere heikle Mutter blendend verstand, ausdrückte.

Mihai und ich holten von den Wiesen außerhalb des Dorfes so viel Löwenzahn und Klee, dass es für sämtliche Kaninchen des Hofes reichte, und alle waren voll des Lobes für meinen Bruder, den ich noch nie so unbeschwert erlebt hatte wie im Sommer 1945, zumal inzwischen der Krieg zu Ende war.

Zunächst waren die Amerikaner einmarschiert, bis an die Zähne bewaffnet. Die Stahlhelme tief in die Stirn gezogen, stürmten sie in die Häuser der Keller, ihre entschicherten Gewehre im Anschlag auf Greise, Frauen und Kinder, die sich zu Tode verängstigt aneinander schmiegt und gegen die Wände drängten. Aber das war nur der erste Eindruck von den Amerikanern, die wohl ihrerseits Angst hatten, sogar vor deutschen Zivilisten.

Nachdem sie sich akklimatisiert hatten, wurden sie so zugänglich, vornehmlich bei Kindern, dass sie ihnen Süßigkeiten schenkten. Etliche Zeit später wurden sie von den Russen abgelöst, die lachend, lärmend und mit Taschentüchern und halb geleerten Wodkaflaschen winkend auf Lastkraftwagen Einzug hielten.

Mein Großvater, ein Ingenieur, war im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von seiner Firma zur Kaspischen-Schwarzmeer-Gesellschaft in Baku abgeordnet worden und hatte Frau und Kinder mitgenommen; nach Ausbruch des ersten Weltkriegs wurden sie nach Sibirien interniert. Mutter war also mit ihren Geschwistern in Russland, das sich nach der Oktoberrevolution 1917 in die Sowjetunion verwandelt hatte, aufgewachsen. Seit dem beherrschte sie die russische Sprache in Wort und Schrift, und so erhielt sie eine Anstellung als Dolmetscherin beim russischen Stadtkommandanten der nächstgelegenen Thüringischen Kreisstadt. Gleichzeitig fungierte sie als Gesellschafterin von dessen Ehefrau. Aber Vorteile hatten wir keine. Besonders unter den Evakuierten herrschte Schmalhans Küchenmeister.

Die Schule war während der Übergangszeit monatelang geschlossen. Wir Kinder mussten auf den Feldern von Großbauern arbeiten, wo wir noch während der letzten Kriegsmonate von Tieffliegern beschossen worden waren. Entlohnt wurden wir mit Naturalien wie Kartoffeln und Steckrüben. Aus Sauerampfer, den wir am Wiesenrand ausrissen, bereitete Mutter Salat und Gemüse, aber unsere Anstrengungen reichten nicht, um satt zu werden, zumal es zum Frühstück nur trockenes Brot gab, allenfalls mit Marmelade, dazu Kaffee-Ersatz. Was angeblich auch für die Familie unserer Wirtin galt, obwohl sie Bäuerin war. Die genauen

Hintergründe habe ich nie erfahren, aber auch nie hinterfragt...

Eines Tages tauchte das Gerücht auf, in der Gegend sei eine junge deutsche Frau von einem russischen Soldaten vergewaltigt worden. Als Mutter abends von ihrem Dienst heimkam, wurde sie von Edda gefragt, ob sie genaueres wüsste.

Das Gerücht beruhte auf Tatsachen; aber die Vergewaltigung war in einer anderen Stadt passiert. Trotzdem hatte Mutters Arbeitgeber die ihm unmittelbar Untergeordneten sowie die Soldaten antreten lassen und eine flammende Rede gehalten. Tenor dieser Rede: „Wer unter meinem Kommando einem Mädchen oder einer Frau auch nur ein Haar krümmt, der wird standrechtlich erschossen.“

Mutter war tief beeindruckt, und tatsächlich hat die Ansprache des Stadtkommandanten gefruchtet...

Das Kaninchen Hansi war bei meinem Bruder so zutraulich, dass es ihm wie ein Haustier hinterherlief, so bald es aus dem Stall hoppelte. Was dazu führte, dass wir Hansi mitnahmen, bei Radtouren oder in einem kleinen Bolderwagen, in dem wir auch das Grünfutter transportierten.

Den Fotoapparat, der inzwischen in den Besitz meiner Freundin Hella übergegangen ist, hatte ich oft dabei und fotografierte meinen Bruder und Hansi, wenn sie auf den Wiesen tollten. Etliche Male war auch unsere gemeinsame Freundin Anne dabei. Eines der Fotos löste Heiterkeit aus. Es zeigte Mihai auf einer Waldlichtung, im Schatten einer Rotbuche schlafend, das ebenfalls schlafende Kaninchen im Arm... Anders als ich war Anne körperlich und auch geistig schon eine richtige kleine Frau. Es wurde gemunkelt, sie ginge mit einem älteren Jungen oder gar mit einem Amerikaner. Jedenfalls hatte sie manchmal Süßigkeiten ergattert, die sie mit uns wie eine Schwester teilte.

Da Anne und Mihai oft die Köpfe zusammensteckten und manches ausheckten, wollte ich ihn aushorchen, nicht zuletzt aus schwesterlicher Eifersucht, und so fragte ich ihn: „Stimmt es, dass Anne mit einem Ami geht?“

Mihai antwortete grinsend: „Dann wären wir ja Zuhälter, indem wir das hier annehmen. – Aber sie maggelt mit den Amis.“

Was darunter zu verstehen war, das wollte er nicht sagen und schob mir, bevor ich ihn mit weiteren Fragen löchern konnte, einen Riegel Schokolade in den vor Erstaunen weit offen stehenden Mund, und sich selbst genehmigte er einen Chewing Gum. Und so lernte ich mir bisher unbekannte Seiten meines Bruders kennen: Verschwiegenheit und hintergründigen Humor, den er wohl hier entwickelt hatte, weil er sich mit Unterstützung von Anne trotz ausländischer Besetzung freier fühlte als bisher...

Sie las viel und lieh mir Bücher. Unter ihrem Einfluss wagte sich auch Mihai an Literatur, die sein bisheriges Niveau in den Schatten stellte, wie die Erzählungen „Kleider machen Leute“, „Pole Poppenspärer“ und „Der Schimmelreiter“.

Eines Tages entdeckte ich Mihai auf einer Bank vor der Kirche; gegenüber plätscherte der Utenbach, an dessen Ufer eine Trauerweide ihren Kopf hängen ließ, so dass ihre Zweige, die wie grüne Haare aussahen, im Wasser hingen. In dieser Atmosphäre las Mihai Goethes „Werther“. Wir unterhielten uns später mit Anne über diese Liebestragödie, und ich merkte völlig überrascht, dass Mihai nicht die geringsten Verständnisschwierigkeiten hatte, sondern sich sogar mit Werther identifizierte. Da gesellten sich zu meiner Liebe sogar Hochachtung, aber auch Gewissensbisse, weil ich ihn wohl wegen seiner Scheu unterschätzt hatte...

Der Tanz der Salomé

Eines Abends zelebrierte Anne zu den aus dem Grammophon dringenden Klängen der gleichnamigen Oper von Richard Strauß den Tanz der Salomé. Woher auch immer, jedenfalls besaß Anne sieben durchsichtige, farbige Tücher, die sie während ihres Phantasietanzes ablegte, wobei sie sich so graziös im Rhythmus der Musik bewegte wie eine Balletttänzerin. Das konnte ihr keiner beigebracht haben; es war Begabung,

und auch Mihai war so begeistert, dass er enthusiastisch Beifall klatschte. Das einzige, was wir zum Finale von ihrem entblößten Körper erhaschen konnten, war ein Blick auf die Knospen ihrer mädchenhaften Brüste.

Ihre Darbietung unterstrich das Vertrauen, das sie in uns setzte, nichts weiter zu tratschen, und so schien sich zwischen uns eine Freundschaft fürs Leben anzubahnen, zumal wir Tag und Nacht zusammenhingen wie die Kletten.

Zwischen Anne und Mihai schien sich noch mehr anzubahnen.

Als wir eines Nachmittags Hand in Hand über eine Wiese spazierten, nannte sie Mihai „meinen Mann“, trotz des Altersunterschiedes, der sich zwischen zwölf und neun Jahren üblicher Weise noch stark bemerkbar macht. Mihai war keine Spur verlegen und wandte nur ein: „Eigentlich wollte ich Milena heiraten“, und somit erstickte er sofort meine mal wieder aufflammende Eifersucht. Um keine Antwort verlegen entgegenete Anne: „Na und? Dann heiratest du uns eben beide.“

Wir lachten alle drei, womit sich die für mich peinliche Situation auflöste. Und es machte Anne auch nichts aus, dass ihr „Verlobter“ im Gegensatz zu uns Mädchen es nicht wagte, auf Bäume zu klettern, sich wie ein Pascha mit von uns stiebitzten Äpfeln, Birnen und Kirschen verwöhnen ließ und so wenig Geschick offenbarte, dass Anne sogar ihres Vaters Fahrrad aufpumpen musste, das sie ihm überlassen hatte...

Herbststimmung

Sommer und Herbst flogen dahin wie Vögel im Wind. Der November rauschte heran und somit die Zeit des Schlachtens.

Mihai fragte sorgenvoll: „Die werden doch wohl meinem Hansi nichts antun?“

Anne beruhigte ihn: „Quatsch, Hansi gehört doch zu uns. Und wenn wir nicht so viel Futter angeschleppt hätten, gäbe es keine Kaninchen zum schlachten.“

Aber nach dem Gehabe der Erwachsenen machten auch wir Mädchen

uns so große Sorgen, dass wir uns vergewissern wollten.

Nachdem wir tagelang herumgedrückt hatten und auch unsere Mütter sich um unmissverständliche Antworten gedrückt oder sich mit Sprüchen aus der Affäre gezogen hatten, wie: „Kommt Zeit, kommt Rat...“, sagte der „Knecht“ die Wahrheit: „Ja, auch Euer Hansi ist reif.“ Diese Nachricht schmetterte uns zu Boden, aber dann richteten wir uns gegenseitig wieder auf und schafften Raum für klare Überlegungen. Die Entscheidung, wie mit Hansi verfahren würde, musste unserer Ansicht nach meine Mutter fällen; Hansi hatte ja mit dem Hof nur in so weit zu tun, als er Nachbar seiner Artgenossen war und Gastrecht genoss, wie wir. Aber es half kein Bitten und Betteln. Mutter blieb unnachsichtig und versuchte sogar, ihre Hände in Unschuld zu waschen, indem sie behauptete, nicht sie sei für die Entscheidung zuständig, sondern die Verhältnisse. Und auch Anne, auf der unsere letzten Hoffnungen ruhten, konnte nichts ausrichten; die Erwachsenen waren nicht umzustimmen.

Am stärksten war Mihai getroffen. Er konnte nicht mehr schlafen und sprach nur noch das Nötigste. Als er sich nach jeder Mahlzeit erbrach, ging ich mit ihm zu einer Ärztin, obwohl mir klar war, dass sich sein Magen verschloss, weil seine Seele verweigerte. Auch die Ärztin erkannte das schnell, hatte aber genau so schnell ein Argument bei der Hand, dass die Schlächter stützte: „Kaninchen sind nur Nutztiere, wie Enten und Gänse, die ja auch bald drankommen.“

Mihai war leichenblass und schwieg. Mein kläglich heraus gewürgtes Argument: „Hansi ist kein Nutztier, sondern unser Freund“, tat die Ärztin mit einer wegwerfenden Handbewegung ab.

Anne und ich konnten die Gleichgültigkeit, von der alle Erwachsenen in dieser Frage befallen zu sein schienen wie von einer schweren Krankheit, nicht fassen und hatten um meinen kleinen Bruder schlimmste Befürchtungen, zumal er von der Magd sogar noch am Abend vor der „Hinrichtung“ gequält wurde: „Freu dich und halt dich bereit. Morgen ist es soweit. Da wird Schlachtfest gefeiert. Du darfst sogar zusehen und den Braten mitessen!“

Anne stopfte ihr den Mund mit einem Spüllappen, aber Mihai rannte aus der Küche.

Am nächsten Morgen herrschte helle Aufregung, nicht, weil es nachts heftig geschneit hatte. Offenbar witterten die Tiere, was ihnen bevorstand. Dann griff die Aufregung auf uns Menschen über. Mein Bruder und Hansi waren verschwunden.

Zunächst suchten wir den Bauernhof ab, vor allem die Scheune, wo wir oft gespielt hatten. Vielleicht hatten sich die beiden im Heu versteckt. Aber keine Spur. Dann suchten wir außerhalb des Hofes. Schließlich dehnten wir die Suche auf das gesamte Dorf aus. Vergeblich.

Eine verschneite Lichtung im Wald

Anne und ich bekamen den Auftrag zu überlegen, wo sich Mihai sonst aufhalten könnte. Freunde hatte er außer uns keine, und auch die verschneiten Wiesen und die vielen inzwischen kahlen Obstbäume, unterhalb derer der Utenbach plätscherte, boten kein Versteck. Da kam mir die Lichtung im Wald in den Sinn. Anne und ich stürmten dahin und sahen die beiden regungslos im Schnee liegen: meinen Bruder und seinen kleinen Freund...

Meine Mutter war wie versteinert, und auch ich brachte kein einziges Wort über die Lippen, zumal ich mir heftigste Vorwürfe machte, den Zustand meines Bruders nicht in voller Tragweite erkannt und nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt zu haben, um Hansis Leben zu retten und damit auch das Leben meines Bruders. Die meisten Erwachsenen, angeblich durch den Krieg abgehärtet, reagierten wie Eisklötze in der Antarktis.

Nur Anne ging aus sich heraus. Sie schluchzte hemmungslos, schlug mit den Fäusten auf ihre Mutter ein und schrie: „Was die Bomben im Krieg nicht geschafft haben, das hast du geschafft: du Doppelmörderin!“ Noch jemand schluchzte laut, merkwürdiger Weise die Magd, die Mihai so übel mitgespielt hatte. Vermutlich wurde sie von Gewissensbissen geplagt, aber Anne beschimpfte sie als Heuchlerin...

Während der nächsten Wochen wechselte Anne kaum ein Wort und wurde noch kränker, als Mihai es gewesen war, und sie magerte völlig ab. Alle nahmen an, dies sei auch bei ihr seelisch bedingt. Dann stellte die Ärztin fest, dass Anne von einem Bandwurm befallen war. Ich sah darin einen Zusammenhang; Anne hatte wohl keine innere Kraft, sich gegen den Angriff des riesigen Wurms zu wehren, und ich schämte mich, zumindest körperlich gesund zu sein...

Kurz darauf überschlugen sich die Ereignisse, privat wie politisch. Mutter war eine „Seelenverwandtschaft“ mit einem russischen Offizier eingegangen, den sie bei dem Stadtkommandanten und dessen Frau kennen gelernt hatte. Von diesem Mann, der tragischerweise so ähnlich hieß wie mein Bruder, nämlich Micha, erfuhr sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass ihr „Arbeitgeber“ abberufen und nach Moskau zurückbeordert wurde. Er hatte sich so an die Dienste meiner Mutter gewöhnt und seine Frau an Mutters Gesellschaft, dass sie uns mitnehmen wollten. Wir wussten, was das nach sich zog: Wir würden die Heimat wohl nie wieder sehen, und so flüchteten wir in einer Nacht- und Nebelaktion mit dem Zug weiter nach Westen Richtung Rheinland.

Auf dem Bahnhof brach Anne wieder in Tränen aus, und ich Stiesel hatte mich innerlich immer noch so verbarrikadiert, dass ich fragte: „Warum weinst du denn!“ Als läge es nicht auf der Hand und als sei mir nicht selber zum Heulen zumute gewesen!

Anne antwortete völlig entgeistert: „Ich hätte nie gedacht, dass du so kalt sein kannst“ und verließ mit hängenden Schultern den Bahnhof, während Mutter und ich in den Zug stiegen.

Seltsamer Weise gab Mutter keinen Kommentar, auch später nicht, vielleicht, weil sie selber hinter einer Mauer scheinbarer Fühllosigkeit zu überleben versuchte.

Nachdem sich meine seelischen Wogen geglättet hatten, versuchte ich, mir Rechenschaft über mein Verhalten abzulegen. Gründe für meine Verslossenheit gab es mehrere, wobei ich die Erfahrung machte, dass der Spruch nicht zutrifft, zumindest nicht auf mich, wonach die Zeit alle Wunden heilt. Ungebrochene Trauer um den Tod meines toten Bruders und seines kleinen Freundes Hansi und Angst vor der Deportation in die Sowjetunion. Dazu ständig schwelendes Heimweh. Dahinter verblasste kurzfristig der Abschiedsschmerz, der später desto heftiger aufflammte und dann über Jahrzehnte hinweg schwelte bis zum heutigen Tag.

Nach der Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland bin ich mit meinem Mann nach Thüringen gefahren und habe Anne und ihre Mutter ausfindig gemacht. Der aus der Kriegsgefangenschaft krank heimgekommene Vater von Anne war inzwischen gestorben und die Mutter in einem Seniorenheim untergebracht. Anne wohnte mit ihrem Mann in der Kreisstadt, aber ich war so befangen, trotz des Beistandes meines Mannes, dass ich es nicht fertig brachte, mit Anne oder ihrer Mutter, die inzwischen wohl auch nicht mehr lebt, Verbindung aufzunehmen, und so haben wir uns nicht wieder gesehen. Bei meiner Mutter vermied ich das Thema, aus Gründen, die später beleuchtet werden. Unsere Mütter haben bis Ende der siebziger Jahre korrespondiert! In keinem Brief von Edda stand ein Gruß von Anne an mich. Ob Mutter meine Grüße an Anne ausgerichtet hat, das weiß ich nicht. Mutter gab mir keinen Brief zu lesen. Warum ich nicht danach fragte, kann ich mir nicht erklären. Meine Briefe an Anne blieben unbeantwortet, und ich war wohl mindestens so traurig wie sie, als ich ihren Abschiedsschmerz nach außen hin nicht erwidern konnte.

Später hielt ich es für möglich, dass meine oder (und) unsere Briefe abgefangen worden waren, vielleicht, um uns die Trennung nicht noch

schwerer zu machen: Argumente von Hella, die mir nicht einleuchten. Aber im Laufe des Lebens bin ich so oft Opfer von Unterstellungen geworden, dass ich nicht mit gleicher Münze heimzahlen möchte. Und zu klären ist die vertrackte Situation nicht mehr. Ich habe nie wieder eine Freundin gehabt, zu der ich eine so starke Verbundenheit empfunden hätte wie zu Anne, nicht zuletzt, weil Mihai uns verband, auch über seinen Tod hinaus...

Rückkehr in die Heimat

Nach langen Irrfahrten überquerten Mutter und ich am ersten Dezember 1945 mit dem Zug die Hohenzollernbrücke von Köln-Deutz bis zum Hauptbahnhof.

Nachdem wir uns mal wieder stundenlang angeschwiegen hatten, sagte ich zu meiner völlig überraschten Mutter, weil ich doch noch „den Mund aufkriegte“: „Hoffentlich stehen die beiden noch.“

So, als hätte ich sie losgeschickt, verließ sie das Abteil, stellte sich an ein Fenster und steckte die Nase in den Wind. Plötzlich drehte sie sich nach mir um und rief: „Komm schnell!“ In einem Tonfall, als hätte sie eine Weltsensation erblickt.

Meine Neugier hatte ich mir bewahrt. So stellte ich mich neben Mutter und wusste nun, worauf sie hinauswollte. Auf die beiden Domtürme. Sie standen tatsächlich noch, und auch ich war froh. Aber ich hatte etwas anderes gemeint.

Eine Stunde später betrat ich mit Mutter und heftig klopfendem Herzen durch die knarrende kleine Pforte unseren Garten. Das Haus hatte keinen Schaden erlitten, zumindest nicht äußerlich; das hatten wir schon von weitem gesehen.

Als ich auf das Haus zuing und den Kopf wandte, krampften sich nicht nur meine Hände zusammen, sondern auch mein Herz. Der große Rhododendronbusch war noch höher gewachsen und zeigte trotz der winterlichen Kälte pralle Knospen. Sein kleiner Bruder hatte nicht überlebt und war verdorrt, und ich war nicht fähig, Mutter auch nur anzusehen...

Ein verhängnisvolles Weihnachtsgeschenk

Weihnachten stand vor der Tür. Während der gesamten Adventszeit hatte ich überlegt, welches Geschenk für Mutter angemessen sei. Ein Jahr zuvor, noch in Schlesien, hatte ich für sie zwei Deckchen gehäkelt, und Mihai hatte ihr zwei Kristallschalen geschenkt: aus dem Haushaltswarengeschäft der Familie, bei der wir am Marktplatz gegenüber dem Rathaus einquartiert waren. Mihai hatte die Schalen als Gegenleistung für etliche Tage Arbeit im Geschäft erhalten...

Heiligabend war ich gespannt auf das Gesicht von Mutter, wenn sie mein Geschenk aus dem Papier wickeln würde. Aber es kam etwas dazwischen. Mutter, die sich alleine im Wohnzimmer zu schaffen machte, konnte die Zeit der Bescherung nicht abwarten und betastete einige Geschenkpackchen, um sie auf ihren mutmaßlichen Inhalt hin abzuklopfen.

Aus dem Wohnzimmer drang plötzlich ein lauter Schrei und dann ein dumpfer Fall. Auch meine Tanten und Onkel hatten es gehört und liefen herbei. Ich riss die Tür auf und sah Mutter am Boden liegen: mit verzerrtem Gesicht und verrenkten Händen, denen mein Geschenk entfallen war.

Mein Geschenk bestand aus einem Foto, das ich in der Waldlichtung in Thüringen aufgenommen hatte. Es zeigte meinen toten Bruder im Schnee, im Arm seinen ebenfalls toten Freund Hansi...

Mutter hatte alle Symptome eines Schlaganfalls, im Alter von erst

vierundvierzig Jahren, aber die Lähmungen ihres Gesichts, ihrer Sprache und ihrer linken Hand waren seelischer Natur. Was ich verbrochen hatte, war die schlimmste Gemeinheit und Niedertracht meines noch jungen Lebens. Auf gewisse Weise war es schlimmer als das, was Mutter meinem Bruder angetan hatte, auch wenn es ihm das Leben gekostet hatte. Mutter war unbedacht vorgegangen, aber ich wollte sie in den Abgründen ihrer Seele treffen, verschlagen und heimtückisch. Und ich konnte es nicht wieder gut machen. Das einzige, was mir blieb: der Schwur, niemanden mehr absichtlich zu verletzen, und auch diesen Schwur habe ich dann und wann gebrochen...

Im Laufe der Jahre wurde Mutter wieder leidlich gesund. Sie konnte wieder sprechen und ihre linke Hand bewegen. Aber wenn sie sich aufregte, zitterte ihre linke Hand so stark, dass Mutter sie mit der rechten festhalten musste, so dass ich immer wieder daran erinnert wurde, was ich getan hatte.

Auch die Vorwürfe, die ich glaubte, gegen sie erheben zu dürfen, habe ich revidiert. So sehr Mihai und ich unter ihrer resoluten Art gelitten haben: Ohne sie hätten wir den Krieg nicht überlebt. Das beweist der Umstand, wie sie in Schlesien mit dem jungen Leutnant umgesprungen ist. Ohne ihre Nötigung hätte er vielleicht nicht das Wagnis auf sich genommen zurückzukommen, um uns Zivilpersonen in Sicherheit zu bringen. Und so haben Mutter und ich Frieden geschlossen, so dass sie in Ruhe sterben konnte...

Das neue Jahrtausend im Spiegel des Tausendjährigen Reichs

Nachdem ich meine berufliche Laufbahn als Sonderschullehrerin abgeschlossen hatte, haben mich die damaligen Ereignisse wieder so bedrängt, dass ich das Gespräch mit einer Psychologin suchte. Als ich auf meinen Bruder Mihai und dessen Kaninchen Hansi zu sprechen kam, sagte sie in scharfem Tonfall:

„Hat man euch damals nicht beigebracht, dass Kinder Erwachsenen bedingungslos zu gehorchen haben? Und wie wichtig es für Erwachsene

ist, Fleisch zu essen? Besonders in einer so schwierigen Versorgungslage wie in einem Krieg?“

Ich war so bestürzt, dass ich mich in Ironie flüchtete: „Auch auf Kosten eines kleinen, unterernährten, herz- und lungenkranken Kindes? Um das eigene Übergewicht zu halten?“

Sie ging über meine Herausforderung hinweg und fuhr mit ihrer Gangart fort: „Im übrigen sind Kaninchen nur Nutztiere, wie Hühner, Enten und Gänse, deren Schicksal es ist, geschlachtet zu werden.“

Die Psychologin benutzte also das gleiche Argument wie die NS-Ärztin vor fünfzig Jahren. Und ich antwortete ebenfalls wie damals: „Hansi war unser Freund.“ Dann fügte ich hinzu: „Das Kaninchen ist meinem Bruder nachgelaufen und hat sich somit unter seinen Schutz gestellt. Daher fühlte sich mein Bruder so für Hansis Leben verantwortlich, dass er sein eigenes Leben für ihn in die Waagschale warf. Können Sie als Psychologin diesen moralischen Gesichtspunkt nicht nachvollziehen?“ Sie antwortete ungerührt: „Begriffe wie Schuld, Moral oder Verantwortung haben in der Psychologie nichts verloren. Der Psychologe trägt wie jeder andere Mensch Verantwortung nur für sich selbst...“

Die damalige NS-Ärztin und die heutige Verhaltenstherapeutin lagen also auf der gleichen Wellenlänge, die Therapeutin war sogar noch reaktionärer. Was die Kleidung anging, unterschieden sie sich jedoch gewaltig. Die NS-Ärztin aus dem „Tausendjährigen Reich“ trug einen weißen Kittel; die Psychologin aus den Anfängen des neuen Jahrtausends trat in schwarzer Lederkleidung auf, mit Henna durchwirkten Haaren und in voller Kriegsbemalung.

Sicher war die Therapeutin nicht repräsentativ für ihren Berufsstand. Aber für mich stand fest, dass ein Mensch meines Zuschnitts bei diesen Leuten, mit denen ich mehrfach unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, nichts zuträgliches findet, und so ging ich meiner Wege...

Ein Loch im Rhein

Meine Hoffnung, nachdem ich ins Elternhaus zurückgekehrt war, würde ich in irgendeiner Schublade Fotos finden, auf denen ich mit Mihai zu sehen war, trog. Dann wurde mir klar, warum. Fast ausschließlich war ich es gewesen, die Mihai, der sich nicht gerne auf Fotos verewigen ließ, vor die Linse lockte, mit dem damals üblichen, heuchlerischen Versprechen: „Wenn es Klick macht, kommt ein Vögelchen zum Vorschein.“ Schließlich entdeckte ich doch noch ein Foto, sogar ein besonders stimmungsvolles und erinnerungsträchtiges, in einem Umschlag, mit einem Brief, der irrtümlich nicht an eine Tante abgeschickt worden und später vergessen worden war.

Im Vordergrund des Fotos war Mihai als Vierjähriger zu sehen mit mir als Siebenjähriger, Hand in Hand. Ininigem Abstand hinter uns folgte Mutter, in einem grauen Kostüm mit künstlicher dunkler Blume am Revers und mit einem abenteuerlichen, damals hochmodernen Gebilde auf dem Kopf, das einen Hut vorstellte. Mutter ging zwischen Onkeln, Tanten und sonstigen Verwandten. Unsere Kusinen und Cousins waren nicht dabei.

Ich fragte mich, wo Vater war. An der Front? Oder gar in einem Lazarett? Nein, ich erinnerte mich genau; er war bei diesem Spaziergang am linken Rheinufer dabei. Vermutlich hatte er das Foto geschossen.

Links floss der Rhein, rechts stand die Bastei, ein altes Bastionsgebäude, das heute wie damals als Restauration geführt wird. Rechts im Hintergrund erhob sich der Dom mit seinen beiden schlanken hohen unverwechselbaren Türmen. Am Himmel war ein Flugzeug zu erkennen, sogar der Kondensstreifen. Auch die Leser werden später etwas erkennen, nämlich, warum ich das Foto so ausführlich beschrieben habe.

Nachdem dieses Foto und wohl noch andere, inzwischen verlegte oder verlorene, Fotos gemacht worden waren, wanderten wir weiter am Rheinufer entlang in nördlicher Richtung. Dann stiegen wir die Steinstufen einer Treppe hinauf bis zur Rheinuferstraße, überquerten sie und kehrten in Wattlers Fischerhaus ein, das immer noch existiert,

im Dunstkreis der Zoobrücke, heute als Pizzeria.

Neben Wattlers Fischerhaus breitete sich ein Gartencafé aus. Während unsere Familie an zwei zusammengestellten Tischen saß, Kuchen aß und Kaffee oder Tee trank, erklang plötzlich das Tuten eines Rheindampfers, über dem wiederum ein Flugzeug seine Bahn zog; es herrschte 1940 ja Krieg.

Plötzlich fragte Klein-Mihai in seiner konzentrierten Art und mit tiefer Stimme, die Aufmerksamkeit auf sich lenkte:

„Wenn ein Schiff von einem Flieger getroffen wird und untergeht, bleibt dann im Rhein ein Loch?“

Diese Frage war scheinbar so naiv, dass sie eine Lachsalve auslöste. Mutter lächelte milder und nachsichtig. Ich kniff wütend die Lippen zusammen. Ein Kind auszulachen, das war der Gipfel der Gemeinheit. Vater sagte etwas, das sich in meinem Gedächtnis eingenistet hat, zumal es sich ungewollt reimte: „Dass Ihr Schlaumeier – bis auf Milena – alle lacht, das ist völlig unangebracht. Mein Junge hat bestimmt nicht gemeint, im Wasser bliebe für alle Zeiten ein Loch.“

Ich drückte ihm verstohlen die Hand, während die Gemaßregelten un-gerührt ihren Gesprächsfaden wieder aufnahmen.

Mihai schien das alles nicht zu berühren, vielleicht hatte er es auch nicht mitbekommen. Jedenfalls stand er auf und tollte im Garten herum, nun seinerseits von Mutter gemaßregelt. Nach Diphtherie und Windpocken hatte Mihais Herz so gelitten („etwas abgekriegt“, wie Mutter es umschrieb), dass er sich ruhig verhalten sollte.

Mit Vater im Rücken versuchte er jetzt trotzig, eine Vereinbarung mit Mutter zu treffen: „Ich komme erst wieder an den Tisch, wenn ich malen darf.“

Natürlich hatten wir keine entsprechenden Utensilien dabei.

Die Kellnerin, die Mihai ein frisches Glas Kinderbier brachte, eine Mischung aus Mineralwasser und Himbeersaft, sagte zu ihm:

„Wenn du magst, dann bringe ich dir einen großen Bogen Papier und Buntstifte.“

Mihai war Feuer und Flamme. Um sich ausbreiten zu können, hockte

er sich an einen leeren Nebentisch und malte, was seine Phantasie hergab. Als eine der Tanten einen Blick auf sein Werk werfen wollte, wehrte er energisch ab. Vielleicht hatte ihn das Gelächter doch getroffen. Nachdem er sein Bild beendet hatte, ging die Kellnerin auf ihn zu, warf ihrerseits einen Blick auf das inzwischen bunte weiße Blatt, und es entfuhr ihr: „Donnerwetter! Du bist ja schon ein richtiger kleiner Künstler!“

In ihrem Tonfall schwang so viel echte Hochachtung mit, zumindest in meinen Ohren, als sei meinem Herzblatt ein kleines Meisterwerk gelungen. Ob er es merkte, das konnte ich nicht beurteilen, aber mir, die immer noch darunter litt, dass er ausgelacht worden war, tat es gut. Mit einem triumphierenden Seitenblick auf unsere Tischgesellschaft sagte Mihai zu der Kellnerin: „Du bist nett. Das schenke ich dir.“ Dann schob er ihr das Blatt zu. Also war die symbolische Ohrfeige an ihm nicht spurlos vorübergegangen.

Die Kellnerin sah unsicher zu uns herüber, und mein Vater ermutigte sie: „Nehmen Sie ruhig. Der Kleine ist großzügiger als die meisten Erwachsenen.“ Woraufhin die Kellnerin meinem Mihai übers borstige Haar strich, sich bedankte und mit dem Blatt und den Stiften verschwand.

Bis heute begreife ich nicht, warum ich nicht wenigstens einen Blick auf die Zeichnung geworfen habe, was später zu einer erheblichen Irritation führen sollte...

Sechzig Jahre später

Im Sommer 2001 wurde meine geistig noch sehr rege Mutter neunzig Jahre alt. An ihrem Geburtstag machten wir Arm in Arm einen Spaziergang durch den Botanischen Garten und den Zoo, für den sie seit Jahren eine Dauerkarte besaß. Außerdem hatte sie die Patenschaft über einen kleinen Pandabären übernommen.

Nach dem Zoobesuch wanderten wir langsam zum Rhein hinunter, unter der Seilbahn und der Auffahrt zur Zoobrücke hindurch zu

Wattlers Fischerhaus.

Jahrelang war es stillgelegt, inzwischen unter neuem Namen wieder bewirtschaftet, und wir setzten uns an einen Gartentisch. Wie von selbst ergab es sich, dass wir von alten Zeiten sprachen.

Als sich Mutter genüsslich ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte zu Gemüte führte, sagte sie, wie um sich zu entschuldigen: „Das brauche ich nicht zu beißen, es rutscht von selber runter.“

Ich konnte mir eine kleine Stichelei nicht verkneifen: „In den letzten Jahren hast du auch sonst den Biss verloren.“

Sie drohte mir mit dem Zeigefinger, aber es war nur eine Geste. Sie hatte sich tatsächlich stark verändert und war anders als früher, ohne von ihnen zu fordern, auf Menschen zugegangen, besonders auf Kinder. Kaum hatten wir jetzt darüber gesprochen, da trippelte ein kleiner Junge auf uns zu und sprach Mutter in einer Sprache an, die ich nicht verstand. Wie selbstverständlich antwortete Mutter ihm mit einem Schwall von Worten in seiner Sprache, die ich erst allmählich als türkisch identifizierte. Dass Mutter sich zumindest notdürftig in einigen Sprachen verständigen konnte, wusste ich. Aber dass sie auch türkisch sprach, dem Anschein nach fließend, überraschte mich.

Nachdem der Junge zu seinen Eltern zurückgelaufen war, erklärte sie: „In Baku, wo ich als junges Mädchen mit Eltern und Geschwistern einige Zeit gelebt habe, gab es auch viele Türken, und so habe ich von deren Kindern auf der Straße die Sprache gelernt wie russisch von den Russen...“

Meine Bewunderung mischte sich mit Unmut, und ich mäkelte: „Das hättest du mir sagen müssen, wie so manches andere, was du unter den Teppich gekehrt hast.“

Da antwortete sie in einem kläglichen Tonfall, den ich noch nie an ihr gehört hatte: „Warum bis du denn immer so streng mit mir? Ich liebe dich doch!“

Dieses Geständnis hatte sie mir noch nie gemacht, und ich war irritiert, aber auch so gerührt, dass ich sie ab jetzt pfleglicher behandelte...

Irgendwann ging ich ins Haus. Auf dem Weg zum „Stillen Örtchen“

sah ich an einer Wand etliche Kinderzeichnungen hängen und entdeckte hinter Glas eine besonders bunte Zeichnung, bei deren Anblick mir ein siedender Schauer über den Nacken rieselte, zumal die Zeichnung rechts unten mit einem kleinen grünen Hufeisen signiert war, dem Signum vom kleinen Mihai! Ich dachte: Wahnsinn! Die jeweiligen Inhaber vom Fischerhaus haben die Zeichnung also hängen lassen – über sechzig Jahre hinweg! Aber wieso ist sie mir nie aufgefallen? Und wäre Mihai am Leben geblieben und ein berühmter Maler geworden, dann wäre die kleine Zeichnung vermutlich unbezahlbar, zumindest eine Sensation. Für mich bedeutete sie jedenfalls als Erinnerung ein Vermögen.

Ich fragte Federico, den vorbeikommenden Kellner, ob ich die Zeichnung kurz mit in den Garten nehmen und meiner Begleiterin zeigen dürfe. Er schmunzelte und sagte in einem leichten italienischen Akzent: „Selbstverständlich, Gnädige Frau, es wird den Künstler freuen.“

Wie bei vielen betagten Menschen hatte Mutters Kurzzeitgedächtnis erheblich gelitten, aber ihr Langzeitgedächtnis war so intakt, dass sie sich sofort wieder wehmütig daran erinnerte, was damals passiert war, wenn auch nicht an die Zeichnung; wir hatten sie ja nicht gesehen. Auf den ersten Blick hin sah die Zeichnung aus, wie von dem Foto abgemalt, und ich verglich die Zeichnung mit dem Foto, das ich stets bei mir trug wie einen Siegelring: im Vordergrund, Hand in Hand, Mihai und ich, allerdings nur mit Strichen angedeutet; dahinter Mutter im Kostüm, eingerahmt von weiteren Strichmännchen und entsprechenden Frauen. Vorne rechts die Bastei, kurz dahinter der Dom, diese Gebäude, wenn auch wiederum nur mit Strichen, relativ anschaulich. Auch das Flugzeug am Himmel war zu sehen, aber kein Kondensstreifen: es klinkte etwas aus; kein Zweifel, was das sein sollte: Bomben. Und die Bomben trafen ein Schiff mitten auf dem Rhein.

Plötzlich kam Beate zu uns an den Tisch, eine junge Studentin, die hier in Stoßzeiten aushalf und auf einen Sprung vorbeigekommen war. Wir hatten uns mehrfach miteinander unterhalten. Jetzt sagte sie zu mir, wobei sie auf die Zeichnung deutete: „Federico hat mir erzählt, dass

Sie sich die Zeichnung kurz ausgeliehen haben. Interessant von der Hand eines kleinen Kindes, nicht wahr? Dahinter verbirgt sich auch eine interessante Geschichte. Wenn Sie und Ihre Mutter Appetit haben, tische ich sie gerne auf.“

Natürlich waren wir gespannt darauf, was Beate davon zu wissen glaubte. Um sie nicht zu irritieren, steckte ich das Foto heimlich weg, während sie bereits erzählte: „In den vierziger Jahren hat meine Großmutter als junge Frau hier serviert – ich mache das also schon aus Tradition in der dritten Familiengeneration – und Großmutter hat mir folgendes erzählt: Irgendwann im Sommer des zweiten Kriegsjahres 1940 hat sich eine große Familie an zwei Tischen hier niedergelassen. Es war aber nur ein kleines Kind dabei: ein etwa vier- bis fünfjähriger Junge. Plötzlich fragte der Kleine so laut und deutlich, dass meine Großmutter es am Nebentisch mitbekam, wo sie gerade kassierte: „Wenn ein Schiff untergeht, bleibt dann ein Loch im Rhein...?“

Trotz des warmen Wetters bekam ich eine Gänsehaut auf den Armen, und ich sah, wie Mutters linke Hand zitterte, während Beate in ihren Erinnerungen schwelgte: „Alle haben gelacht, bis auf den Vater und die große Schwester des Jungen...“

Beate erzählte nun nahezu haarklein, was wir natürlich wussten, woraufhin Mutters linke Hand so stark zitterte, dass sie diese mit der rechten festhalten musste.

Irgendwann fragte ich, vor Spannung fast berstend, was sie als Außenstehende an dieser Geschichte faszinieren würde.

Da antwortete sie: „Der Kleine, ich glaube, er hatte einen tschechischen Vornamen, Mihail oder so ähnlich. Das war zu dieser Zeit noch kein Stein des Anstoßes im Hitlerregime... also, er hat zeichnerisch das umgesetzt, was er noch nicht in Worte kleiden konnte. – Sehen Sie hier das Schiff auf der Zeichnung, mitten auf dem Rhein. Es wird aus einem Flugzeug bombardiert und geht unter. Aber nicht wie die Titanic, die sich auf die Seite legte, nachdem sie von einem Eisberg aufgeschlitzt worden war. Der Bug des Rheindampfers frisst sich ins Flussbett. Und dort entsteht jenes Loch, das der Junge sich wohl

vorgestellt hatte. Aber er war noch nicht so weit, um zu wissen, dass dieses Loch nach Bergung des Schiffs durch den Strom innerhalb weniger Minuten mit Geröll und Schlick wieder zugeschüttet würde...“ Mutter und ich waren sprachlos. So weit wie Beate, also eine völlig Fremde, hatte keiner von uns gedacht. Und wir waren noch erstaunter, als Beate hinzufügte: „Ich studiere Kinderpsychologie und habe die Frage des Jungen zum Thema meiner Diplomarbeit gemacht und die Zeichnung einbezogen.“

Spätestens jetzt war es an der Zeit, dass Mutter und ich unsere Karten auf den Tisch legten, und nun lag das Erstaunen auf Seiten von Beate. Sie staunte sogar „Bauklötze“, wie Mutter es später umschrieb. Und wir kamen überein, dass Beate uns eine Kopie ihrer Arbeit zukommen lassen würde.

Kaum jemals haben Mutter und ich eine so seltsame Mischung aus Freude und Wehmut empfunden wie in diesen Geburtstagsstunden, und auch Beate ging es nahe, dass Mihai nicht mehr lebte, zumal ich das Foto wieder auf den Tisch legte und ihr Mihai zeigte, den sie ja nur aus der Beschreibung ihrer Großmutter kannte.

Diese hatte die Zeichnung damals mit heimgenommen, und Beate hatte erst kürzlich nach Sanierung des Fischerhauses und dem Tod ihrer Großmutter die Zeichnung vorübergehend zwischen anderen Kinderzeichnungen neueren Datums aber mit ähnlichen Motiven an die Wand geheftet, um zu sehen, ob den Betrachtern der „Fremdling“ auffiele. Nachdem Beate sich verabschiedet hatte, entdeckte Mutter einen weiteren Unterschied zwischen Zeichnung und Foto. Im Hintergrund der Zeichnung war die Hohenzollernbrücke zu sehen, die den Rhein zwischen Dom und Messeturm umspannte; auf dem Foto nicht. In der Realität macht der Rhein nämlich aus Sicht der Bastei einen Knick, so dass von hier aus die Hohenzollernbrücke nicht zu sehen ist. Trotzdem hatte Mihai sie auf der Zeichnung verewigt, und Mutter sagte lächelnd: „Werten wir es als künstlerische Freiheit deines kleinen Bruders, genau so wie das untergehende Schiff, das sich in den Rheinboden gräbt...“

Selbstanklagen

Dann wurde sie von einer Sekunde auf die andere bitterernst und klagte: „Wegen einem einzigen Wort aus vier Buchstaben, das ein Vierjähriger vergessen hat, haben wir ihn mit einer Lachsalve an die Wand genagelt. So eine Schande! Für die gesamte Familie! Aber vor allem für mich, seine Mutter!“

Ich dachte, Mutter ist so mitgenommen, dass sie etwas durcheinander bringt, und so fragte ich: „Welches Wort mit vier Buchstaben?“

Sie antwortete: „Bett. Er hat das Rhein-Bett gemeint und fand das Wort nicht oder hat es noch nicht gekannt. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als es mit einer Zeichnung zu übersetzen, und wir haben sie uns nicht mal angesehen!“

Ich wollte sie beschwichtigen, aber sie stürzte sich immer tiefer in den Abgrund ihrer Selbstvorwürfe wie eine Lebensmüde von einer Rheinbrücke: „Damit nicht genug: Jahre später habe ich ihm die Sonderationen von Lebensmitteln weggegessen, und während unserer Evakuierung in Thüringen konnte ich meine Gier nach Fleisch nicht zügeln, und so ließ ich es zu, dass sein geliebtes Kaninchen Hansi geschlachtet werden sollte. Und so habe ich meinen Jungen, deinen geliebten Bruder, umgebracht!“

Mutters linke Hand zuckte so stark, dass sie eine Kaffeetasse umwarf, wodurch sich ein Rest Kaffee über den Tisch ergoss.

Ich umklammerte Mutters Hand, und um Mutter, die ich noch nie so selbstkritisch, ja selbst zerfleischend erlebt hatte, weiter vor sich selbst zu schützen, griff ich mich selber an: „Und ich habe ein Foto geschossen, das seinen Tod festhielt und es dir unter den Weihnachtsbaum gelegt: Niederträchtigkeiten, die deine Verfehlungen tief in den Schatten stellen.“

Mutter schüttelte den Kopf, aber ich setzte nach: „Doch! Du hast nicht bedacht, was du anrichten würdest, aber ich habe mit Absicht gehandelt, um dich zu verletzen. Dass es so tief greifen würde, das wollte ich natürlich nicht. Und ich habe zu deinen Gunsten etwas in die Waagschale zu werfen, das zentnerschwer wiegt: Ohne dich hätten

wir den Krieg nicht überlebt!“

Da Mutter mich irritiert ansah, erklärte ich ihr, worauf ich abzielte. Trotzdem holte Mutter noch einmal zum Schlag gegen sich aus:

„Das war selbstverständlich und zählt nicht. Jetzt weiß ich wenigstens, warum ich mit so einem exzellenten Langzeitgedächtnis geschlagen bin: damit ich mich bis zum Jüngsten Tag daran erinnere, was ich getan habe!“

Auch dieses Argument wollte ich entkräften, nicht nur mit Worten, auch, indem ich ihre zitternde Hand noch stärker drückte.

Ein Rettungsanker aus Italien

Plötzlich stand Federico an unserem Tisch und sagte: „Scusi, meine Damen, entschuldigen Sie. In meiner Position ist es eigentlich ungebührlich, sich bei Gästen einzumischen. Aber bei Ihrer enormen Ähnlichkeit ist es offensichtlich, dass Sie miteinander verwandt sind. Und ein so starkes Familienband – Hand in Hand – findet man sonst nur bei uns – in Bella Italia!“

Er lachte, wir lächelten gequält, und so war der Druck ein bisschen von uns genommen.

Dann sah Federico die Kaffeelache auf dem Tisch und wischte sie so intensiv ab, als wollte er alles hinweg wischen, was uns belastete.

Bevor ich Federico die Zeichnung zurückgab (die Beate uns später im Original abtrat und sich selber mit einer Kopie begnügte), entdeckte ich darauf etwas und sagte zu Mutter, um ihre düsteren Gedanken zu verscheuchen:

„Sieh mal. Dem Schiffsuntergang hat unser Mihai etwas Lustiges entgegengesetzt, symptomatisch für den Zwiespalt zwischen seinem melancholischen und sanguinischen Temperament.“

Während Mutter sich tief über die Zeichnung beugte, zeigte ich auf etwas, das er analog zu dem untergehenden Schiff in Ufernähe gezeichnet hatte: eine kleine Ente, das Köpfchen im Wasser und das

Schwänzchen in die Höh', wie in dem alten Kinderlied, das Mihai oft gesungen hatte...

Nachklang

Plötzlich stach mir auf Mihais Zeichnung die mit Stichen, und Bögen angedeutete Hohenzollernbrücke ins Auge. Dadurch wurde mir bewusst, dass mir die Erinnerung einen Streich gespielt hatte. Als wir Anfang 1945 nach Köln zurückkehrten, fuhr uns ein eisiger Schreck durch die Glieder. Die elegant geschwungenen Bögen der Brücke waren in Schiefelage geraten; der mittlere Bogen ging sogar im Wasser, wie der gebrochene Flügel eines Schwans. Um den Alliierten die Überquerung des Rheins zu erschweren, war die Brücke von Pionieren der Deutschen Wehrmacht gesprengt worden. Und so blieb uns nichts anderes übrig, als uns mit schlotternden Knie über ein von Regen und Nebel schlüpfrig gewordenes schwankendes Holzprovisorium auf die linke Rheinseite zu quälen.

Günther Melchert

Feldpostbriefe von Oberleutnant Friedrich Willbrand an seine Familie

19.2.1945

Mein herzliebes Frauchen!

Einen recht lieben Gruß, mir geht es noch gut, hoffe dass es auch bei Euch so ist. Ich habe nur mal wieder mit den Zähnen zu tun, aber es ist ja nicht so schlimm. Wir führen noch unser Waldleben, doch das stört uns nicht, wenn wir nur den Russen hier abwehren können. Was hier vernichtet oder gebunden wird, kann nicht in unserer Heimat hausen. Da ist ja nun auch eine feste Front geschaffen, es wird ihm hoffentlich kein Einbruch mehr gelingen. Wie sieht es denn bei Euch aus, wenn man sich nur mal ein Bild von zu Hause machen könnte. Aber hoffentlich ist bald die entscheidende Wende. Nun mein liebes Frauchen wünsche ich Dir alles Gute, grüße Dich recht herzinnig

Dein Fritz

Grüße recht schön die Kinder und Eltern.



Erika Prokop-Thumm

73614 Schorndorf

Erika Prokop-Thumm ist 1932 in Schorndorf geboren. Nach ihrem Schulabschluss erlernte sie das Töpfern, Porzellanmalen sowie Grafikdesign. Mit ihrem damaligen Lehrherrn verfasste sie das Heimatbuch: Schorndorf, wie es war und ist.

Dann Heirat, sechs Kinder, Scheidung. Kindererziehung und Arbeitsverhältnis. Das alles mit dem Ziel vor Augen wieder zu schreiben und malen. Seit 22 Jahren sind in verschiedenen Galerien und Städten (Bilder) Oelbilder und Zeichnungen von ihr zu sehen. Sie schrieb in etwa 80 Anthologien mit; und schrieb 3 eigene Bücher mit selbstgemalten Bildern. Sie ist Mitglied beim Schorndorfer- und Heidelberger Kulturforum; bei den deutschsprachigen Autoren; in der Mundartgesellschaft und dem Schriftstellerverband. Auch schrieb sie in einigen Zeitschriften und Zeitungen.

Sanskrist Swastika

Zwei fremde Wörter und doch so bekannt, geliebt, verfehmt, gehasst und zuletzt bestraft!

„Das tausendjährige Reich“, so nannte Adolf Hitler seinen Wahnwitz, machte sich dies oben genannte Zeichen zu eigen, in dem er es in die Fahnen dieser Zeit einarbeiten ließ. Übrigens stammt die Formulierung aus der Bibel: In dem tausendjährigen Reich (Gottes) in der Taufe gebannt und danach noch einmal, das letzte Mal, frei gelassen. Das Hakenkreuz (Sanskrist Swastika), ist ein uraltes, indisches Schriftzeichen und stellt die Verbindung dar: Zwischen Süden und Norden, Osten und Westen! (Hitler Ziel!)

Nicht nur in Indien, sondern auch bei den Aschank'- Negeren in Afrika, bei den Pueblos-Indianern und in Mexiko war es zu sehen. Die Piasten (Zehntes Jahrhundert, heutiges Polen), benutzten das Hakenkreuz als Waffe: am langen Stiel, eingerahmt von einem Sonnenrad, das mit eisernen, scharfen Zacken versehen war, schlugen sie (vom Pferd herab) auf den Feind ein. Ebenso die Husiten (15oo Jahrhundert) unter Ziska, Prokop dem Großen und Prokop dem Kleinen (Prokop – Vom hohen Graben) hatten diese Hakenkreuzwaffe im Krieg gegen Kaiser und Papst. Angeblich soll das Sanskrist Swastika auch auf Hawaii und Neuseeland gesehen worden sein, aber belegen konnte das niemand mehr.

Erika Prokop-Thumm

Antje Wollert
53227 Bonn

Im Himmel Canasta

Sechzig Jahre hatte sie den schlichten Ehering getragen, als er abfiel von den Fingern, die zu schmal geworden waren. Nie zuvor hatte sie ihn abgelegt, auch als im dreißigsten Ehejahr ihr Ehemann, mein Großvater, starb. Sie trug ihn auch, als man Großvater in der russischen Kriegsgefangenschaft verloren glaubte. Dann tauchte er wieder auf. In zwei linken, abgewetzten Schuhen keuchte er den Hügel hinauf ins Dorf, abgemagert, die Augen gesenkt und dunkel. Großmutter rannte ihm entgegen, ihr Herz schrie vor Freude, Erleichterung, Angst und Trauer. Anfangs schlief Großvater nur auf dem Boden, er war die Weiche des Bettes nicht mehr gewöhnt. Sie ließ ihm Zeit.

Nun war seit einem halben Jahr auch Großmutter tot. Ich saß auf der Bank, die jemand in die Nähe ihres Grabes gestellt hatte, starrte auf Asten und Heidekraut, die den einfachen Gedenkstein säumten. Nach fast fünfundachtzig Jahren wollte sie nicht mehr leben. Im Krankenhaus lag sie nur noch da, dünn und bleich mit eingefallenen Wangen, die ein paar Wochen zuvor noch rosig und voll gewesen waren. Sie wollte nicht angefasst werden, auch als sie aus dem Bett fiel, wollte keine Hilfe und nicht läuten. Sie hatte Angst vor den strengen Schwestern. „Tun Sie dies, tun Sie das, haben Sie sich nicht so, wir sind nur zwei auf der ganzen Etage.“ Die Schwestern mit Augenringen, übernächtigt, blass und fahl wie das schwache Licht der Neonlampen auf dem Krankenhausflur. „Lasst mich sterben“, murmelte sie. Immer wieder. „Lasst mich gehen.“ Sonst sagte sie nichts. Ab und zu jedoch, wenn ich an ihrem Bett kauerte, ihre Hände in meine schob und über die Haut mit den geplatzen Äderchen strich, spürte sie meine Zerrissenheit und flüsterte: „Geh zu ihm, Kindchen. Geh.“

Aber das konnte ich nicht. Man kann nicht einfach zu jemandem gehen, der einem die schützende Hülle vom Körper gezogen, die Seele verletzlich gemacht hat für alles, was an Liebe kommen sollte. Thomas,

dem ich die Vergangenheit nicht verzeihen konnte, der auf einmal verschwunden war, sich nie gemeldet hatte. Nicht mal eine Adresse besaß ich von ihm, der Erdboden schien ihn verschluckt zu haben, und dann stand er plötzlich wieder vor mir. Den ich liebte. Und dann das. Ich bekam keine Antwort auf mein Warum. Die Kehle schmerzte, weil diese Frage hinausdrängte, eckig und spitz, und sie wund rieb. Mit einer blutigen Kehle kann man nicht schlucken, nicht schmecken und weil diese Schmerzen sterben sollten, wick ich ihm aus. Bis ich auf seinen Anruf einging, seine Bitte, fast verzweifelt, mich zu treffen und ihm eine letzte Chance zu geben. Und auch für mich zu sehen, ob da noch etwas war, von dieser Liebe, die uns beide noch immer verband.

Ich hockte mich ans Grab, knickte ein paar welke Blüten von den Asten und bohrte die spitze Blumenvase tiefer in die Erde. „Bis zum nächsten Mal“, flüsterte ich Großmutter zu. Dann erhob ich mich und eilte zum Friedhofsausgang. Alte Leute liefen an mir vorbei, sie trugen graue Windjacken oder olivgrüne Westen. Manche erkannte ich und war erstaunt, dass die, die eben noch in der Blüte ihres Lebens gestanden hatten, alt geworden waren. Einige von ihnen nickten mir zu. Sie nach oben, weit weg vom Rad, weil ich Angst hatte, so wie sie einen Zeh zu verlieren, damals, als sie als Kind in die Speichen des Rades ihrer Großmutter geraten war. Ich lachte und sie lachte mit, weil es so schnell ging und die Schafgarbe und die Ähren am Feldrand meine Waden kitzelten. Später schnallte ich meine Reisetasche auf den Gepäckträger und Großmutter schob ihr klappriges Rad über die Fußwege vorbei an Vorgärten, in deren Erde man mit einer Harke Wellenlinien als Verzierung gedrückt hatte. Viel später dann, ich war bereits erwachsen, war sie zu schwach, um mich abzuholen. Sie saß dann am Fenster und wartete, hatte sich fein gemacht, trug ihre rote Weste über der guten Bluse. Bis zu ihrem Tode hatte sie sich fein gemacht, auch wenn sie die Flecken auf der hellen Seide schon nicht mehr sah.

Thomas und ich hielten vor dem Haus meiner Großmutter. Sie hatte in einer kleinen Doppelhaushälfte gelebt, die andere hatten Thomas' Eltern bewohnt. Sie zogen fort, Thomas hatte Großmutter's Hälfte

dazugekauft, jetzt wohnte er hier. Nur selten musste er in die Stadt, seine kleine Internetfirma konnte er auch von hier aus führen. Mit dem Mauerdurchbruch hatte er noch nicht begonnen, aber anderes hatte er schon umgebaut, das wollte er mir zeigen.

Er setzte den Kaffee auf und ließ mir Zeit, durch die Räume zu streifen, die knarrenden Holzdielen zu begehen, die schon von mehreren Generationen betreten und getreten worden waren. Das Haus war einfach und ich fragte mich, wie sie in solch einem Haus die harten Winter hatte überstehen können. Das Schlafzimmer, das Großmutter mit Großvater vor siebzig Jahren gekauft hatte, war unverändert geblieben. Der schwere Eichenschrank, der die Tonleiter rauf- und runterknarrte, wenn man ihn öffnete, und das wuchtige Bett füllten das Zimmer aus. Niemals hätte sie dieses Schlafzimmer weggegeben, dieses Bett, in dem sie drei Kindern das Leben geschenkt hatte. Und in dem ein viertes gestorben war. Wie kann man das überleben, wie kann man weiterleben, wenn ein Kind stirbt. Ich schlief immer auf Großvaters Seite, schlüpfte aber oft zu Großmutter ins Bett. Wir verschwanden fast unter der riesigen Federdecke. Im Winter, wenn sich die Kälte durch die Fensterritzen schob, erhitze sie im Kachelofen einen Stein, wickelte ihn in ein Handtuch und drückte ihn an meine Füße.

Ich schloss die Schlafzimmertür, schaute kurz in die Küche, in der Thomas gerade zwei Tassen auf das Tablett stellte, und huschte in den Garten zur Holzbank, auf der die Farbe bereits abblätterte. Ich knöpfte meine Jacke auf und beobachtete Thomas, der in der Küche hantierte, so, wie ich Großmutter immer hantieren gesehen hatte. Die Kaffeemaschine blubberte.

Vor mehr als einem halben Jahr, als es Großmutter schon schlecht ging, erzählte er mir, was ich damals nicht glauben konnte.

„Maike, hör mir zu. Ich habe für die Staatssicherheit gearbeitet.“

„Du hast was?“

„Hör mir zu!“

„Du hast was?“

„Maike.“

„Nicht du ... Das ist nicht wahr.“

Er senkte den Kopf und spielte verlegen mit dem Autoschlüssel. Fast trotzig fügte er hinzu: „Ich habe niemandem geschadet.“

„Du hast niemandem geschadet? Natürlich, das sagen sie alle. Wen hast du beschattet? Mich?“, erwiderte ich spöttisch.

Er zögerte.

„Auch.“

„Du hast mich beschattet? Mich?“

Die Stille im Dorf war unerträglich, nur eine elektrische Säge kreischte durch die Straßen. Thomas' Worte schlugen mir ins Gesicht, Verachtung und Schmerz betäubten meinen Körper.

„Wen noch? Hast du gleich alle, die dich lieben, bespitzelt?“

„Deine Großmutter auch.“

„Großmutter? Meine Großmutter? Eine alte Frau?“

„Wegen der Westverwandtschaft.“

„Deshalb wohl bist du verschwunden, deshalb“, sagte ich. „Es hätte Fragen geben können, um die Wendezeit.“

„Maike, komm. Mach es mir nicht so schwer.“

„Ich soll es dir nicht schwer machen? Ich? Was hast du berichtet? Ob es in unserer Wohnung geschlossene Türen gab? Oder ob sie geöffnet sind? Wie oft wir miteinander geschlafen haben? Wie viel Westschokolade Großmutter im Schrank lagerte? Hast du sie gezählt? Die Westschokoladen und Westseifen? Hast du auch die Schubladen eingesehen? Gierig durchwühlt? Hast du? Natürlich hast du. Das war dein Job.“

Ich hätte ihn anspucken können, mit den Fäusten auf ihn einhämmern. Doch ich konnte mich nicht bewegen. Meine Beine waren schwer wie Blei, meine Arme, ich konnte sie nicht heben. Ich sackte zusammen, wie eine Kugel aus Gummi, die man umherrollen kann, beliebig, mal hierhin, mal dorthin, in die man einstecken kann und die dann zusammengefallen in der Ecke liegt und darauf wartet, wieder aufgehoben und aufgerichtet zu werden und gesagt zu bekommen, es sei nur ein böser Traum. Er erzählte, was sie alle erzählen. Ich sah seinen Mund, der erklärte, sich verteidigte, auf seine Hände, die seinem Geständnis

Nachdruck verleihen sollten. Ihnen Rechtfertigung geben. Ich hörte nichts von all dem. Seine Worte erreichten mich nicht. Sobald sie seinem Mund entwichen, lösten sie sich auf und zerronnen. Ich war taub, nur Ohrensausen. Plötzlich die Gewissheit, wie ein Schlag ins Gesicht. Die Ablehnung fürs Kunststudium. Meine Arbeit für die kritische Zeitung. Die Absage für die Reise mit Jugendtourist nach Korea. Nadeln stachen in meinen Kopf, Nägel, die sich einbohrten. Nicht du. Nicht du. Meine Liebe. Nicht du. Als die Betäubung nachließ, rannte ich aus seinem Haus, aus seinem Leben, nur weg von ihm. Diesen Schmerz runterdrücken. Ihn vergessen. Die Leere ausfüllen mit anderen Dingen.

„Ich meine, wusstest du über ihn Bescheid?“ Er nippte am Kaffee.

„Was heißt das, ob ich über ihn Bescheid wusste? Natürlich weiß ich Bescheid.“

„Dass er zu den Nazis gehörte?“ Thomas blickte mich unverwandt an und umfasste die Tasse.

„Er musste ja kämpfen, was sollte er machen.“

„Ich meine, so richtig bei den Nazis.“

Ich fröstelte. „Was redest du da für Blödsinn? Damit macht man keine Witze!“

„Es ist kein Witz. Er war freiwillig dort.“

Ich fragte Großmutter oft „Erzähl noch mal von früher“ und dann setzte sie sich hin und erzählte. Sie blickte zum Fenster hinaus, in die Ferne, man hatte nach dem Krieg sparen müssen, sie berichtete von Familienfesten, von Zeiten, in denen sie nichts zu essen hatten, von Zeiten, in denen Großvater aus Kork und Gummiringen Sandalen fertigte. Aber sie verlor kein Wort darüber, dass Großvater zu denen gehörte.

„Was soll das? Warum sagst du so was?“

„Mein Großvater war ein Roter. Deiner war ein Brauner. So war das nun mal. Sie waren sehr jung, als sie sich so entschieden. Damals hassten sich beide. Sie ließen die Vergangenheit ruhen und redeten nicht mehr darüber.“

„Weshalb sollte ich dir glauben, dass Großvater ein Brauner war?“

„Sie hat es mir erzählt. Sie hat mir Fotos gezeigt.“

„Dir?“

„Ja, mir.“

Ich starrte ihn an. Das Getöse der Mähdrescher und Traktoren drang von den Äckern zu uns herüber. Jemand brannte Äste nieder, die dem Feuer nicht entkamen und knisternd in sich zusammenfielen. Die Melancholie des beginnenden Herbstes verdrängte die Ausgelassenheit des Sommers, der in den letzten Zuckungen lag. Bald würde der kalte einsame Winter Einzug halten.

„Warum sagst du mir das?“

Er blickte mich lange an. „Dein Großvater hatte das immer bereut. Immer.“

Sie hatte mir nie davon erzählt. Weil ich es nicht verstanden hätte? Weil ich Großvater verachtet hätte? Er war doch mein Großvater gewesen. Der Vater meiner Mutter. Ich hatte ihn geliebt. „Er hat das nie verwunden, Kindchen, das mit dem Krieg.“ Wie oft sie das sagte. Erst jetzt wusste ich, was sie damit meinte.

Großmutter. Ich hätte sie gern gefragt, ich habe sie oft gefragt, wollte immer alles wissen von ihr, einer Frau, die früher groß und schwer war, die mich beschützte und plötzlich, je älter ich wurde, immer dünner und kleiner wurde, die vornübergebeugt durchs Haus schlurfte, vorsichtig, sich mit zittrigen Fingern an der Wand abstützte. Zu zittrig, um Kartoffeln schälen zu können. Sie kaute lange an ihrem Brötchen, ein süßes und ein herzhaftes hinterher und schob es von einer Ecke des Mundes in die andere. Ein gedeckter Tisch, für sie reichlich, für mich fast ärmlich. Nach dem Frühstück lehnte sie sich an mich und wir schlichen in den Garten, wo wir Canasta spielten und die Ergebnisse auf den Zeitungsrand der Lokalzeitung schrieben. Und wenn ich die Karten mischte, rieb sie ihre Beine, die von Krampfadern übersät waren und die sie immer stärker schmerzten. Früher spielte sie mit ihren alten Damen Canasta. „Und am Ende weiß keiner mehr, wer gegeben hat“, sagte sie oft und lachte. „Ich werde noch im Himmel Canasta

spielen“, fügte sie hinzu. Sie starben. Nacheinander. Kurz vor ihrem Tod ihre beste Freundin. Immer öfter schluchzte Großmutter an Großvaters Grab. Was sollte sie noch hier? Sie hatte alles gesehen. Sie wusste es, sie wusste, sie würde sterben. Wahrscheinlich ahnt man das Ende. „Wer soll denn die Katze nehmen? Es wird keiner da sein, der sie nehmen wird“, antwortete sie, als ich ihr erklärte, ich würde vielleicht ein paar Wochen im Ausland arbeiten müssen und ich müsse Minka zu ihr bringen. Sie wollte auch keine Bepflanzungen mehr für die Terrasse. „Ach, wozu noch.“

Dann starb sie. Ich hatte geglaubt, es würde immer so weitergehen, würde nie aufhören. Sie würde hinter dem Fenster auf mich warten, in ihrer roten Weste. Und wir würden gemeinsam frühstücken, ein Brötchen mit Marmelade und eins mit Käse hinterher. Doch plötzlich blieb nichts mehr. Es war, als ob sie nur kurz aus den dicken Kordhausschuhen in die Halbschuhe geschlüpft war, als ob sie ihr Haus nur für einen Moment verlassen hatte, um bei den Nachbarn vorbeizuschauen. Wir suchten Dinge, die uns erinnerten. Im Schrank stapelten sich ihre Strickpullover, ihre Tücher, ihre Unterwäsche. Sie hatte alles aufgehoben. In den Kommoden schichteten sich Rätselhefte und Postkarten, Kochrezepte auf vergilbtem Papier in ihrer krakeligen deutschen Handschrift. Ich kam mir schäbig vor, die Schubladen durchzusuchen nach einer Erinnerung, fand ein lachsfarbenes Glas, eine gläserne Kompottschale, in der sie mir eingemachte Kirschen servierte, einen Teller, noch aus der Zeit ihrer Mutter, meiner Urgroßmutter.

Es war das Vertraute, was ich vermisste, das Plärren des alten Transistorradios, das Blubbern der kochenden Kartoffeln auf dem alten Herd, in abgeschabten Kochtöpfen, Großmutter schlüpfenden Gang, während ich mich im Bad zurechtmachte. Ich wollte noch mal Kind sein, nur noch einmal. Nur noch einmal Großmutter sehen und ihr zuwinken, wie sie auf dem Abenteuerspielplatz geduldig auf den kalten Betonklötzen saß, sich einen Beutel unterlegte, und wie sie wartete und mir zuwinkte, während ich mich tummelte. Wie sie ihr Zirkusrad nach Hause schob und ich an ihrer Seite hopste und ihre Freude spürte, dass

sie für mich Bratwurst besorgen konnte. Wie sie den Ofen anfeuerte, um für mich Badewasser zu erhitzen, mir den Kopf trocken rubbelte und mir anschließend dampfende Würstchen in der warmen Stube vorsetzte. Nur noch einmal diesen Moment halten, sie halten und nicht wieder loslassen, diese Wärme und Geborgenheit, die dich schützt vor allem Bösen in der Welt, die eine Wand aufbaut, von der die Kälte abprallt. Und die eigene Vergänglichkeit verdrängen. Noch einmal. Noch ein einziges Mal. Sie sollte mir sagen, warum Liebe so weh tut.

Ich drehte mich zur Seite, um meine Tränen und den Schmerz vor Thomas zu verbergen.

„Du musst nicht wegen mir stark sein“, sagte er leise.

Er griff meine Hände.

„Ich liebe dich, Maike. Ich will mit dir leben. Hier. In diesem Haus. Wir könnten eine gemeinsame Zukunft aufbauen. Es tut mir so leid, alles tut mir leid. Alles, was ich getan habe.“

Die Tränen liefen mir übers Gesicht. Diese Liebe, die mich noch immer zerriss. Ich sah ihn als jungen Burschen, als ich Großmutter besuchte und ich beim Dorffest auf der Berg- und Talbahn vor ihm herwirbelte. Wie er mich anschaute. Inmitten seiner Kumpel. Ein zaghaftes Händehalten im Freilichtkino auf harten Bänken. Die erste Berührung, die uns glühen ließ, weil es neu war, weil wir die Liebe nicht kannten. Wir liefen zum Wald, ritzten unsere Initialen in einen Eichenstamm, neckten und haschten uns und ganz plötzlich liebten wir uns, das erste Mal, unter freiem Himmel, ganz plötzlich. Es gab viele Männer danach, keinen liebte ich so wie ihn, keiner brach mir das Herz in so viele Stücke wie er.

Die Dunkelheit senkte sich übers Dorf, beruhigend und geheimnisvoll. Seit Jahren wohnte ich in der Stadt. Ich hatte vergessen, wie einsame Dörfer aussehen, ohne Neonlicht, am Abend die heruntergelassenen Rollläden, nur ein paar Straßenlaternen erhellten das Kopfsteinpflaster. Entferntes Hundebellen durchbrach ab und zu die Stille. Ein Auto, das auf der Hauptstraße einfuhr und die Abgeschiedenheit wieder verließ. Leise sagte ich: „Mein Zug fährt bald.“ Ich wischte mir die Tränen von

der Wange und trank den Kaffee, der kalt geworden war und bitter schmeckte.

Wir stiegen ins Auto, verließen schweigend das Dorf und fuhren auf der neugebauten Straße in die nächste Stadt. „Ich bringe dich noch“, sagte Thomas, als wir den Bahnhof erreichten. In der restaurierten Bahnhofshalle warteten nur wenige Fahrgäste, die um diese Zeit noch irgendwohin gebracht werden wollten. Wir stiegen die Treppen zum Gleis hinauf. Es war still, nur ein Getränkeautomat surrte leise. Züge warteten wie silberne Schlangen ineinander gewunden auf ihre Abfahrt am nächsten Tag. Eine letzte Lokomotive fuhr ächzend wie eine behäbige Raupe auf dem hinteren Gleis ein und blieb ruckartig stehen. Der Zug stand schon da.

„Also dann.“

„Ja, also dann.“

„Du weißt, wo du mich findest.“

„Ja.“

„Ja.“

Ich umarmte ihn, drückte ihn an mich. Er hielt mich ganz fest.

„Ich muss ...“

„Ja.“

Ich kletterte die Stufen in den Zug und presste mein heißes Gesicht und meine brennenden Handflächen an die kalte Fensterscheibe. Die Türen schlossen sich mit lautem Knall, der Zug ruckte und rollte schließlich an. Ich zitterte. Der Schmerz sickerte wie ein zäher Saft langsam zu meinem Herzen. Thomas wurde immer kleiner. Und kleiner. Ein Punkt, der plötzlich verschwand.

Antje Wollert



Karol Pokorny
80805 München

Karol Pokorny wurde 1954 in Bratislava/Slowakei geboren. 1968 flüchtete er mit seiner Familie über Österreich nach Deutschland. Das Ende des Zweiten Weltkrieges hatte den Menschen in den Gebieten, welche von der Sowjetunion befreit wurden, nicht wirklich die Freiheit gebracht.

So wie viele junge Menschen, die in der Fremde aufwachsen, versucht Karol Pokorny sich zu recht zu finden.

Dass das nicht immer ganz einfach ist, musste er am eigenen Leib erfahren. Doch hat er nicht aufgegeben. Und endlich sah es aus, als gäbe es eine Zukunft. Heute ist er zufrieden.

Er hat eine neue Heimat und neue Freunde gefunden.

21 August 1968

Als Peter am 21 August 1968 aufgewacht ist, hat er gemerkt, dass etwas zu Hause los war. Alle liefen herum und machten einen merkwürdigen Eindruck. Es sah so aus, als ob etwas in der Luft hängen würde. Er hörte die Schwester Sandra telefonieren, aber so ein Telefongespräch ist nichts außergewöhnliches gewesen.

Da ist am Morgen auf einmal die Tür vom Bad aufgegangen und die Untermieterin ist mit Tränen in den Augen auf Peter zugekommen. „Peter“, sagte sie, „stell“ dir vor, wir sind von den Russen überfallen worden“. Peter wollte es nicht wahrhaben. Als die Untermieterin gegangen war, ist er auf-gestanden und tatsächlich hat er direkt vor dem Fenster sowjetische Panzer gesehen, die ganz komisch bemalt waren. Er ging in die Stadt, um sich in die Schlange für Brot anzustellen. Die Schlange war sehr lang, denn jeder gleich Vorrat für mehrere Tage gekauft hatte. Man hatte Angst vor einem eventuellen Krieg, niemand wusste, was auf ihn zukommt, die Panzer waren ja schon hier, und ab und zu hörte man Schüsse. Als Peter in der Schlange anstand, hat er jemanden gebeten, ihm seinen Platz zu halten und ging um die Straßenecke.

Da standen sowjetische Panzer, die er sich vom Gehweg anschaute. Mit den Gedanken weit weg, spürte er plötzlich im Rücken eine Kalaschnikow, mit der er gestoßen wurde. Wie ein Federchen flog er weg. Dann sah er einen russischen Soldaten, der auf beiden Seiten von anderen Soldaten bewacht wurde. Peter und der Soldat schauten sich einen Augenblick in die Augen. Anschließend ist der Soldat mit den Bewachern weiter gezogen.

Nach dem Vorfall ist Peter zum Schlangenstehen zurückgegangen. Ein paar Minuten später sind seine Angehörigen aufgetaucht und haben ihn abgelöst. Peter ist dann nach Hause gegangen. Er hat aber nicht den direkten Weg genommen, sondern ging durch das Stadtzentrum, weil er sehen wollte, was sich dort abspielt. Er ist an einem Platz angekommen,

auf dem sich sehr viele Leute versammelt haben. Als er dort ankam, hat jemand eine Papierrolle ausgerollt, auf die dann ein Schlagwort geschrieben wurde. Aus dieser Papierrolle ist ein Plakat entstanden, welches sie für eine Demonstration hergenommen haben, die durch das Stadtzentrum verlief.

Peter ist auch ein Stückchen mitgegangen. Später hat er die Demonstration verlassen. Als er an den russischen Panzern vorbeiging, hat er den Soldaten ein paar Mal die Faust gezeigt. Als er merkte, dass sie ihn merkwürdig anschauten, ist er lieber schnell aus ihren Augen verschwunden. Er ging zur damals einzigen Donaubrücke in Bratislava. Da hat es auch eine Demonstration gegeben. Hier demonstrierten die Studenten. Sie sind alle vor der Brücke gestanden und wollten verhindern, dass weitere Panzer in die Stadt fahren. Als ein deutsches Auto mit dem Kennzeichen „D“ kam, haben die Studenten den Weg für das Auto freigemacht. Einige haben sogar begeistert geklatscht. Später haben die Studenten angefangen Steine auf die Russen zu werfen. Peter ist es zu gefährlich geworden und hat sich auf den Rückweg gemacht. Sobald er um die Ecke eingebogen war, hat er Schüsse gehört. Die Russen nämlich, um die Demonstration zu beenden, haben scharf in die Menge geschossen.

Bei der Schießerei ist ein etwa sechzehnjähriges Mädchen von einer Kugel getroffen worden; es war sofort tot. Ein Student hat auf die Mauer geschrieben: „Hier haben russische Okkupanten ein sechzehnjähriges Mädchen ermordet!“

Am Nachmittag hat dieses Ereignis ein Aufsehen bei der Bevölkerung ausgelöst. Bei der Mauer stand einer der Studenten, die bei der Demonstration mitgemacht haben. Eine Frau war der Meinung, dass ohne Steine werfen, die Russen das Mädchen nicht erschossen hätten. Darum fragte die Frau den Studenten: „Warum habt ihr die Steine auf die Soldaten geworfen?“ Interessant war aber, wie die Russen darauf reagiert haben. Sie haben die Soldaten abgelöst und frische Kräfte herbeigebracht.

Als eine neue Einheit vor der Brücke Stellung eingenommen hat,

haben ihnen Kommandanten gesagt: „Das hier auf der Mauer und die vielen Blumen bedeuten, dass hier Kontrarevolutionäre ein junges Mädchen erschossen haben“. Hier sieht man, wie schmutzig die Politik ist.

Es hat nicht lange gedauert; am 26. August haben in der ganzen Stadt Sirenen geheult. Man hat sie bis nach Österreich gehört. Peter hat nicht gewusst, was das war. Erst später ist es ihm erklärt worden. Dubcek und Svoboda, und andere hohe Parteiführer sind aus Moskau zurückgekehrt, Zu dessen Ehre haben die Sirenen geheult. Es sollte ein Ausdruck er Freude über die Rückkehr der beliebten Politiker sein.

Karol Pokorny

Vera Schröder
32602 Vlotho/Weser

1937 in Dortmund geboren
ab 1945 aufgewachsen in Witten/Ruhr
verheiratet, drei Kinder (zwei Söhne, eine Tochter)
Erzieherin (erster Beruf)
Grund- + Hauptschullehrerin (nach Studium PH DO)
Muttersprachen-Lehrerin (Deutsch) für Aussiedler/Ausländer
nach acht Umzügen am Bodensee „gestrandet“
22 Jahre in Konstanz und Radolfzell gelebt
2007 zurück nach NRW zu den „Wurzeln“
hat 127 Texte verschiedener Genres verfasst
davon 7 Texte in Anthologien veröffentlicht
1 Biografie liegt noch bei einem Berliner Verlag
Hobby: Schreiben, Malen, Lesen, Bergwandern, Rätsel,
Musik, Klavierspielen
z. Z. tätig als Hobby-Poetin

Nur der Himmel schien immer derselbe

So fing alles an

1937 geboren, hatte ich zwei Jahre Zeit, meine Kindheit zu genießen. Ich war ein Wunschkind, und meine Eltern ließen mich das immer wieder spüren. Natürlich war ich noch zu klein, um mich an alles aus dieser Zeit zu erinnern..

Doch ich sehe noch den Garten hinter unserem Haus, meinen liebsten Spielplatz. Er war angelegt wie ein Bauerngarten: links Blumen und Büsche und rechts einige Obstbäume inmitten von Salat und Gemüse. Das Duft-Gemisch steckt noch ein wenig in meiner Nase, denn dank meiner „Größe“ kam ich den Duftstoffen sehr nahe. Zwischen den Beeten schlängelte sich ein Weg, an dessen Ende ein kleines Holzhaus stand. Es hatte auf mich eine magische Wirkung – war es vielleicht von Hänsel und Gretel? Leider durfte ich nicht nachschauen, weil das Haus ein Geräteschuppen war. Doch mein Unmut verflog sehr schnell, wenn ich mein Lieblings-Spielzeug erblickte: die Kettenschaukel. Auf ihr flog ich gen Himmel und meine Freudenjauchzer mir voraus. Am schönsten war das natürlich auf Vatis Schoß!

1939 entschied der Mann mit dem Bärtchen unter der Nase, unser Glück habe lange genug gedauert, nun sei er dran. Dafür brauchte er viele Helfer, die in anderen Ländern die bösen Menschen suchten, die Deutschland zerstören wollten. So jedenfalls versuchte mein Vater mir zu erklären, warum er plötzlich eine Uniform trug und Mutti sich an ihn lehnte und leise weinte. Dann machten wir noch ein Foto von uns auf der Schaukel. Vati hatte Tränen in den Augen, als er meine Mutter umarmte und mir übers Haar strich: „Mein Dötzlein“ flüsterte er. Wir schauten ihm nach und winkten, bis er um eine Hausecke verschwand. Es dauerte sechs lange Jahre, bis wir uns endlich wieder in die Arme nehmen und in die Augen sehen konnten.

Für uns zwei Frauen begann eine schlimme Zeit. Jeden Tag gab es jetzt Flieger-Alarm. Noch heute friere ich beim Geheul der Sirenen. Meine Mutter hatte für uns im Keller alles so hergerichtet, dass wir im Notfall einige Zeit dort bleiben konnten. Nach und nach handelten wir automatisch: Sobald der Fliegeralarm losging, schnappten wir uns die immer fertig gepackten Taschen und liefen in den Keller. Die Tasche meiner Mutter war voll mit wichtigen Unterlagen, damit man uns identifizieren konnte. Dann saßen wir alleine im abgedunkelten Keller, während die Geräusche um unser Haus immer bedrohlicher wurden. Es zischte und dröhnte, heulte und krachte. Dann der hohe schrille Ton der Tiefflieger und das Stakkato der deutschen Flak, die im Licht der Suchscheinwerfer die englischen Maschinen beschoss. Ich kuschelte mich an meine Mutter und bewegte mich kaum, starr vor Angst. War dann der Angriff endlich vorbei, löste sich die Starre, und ich zitterte am ganzen Körper. Dass Mutti auch Angst hatte, merkte ich daran, dass sie mir nichts vorlas oder eine Geschichte erzählte. Ein Angriff war so schlimm, dass ich einen furchtbaren Schreckkrampf bekam, und sie eine Ärztin holen musste. Das war wohl der Auslöser für ihren Brief an den Cousin in Wuppertal. Sie wollte mich aus dem Bombenterror retten und bat Onkel Walter, uns für kurze Zeit aufzunehmen. Mein Onkel war einverstanden, und so saßen wir eines Tages im Zug ins bergische Land.

Fort nur fort

Die Zugfahrt in der überfüllten „Holzklasse“ (nichts war gepolstert), war in diesen Monaten ein beängstigendes Unterfangen. Der Lokführer musste dauernd bremsen oder anhalten, weil gerade Tiefflieger unterwegs waren, die den Zug angriffen. Wir saßen in der Falle, auf Biegen und Brechen! Alle Menschen um uns herum, wimmerten vor Angst, manche beteten. Andere saßen nur da, erstarrt wie Puppen.

Endlich waren wir am Ziel. Ganz erschöpft, aber noch einmal heile davon gekommen. Mein wortkarger Onkel nahm uns mit zu seinem großen Bauernhof. Meine Mutter war auf einmal ganz anders, als zu Hause. Sie zeigte mir alles, was sie kannte und wiederholte immer wieder „Hörst du, wie ruhig es ist! Man hört sogar die Vögel zwitschern.“ Und dann bogen wir in den Feldweg ein, den ich schon kannte. Da stand das Wohnhaus, verkleidet mit dunklem Schiefer, die Fensterrahmen und die Türen dunkelgrün gestrichen. Alles sah friedlich und gepflegt aus.

Im Hof schnatterte es aus vielen Kehlen: Gänse, Enten und Hühner rannten herum. Aus dem Kuhstall drang das Brüllen der Bewohner und das Quieken des Schweine-Nachwuchses. Ich öffnete die Stalltür und da hing sie noch, die alte Schaukel im Stall. Mir ging es jetzt einfach gut und Mutti lachte mal wieder. Es schien, als hätten wir einen bösen Traum gehabt, denn hier war alles noch in Ordnung. Ich streifte wieder mit Ilse und Rolf, Onkel Walters Kinder, durch die Gegend und half meiner Tante Anna in ihrem Garten. Zur Belohnung gab es dann frischen Salat mit selbst geschnittenen Kräutern und frischer Sahne. Doch nach und nach drangen auch zu uns schlimme Nachrichten, die ein Sprecher mit krächzender Stimme aus dem alten Radio verkündete. Die Angst kroch wieder in mir hoch, mein Bauch tat weh und mein Kopf wurde heiß, und ich suchte nur immer Muttis Nähe. Die hatte mit meiner Tante den Keller eingerichtet, wenn sich

Tiefflieger mal für die zwei Höfe interessieren sollten. Onkel Walter fand das alles völlig überflüssig, doch er stellte mit seinem Arbeiter trotzdem ein altes Feldbett auf. Für uns Kinder, meinte er.

Eines Tages kam dann die Nachricht, vor der wir uns so gefürchtet hatten, Wuppertal war auch bombardiert worden. Und dann ging es Schlag auf Schlag. Jeden Tag dröhnten die Motoren der Bomber über uns hinweg, und immer wieder versteckten wir uns vor den Tieffliegern. Nun war es auch hier vorbei mit der Gelassenheit. Onkel und Tante machten sich große Sorgen um die Tiere. Doch sie bekamen keine Gnadenfrist für die Problemlösung.

In der so genannten „Phosphor-Nacht auf W.- Barmen wurde auch unser Hof zerstört. Ich weiß nur noch, dass wir alle im Keller saßen, weil die Sirenen im Nachbardorf Alarm gaben.

Onkel Walter war beim Melken, als es plötzlich einen dumpfen Knall gab und alles anfang zu wackeln. Die Wände bekamen Risse und die Luft war voller Staub. Wir mussten husten und bekamen kaum Luft. Oben an der Kellertreppe stand Onkel Walter und schrie: „Es brennt! Los, beeilt euch. Wir müssen hier weg!“ Wie es weiter ging, hat mir Mutti später erzählt. Alle liefen zum Nachbarhof und merkten dort, dass ich fehlte. Man suchte nach mir und fand mich nach ca. drei Stunden in den Trümmern. Meine roten Haarschleifen an den Zöpfen lugten durch eine Öffnung und retteten mich. Ich war wohl bewusstlos aber äußerlich unverletzt. Als ich wieder erwachte, konnte ich nicht sprechen, und das starke Zittern des Körpers wollte gar nicht mehr aufhören. Es dauerte fast ein halbes Jahr, bis ich wieder richtig sprechen konnte. Das Zittern, vor allem in den Händen, hat mich lange Zeit begleitet.

Bis es mir besser ging, kamen Mutti und ich auf dem Nachbarhof unter. Und danach ging es zurück nach Witten, denn unser Haus stand noch!

Eine kurze Atempause

Ich freute mich riesig, wieder in Witten zu sein. Alles schien so, wie wir es kannten. Ruth und Luise, meine Freundinnen, wohnten noch dort. Herrn Kujava besuchte ich im Garten. Er freute sich, mich zu sehen und hängte gleich meine Schaukel wieder ein. Das war ein Spaß, als er mich anstieß, und ich ganz allein schaukeln konnte. Und noch eine Überraschung hatte er, wir Kinder durften uns das Gartenhaus von innen ansehen. Doch das wurde eine herbe Enttäuschung für uns! Keine Geister, keine Hexe, keine Hänsel und Gretel – nur Gartengeräte und ein Fahrrad. Von nun an interessierte uns das Haus nicht mehr.

Bald bemerkten wir, dass sich etwas veränderte. Witten geriet immer mehr in die Schusslinie der Flieger-Verbände. Wir Kinder konnten nur noch am Haus spielen. Wir waren schon auf das Heulen der Sirenen eingestellt. Sobald dieser scheußliche Ton erschallte, ließen wir alles liegen und rannten in den Keller. Das passierte jeden Tag, ans Kochen war kaum noch zu denken. Unser Leben wurde bestimmt vom Rhythmus der Angriffe.

Dann flatterte eines Tages ein Brief von Muttis Schwester ins Haus. Tante Leni lud uns nach Hinterzarten ein. Gleichzeitig sollten ihre kranken Eltern zu ihr kommen. Mutti ließ sich nicht lange bitten. So saßen wir bald in einem kalten, mit Menschen voll gestopften Zug. Die Fahrt war eine einzige Katastrophe, weil der Zug immer wieder beschossen wurde. Dann hielt er auf freier Strecke, und wir hörten das Weinen und Beten der Menschen. Der Zug war so überfüllt, dass man nicht zur Toilette kam. In ihrer Not hielten die Mütter ihre Kinder aus den Zugfenstern. Wie die Erwachsenen das Problem lösten, weiß ich nicht. Nach vielen quälenden Stunden stand der Zug endlich im Bahnhof Hinterzarten. Wir durften erst aussteigen, als die verletzten Passagiere vom Roten Kreuz geborgen worden waren.

Tante Leni hatte uns zwei Mansarden-Zimmer angemietet, von denen nur eins einen Ofen besaß. Wir schliefen im anderen, weil Mutti Angst vor Kohlenmonoxyd hatte. Doch wir mussten nach kurzer Zeit ins andere Zimmer ziehen. Im Schlafzimmer regnete es direkt auf unser gemeinsames Bett. Die Wände schimmelten schon und es roch modrig. Ich bekam eine Blasenentzündung, schlimm für meine Mutter!

Hinterzarten war voll fremder Menschen, die schutzsuchend aus den Krisengebieten in den Schwarzwald geflohen waren. Im größten Hotel am Ort hatte man viele Pimpfe untergebracht. Das waren die jüngsten Mitglieder der Hitlerjugend. Jeden Tag marschierten sie singend an unserem Haus vorbei. Ich lief begeistert ein Stück mit und sang alles mit, was ich kannte. Bald kannten sie mich auch, und eines Tages luden mich drei von ihnen zum Skilaufen ein. Mutti hatte nichts dagegen, und so zog ich los zum Skispringen! Doch als ich mit zerrissenem Anzug und zerkratztem Gesicht nach Hause kam, beendete sie das Vergnügen.

In Witten hätte ich eigentlich eingeschult werden sollen. Wegen der häufigen Angriffe war das nicht mehr möglich. So erlebte ich meinen ersten Schultag in Hinterzarten. Zur Schule ging ich gerne, doch leider nur kurz. Die Tiefflieger fanden uns auch hier.

Noch keine Erlösung

Für uns war es nichts Neues mehr, den Tag und die Nacht dem Rhythmus der Angriffe anzupassen. Die gepackten Taschen standen griffbereit, mein Schulranzen auch. Sobald sich die Sirenen meldeten, gingen überall die Lichter aus, und die Einwohner liefen so schnell es ging in die umliegenden Wälder. Es war ein furchtbares Gefühl, wenn man zu spät loslief. Dann hörte man schon den typischen Ton der Tiefflieger. Sie kamen wie der Blitz und schossen gezielt auf alles, was sich bewegte. Die Menschen hockten unter den dichten Baumdächern, möglichst weit weg von einer Lichtung. Keiner sprach, kein Kind weinte, aus Angst entdeckt zu werden. Natürlich konnte man uns in den Maschinen nicht hören, aber sobald jemand beim Sprechen gestikuliert, bestand die Gefahr entdeckt zu werden.

Die schönen Tage waren nun für uns auch hier vorbei. Die Schule wurde vorläufig geschlossen. Warmes Essen gab es nur noch ab und zu. Das Ergebnis für mich: weil die Milch nicht abgekocht werden konnte, trank ich sie frisch und bekam nach einiger Zeit starke Bauchschmerzen. Mit Verdacht auf Blinddarm-Entzündung brachte man mich ins Krankenhaus und dort stellte man fest, es war Bauchtuberkulose. Ich musste also länger in der Klinik bleiben. Meine Mutter bekam in der Zeit eine Nachricht, dass unser Haus bombardiert worden war. Sobald ich entlassen wurde, fuhren wir zurück nach Hause. Doch es gab das „Zuhause“ nicht mehr! Wir standen mit Herrn Kujava ungläubig vor dem großen Trümmerhaufen, der mal unsere kleine Heimstatt gewesen war. Ich weinte ratlos, weil ich keine Sachen von mir fand. Nur einen Arm von Puppe Käthe. Das regte mich so auf, dass ich einen Schüttelfrost bekam. Unser Nachbar nahm mich auf den Arm und trug mich zu sich nach Hause. Dann ging er mit Mutti zu einer Lagerhalle, wo alles gesammelt und untergestellt wurde, was aus den Trümmern gerettet werden konnte. Unter anderem hatten unser Klavier und die Nähmaschine den Angriff ziemlich heil überstanden.

Das war ein kleiner Lichtblick für meine Mutter! Jetzt hatten wir keine Bleibe mehr, und die Leute beim Amt konnten nichts für uns tun. Kurze Zeit blieben wir bei den Eltern meiner Freundin Luise. Dann bekamen wir Bescheid, dass wir ins Sauerland evakuiert würden, bis sich die Lage im Ruhrgebiet wieder etwas entschärft habe.

Mit unserer großen Truhe und kleinerem Gepäck, fuhren wir bedrückt ins Unbekannte. Der Bauer, der uns aufnehmen sollte, erwartete uns am Ziel-Bahnhof. Ziemlich wortkarg half er uns auf seinen Pferdewagen und brachte uns in sein Dorf auf seinen Hof. Dort zeigte er uns unsere neue Unterkunft: ein kleines Hinterzimmer, sparsam möbliert, mit Blick auf den Hühnerhof. Im Zimmer gab es eine Waschgelegenheit, die Toilette lag auf der anderen Seite der großen Diele. Die war kalt (Steinboden) und dunkel. Ich hatte Angst nachts alleine dadurch zu gehen. So war Muttis erste „Amtshandlung“, ein Töpfchen zu organisieren.

Wir schliefen wieder in einem Bett und teilten uns eine große Tasse. Wenn der „Muckefuck“ (kein Bohnenkaffee) aus der Tasse duftete, stipten wir unsere Brotscheiben in die warme Brühe. Dann konnte man sie genüsslich aussaugen. Manchmal schenkte uns die Bäuerin etwas, z.B. Salz oder Zucker. Gesüßter Kaffee schmeckte mir so gut wie Schokolade!

Nach und nach erkundeten wir unsere neue Umgebung. Das Dorf bestand aus vier Höfen, in deren Scheunen hunderte von russischen Gefangenen untergebracht waren und von Deutschen bewacht wurden. Wenn sie ihre Mahlzeiten bekamen, hörte man schlimmes Gebrüll, dann schien sich die Scheune zu bewegen. Ich hatte Angst vor diesen Menschen. Da es im Dorf keine Kinder gab, hatte ich den schwarzen Hofhund zum Spielfreund ernannt.

Mami, ist das die Hölle?

Anton, der schwarze Hofhund, war außer sich vor Freude, wenn er los-gebunden wurde. Er wich nicht von meiner Seite, und ich war auch ohne meine Freundinnen zufrieden. Im Nachbardorf gab es eine noch funktionierende Schule. Sie bestand aus einem Raum mit Bankreihen. In jeder Reihe saßen Schüler eines Schuljahres, vorn die Erstklässler und hinten die älteren Schüler. Die Lehrerin, jung und energisch, unter-richtete geschickt alle Kinder, jede Klasse nach ihrem Unterrichtsstoff. Mir machte dieser Unterricht viel Spaß. Im Gegensatz zum Schulweg, der ca. eine Stunde dauerte. Immer einer Pappel-Allee nach. Weil das so langweilig war, sang ich lauthals oder versuchte zu pfeifen. Irgend-wann gesellte sich auf halber Strecke ein anderes Mädchen dazu, das auch neu in der Gegend war.

Dann kam der Morgen, an dem ich plötzlich das mir bekannte Geräusch, ein hohes Sirren, vernahm: Tiefflieger! Ich war wie gelähmt, konnte nicht fliehen. Zum Glück hatte mich der Pilot wohl nicht entdeckt. Doch danach waren die Angriffe jeden Tag. Wir versuchten, uns zu verstecken, indem wir uns in den Straßengraben warfen. Meine Mutter nähte mir mit der Hand ein beige/graues Cape, das fiel nicht so auf, wenn ich mich an einen Baumstamm presste. Doch irgendwann ging nichts mehr. Es wurde lebensgefährlich. Die Lehrerin unterwies unsere Mütter, wie sie uns als „Aushilfslehrerinnen“ unterrichten könnten. Sie kam ab und zu zur Kontrolle. Das klappte gut, und wir waren zufrieden. Doch das änderte sich in kurzer Zeit!

Ich spielte draußen, als mir ein seltsames Geräusch in der Luft auffiel. Es kam langsam näher und man hörte jetzt ein Rasseln und Quietschen. In der Scheune wurde es still und die deutschen Bewacher liefen aufgeregt hin und her und riefen sich etwas zu. Mutti kam angelaufen mich ins Haus zu holen, doch zu spät! Dann kamen sie, 60 amerikanische Panzer, die eigentlich zu einer anderen Stelle gerufen worden

waren. Um diese Ungeheuer herum, Soldaten mit Gewehren im Anschlag, die den Deutschen etwas zuriefen, was ich nicht verstand. Die Deutschen hoben die Hände, während die Gewehre auf sie zielten. Mit dem Rücken an der Scheune saßen sie schließlich auf dem Boden. Die Gefangenen fingen an in der Scheune zu randalieren. Sie gaben erst Ruhe, als ein Amerikaner vor dem verschlossenen Tor in die Luft schoss. Anton verstand nichts und bellte sich die Seele aus dem Leib. In mir kroch wieder dieses Frieren hoch und Mutti stand da, wie eine Statue, aber ich fühlte das Zittern ihrer Hand.

Ja, es war die Hölle!

Dann sahen wir, wie ein Amerikaner mit den Bauern sprach, und die Frau anfang zu weinen. Mein Herz klopfte wie ein Schmiedehammer, irgend etwas stimmte nicht. Der Bauer kam zu uns und erklärte, dass die Amerikaner drei deutsche Panzer „aufbringen“ wollten. Die standen hinter einem Hügel und wollten sich nicht ergeben. Es könnte also zu einem kurzen Panzer- Schusswechsel kommen. Mutti blieb ganz ruhig, aber ihre Hand krampfte! Draußen hoben die Soldaten einen Graben aus. Die Erwachsenen brachten Sitzgelegenheiten, Kerzen, Decken und etwas zu Essen und Trinken. Der Platz vor dem Hof war jetzt leer, wir kletterten in den Graben, und Mutti nahm mich auf den Schoß. Wir kuschelten uns unter einer Decke aneinander. Und dann ging minuten-, stundenlang? die Hölle los: es donnerte, krachte, zischte und pfiß über uns hinweg und dazu die Blitze der Mündungsfeuer. Ich wusste vor lauter Angst nicht ein noch aus! Wir klammerten uns aneinander und wurden ganz starr.

Das Ende

Ich konnte bald nicht mehr richtig hören, und zitterte ohne Unterlass am ganzen Körper. Dann war der Spuk vorbei, man hörte nichts mehr.

Doch nach ein paar Minuten war die Luft erfüllt von Lauten: Menschen schreien und stöhnten, die Kühe brüllten im Stall. Zwei hatten sich losgerissen und liefen wie irre, verletzt über den Hof. Hinter ihnen her liefen schreiend einige Gefangene mit Messern in der Hand. Anschließend scheinend wollten sie die Kühe schlachten. Aber die Amerikaner trieben sie zurück in die Scheune. Mir fiel plötzlich auf, dass ich Anton weder gehört noch gesehen hatte. Er reagierte auch nicht auf mein Rufen. Ich ging in Richtung seiner Hütte, und da fand ich ihn: er lag auf der Seite, die Augen geöffnet und den Kopf voller Blut. Man hatte ihm die Schnauze gespalten! Das war einfach zuviel für mich! Ich schrie und schrie und konnte nicht mehr aufhören. Schließlich kam ein großer Soldat zu mir, hob mich auf und sagte: „Mami?“

Als wir in das kleine Zimmer kamen, sah ich meine Mutter vor der Truhe stehen. Sie hinderte entschlossen mehrere Russen daran, sich an Vatis Sachen zu bedienen. Doch die lachten nur, und einer bedrohte sie sogar mit einem Messer. Der freundliche Amerikaner nahm die Betrunkenen mit. Wir waren so erschöpft, dass wir uns ein bisschen schlafen legten.

Kurze Zeit später, hieß es: der Krieg ist vorbei! Ich verstand gar nicht, warum die Erwachsenen lachten, sich umarmten und Freudentränen vergossen. Ich hatte in meinem Leben fast nichts anderes kennen gelernt als Bomben- und Tiefflieger-Angriffe. Dann kam ein Brief aus Dortmund von den Eltern meines Vaters. Sie luden uns zu sich ein. Sie hatten im Haus ein Zimmer für uns angemietet, mit zwei Betten darin. Ich war überglücklich und Mutti sicherlich auch. Zum

Essen und zum Baden gingen wir nach unten zu Vatis Eltern. Dabei blieb es, bis mein Vater zu uns zurückkam. In der Zwischenzeit begann ein anderer Überlebens-Kampf. Alle waren damit beschäftigt, sich eine neue Existenz aufzubauen.

Dazu brauchte es gute Ideen, Kraft, Mut und Optimismus!

Vera Schröder

Die Muschel

Soldat war er im fremden Land,
als er am Strand die Muschel fand,
am Strand der fernen Normandie.
Ein Souvenir, das sollt es sein,
für seine Kinder, fern daheim.



Eine Muschel für die Kinder,
bald wird er sie wiederseh'n.
Der Krieg, er wird zu Ende sein
Und die Siegesfahne weh'n.

Er kam nicht zurück nach Haus.
Er war tot – der Krieg war aus.
Nach Hause kamen ein paar Reste
Und die Muschel in der Weste.



Die weiße Muschel für die Kinder
Lag sechzig Jahre wohl verwahrt.
Ich fand sie gestern in der Lade,
ich, ein Mann mit grauem Bart.

„Fort bloque Atlantik 43“ steht geschrieben,
im Souvenir für seine Lieben.

Ich halt die Muschel in der Hand.

Vater hab ich nie gekannt.

Anna-Elisabeth Gleißner



Christa Reimann

21149 Hamburg

1935 bin ich in Hamburg geboren und war fast vierzig Jahre als Verwaltungsangestellte tätig. Nun lebe ich nach meinem Berufsleben mit Ehemann und Hund in einem Reihenhaus mit Garten im Hamburger Randgebiet.

Etliche Schreibseminare habe ich besucht. Seit 1995 verfasse ich Texte und zu meiner Freude wurde einiges davon veröffentlicht.

Bei der IGdA-aktuell Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik bin ich ehrenamtlich tätig und für die Prosa verantwortlich.

Einen Erzählreigen als Zeitzeugin in der Zeit von 1939 bis 1945 und die Biografie meines Mannes in der Fremdenlegion von 1952 bis 1957 habe ich vollendet.

Irgendwo scheint die Sonne

Sommer 1943. Ohne Himmel! Staubglocke! Die Fenster des vierstöckigen Hauses in Hamburg - Harvestehude – ohne Glas. Zersplittert – zerbrochen durch die Bombeneinschläge in den benachbarten Häusern der Straße. Großmutter fegt in der Wohnung die Glasscherben zusammen. Die Fensterrahmen werden provisorisch vom Großvater mit Zelluloidbahnen mit feinen Drähten darin, wieder ausgefüllt.

„Ob wohl heute Nacht wieder der Tommy kommt?“, fragt Christa ihren Großvater. „Hoffentlich nicht. Noch so'ne Nacht“, Großmutter blickt müde.

„Los, los! Ihr müsst aufstehen! Runter in'n Bunker!“ Christa und ihr Bruder Gunter schrecken hoch aus ihren Betten. Die Großeltern stehen in der Kinderzimmertür. Bereits angezogen. Bepackt mit Taschen.

„Komm' Gunter, schnell!“

Christa greift ihrem Bruder an die Schulter. Er ist so klein und mager. Fünf Jahre alt und immer müde, weil nachts die Fliegerbomben fallen. Christa – einen Kopf größer und mit acht Jahren schon verständiger, wirft ihm seine Unterhose hin, die er sich in Panik über den Kopf zieht. Christa muss trotz des Gewusels lachen.

„Deine Hose, deine Hose über die Beine.“ „Das ist nicht zum Lachen, Christa. Hilf lieber deinem Bruder!“ Die Mutter trägt den Babybruder im Stekkissen im Arm. Steht neben den Großeltern in der Tür.

Draußen heulen die Sirenen. Langgezogene Töne, im schnellen Auf und Ab. Der Rundfunkempfänger dröhnt: „Feindliche englische Flugzeuge im Anflug auf Hamburg, über der Nordsee bei Cuxhaven gesichtet. Suchen Sie die Schutzräume auf. Heil Hitler!“ Christa zerrt sich ihr Kleid über den Kopf. Sie kämpft mit ihrem Bruder, ihn anzuziehen. Gar nicht so einfach für eine Achtjährige. Dann weint er auch

noch. Die Knöpfe an seinem Pullover schafft sie nicht zuzumachen. Und immer die Stimmen der Großeltern und der Mutter im Ohr. „Los, kommt, kommt. Oder wollt ihr, dass der Tommy die Bomben auf uns schmeißt?“ Im Rauslaufen aus der Wohnung schnappt sich Christa noch ihren Plüschaffen, dem ihre Mutter einen kleinen weißen Spitzenunterrock genäht hat.

So geht's holter die polter die Treppen hinunter. Mutter, das Baby auf dem Arm. Christa, ihren Bruder an der Hand hinter sich herzerrend. In der anderen Hand den Affen. Und am Schluss die Großmutter mit Taschen und einem Koffer. Der Großvater ist Luftschutzwart und muss zum Einsatz. Auf dem Gartenweg zum Bunker kann Christa lange weißgrelle Scheinwerfer sehen, die wie Riesenfinger den Nachthimmel abtasten.

„Mama, guck' mal. Gleich kommen die Flieger. Und dann werden sie von der Flak abgeknallt..“ „Komm, jetzt Kind. Guck nicht so viel. Rein in'n Bunker.“

Im Bunker sitzen schon die Nachbarn. Auch Christas Freundin Röschen Rosenberg mit ihrer Familie. Röschen zu Christa: „Wollen wir nach der Entwarnung mal gucken, was in den Trümmern von Haus Nr. 23 rumliegt?“

„Seid ruhig ihr beiden. Lasst das Sabeln.“ Es ist die Stimme von Röschens Mutter. Jetzt hören sie. Lauschgesichter.

Ein dumpfes Bumsen! Kalk rieselt von den Wänden. Der Fußboden hebt sich. Die Decke schwankt hin und her. Christa presst die Hände auf die Augen und klammert sich an die Mutter. Wühlt ihre Faust in die Armbeuge ihrer Freundin.

„Nimm' den Kopf zwischen die Hände und dann in deinen Schoß.“ „Es soll aufhören! Aufhören!“

Das Ballern wird schwächer und schwächer und hört schließlich ganz auf. Das langgezogene Heulen der Entwarnung ist zu hören.

Ein Mann tritt durch die Luftschutzkellertür. Er trägt eine braune Uniform und am Ärmel die rote Binde mit dem schwarzen Hakenkreuz auf weißem Grund. Herr Liske - der Blockwart. „Ihr könnt wieder in eure Wohnungen gehen. Der Angriff ist vorbei“, ruft er von der Tür her. Er blickt in die

Runde der Menschen: „Hallo. Ihr da. Ihr wisst doch, dass ihr nicht in den Bunker dürft. Schlimm genug, dass euer Vater nicht an die Front muss! Nehmt hier den anderen den Platz weg! Bleibt im Haus. In Zukunft will ich euch hier nicht mehr sehen!“ Röschen, ihre Eltern und ihre Brüder tragen den gelben Davidsstern links auf ihren Mantelkrägen. In diesem Augenblick kommt auch Christas Großvater in den Bunker und hört die letzten Worte des Blockwarts. „Lass das Reden. Liske. Rosenberg hilft, wo er kann. Er ist Elektriker und macht die Leitungen, die durch die Bomben kaputt gegangen sind, wieder heil.“

Rosenbergs dürfen weiterhin in den Bunker gehen.

Alles strebt dem Ausgang entgegen. Vor der Tür empfängt sie die heiße Luft des in Flammen stehenden gegenüberliegenden Hauses. – Feurige Winde – überall Funken vom dunkelsten Rot bis zum hellen Orange. Brennende, riesige, ausgestreckte Hände – die Bäume in der Strasse. Schwefelgeruch – Christas Hand umklammert den Ellenbogen ihrer Mutter. Hastende Menschen mit Wassereimern.

„Aber guck' mal – alle Scheiben sind wieder kaputt, die Opa heute morgen heilgemacht hat.“

„Egal, wir können wieder in unsere Betten.“

Und doch im März 1945 vor Kriegsende verliert Christa ihre Puppenwiege. Der Bunker hinten in den Gärten - ein langgestreckter niedriger Betonbau macht einen Satz in die Luft, als der brandlose Volltreffer das Haus trifft. Christa glaubt, ihre Schädeldecke fliegt weg. Es rüttelt und schüttelt sie. Die Köpfe der um sie Herumsitzenden sind grau vom Staub. Angst macht die Gesichter alt. Zementstücke lösen sich von den Wänden. Das fahle Licht in der Deckenbeleuchtung flackert und verlöscht. Röschen und Christa hocken eng beieinander. Ihre Familien und Nachbarn auf den hölzernen Bänken zusammengedrängt. Wie die Vögel in dem großen Vogelbauer - Opas Kanarienvogel oben im Wohnzimmer oder doch nicht - wie Hühner auf der Stange. Nur sie gackern nicht. Sind ganz still. „Hast du auch solche Angst?“ fragt Christa ihre Freundin. „Ja, ja. Aber gleich ist es vorbei. Sollst sehen. Morgen spielen wir wieder zusammen.“ Die Sirenen tönen. Auf

und ab. Ein schriller Ton, von dem Christa weiß, jetzt ist es vorbei. Sie kann wieder hinaus aus dem dumpfen stickigen Bunker. Nacht :für Nacht geht es so - diese Fliegerangriffe 1943 - 1945 auf Hamburg. Ihre Familie und sie haben bisher Glück gehabt. Nach den Angriffen können sie bisher immer wieder in ihre Wohnungen zurück. „Entwarnung!“, ruft Christas Großvater von der Tür her.

„Hat' ne Bombe getroffen?“, fragt jemand.

„Kommt erst mal raus!“ Alles schiebt und drängt in die rauchige stickige Luft. Das Atmen fällt Christa schwer.

„Komm, Christa.“ Röschen zieht an Christas Hand. Sie legen die Hände ineinander, gehen gemeinsam mit ihren Familien hinaus. Nachts gegen zwei Uhr.

„Na, unser Haus steht ja noch“, sagen die Mütter zueinander. „Ja, es war wohl nichts.“

„Komm“, spricht Christas Opa, „wir können nicht in unsere Betten. Das Haus ist vorne weg.“ Röschen löst sich heftig aus Christas Hand: „Wieso denn, wieso denn?“ Christa tappst hinter ihrer Freundin her. Röschen wendet sich zu Christa um. Macht ein paar Schritte rückwärts. Schritt: für Schritt verschwindet sie in der Dunkelheit. Der Davidsstern auf ihrem Mantelaufschlag ist das Letzte, das Christa von ihrer Freundin sieht. Das Gelb des Stoffsterns wird schwächer und schwächer in der Nacht. Wird schließlich völlig von ihr aufgesogen. Christa hat sie nie wieder gesehen. Rosemarie Rosenberg. Mutter, Vater (er ist aus Belgien geflohen vor den einrückenden Amerikanern) Großvater, Großmutter, Bruder Gunter und der kleine Bruder - zweieinhalb Jahre alt - sieben Menschen bepackt mit Koffern und Taschen stolpern in die Nacht. „Ich will das Haus sehen“, sagt die Mutter.

„Es steht doch noch. Die Schlafzimmer sind doch heil.“ Das vierstöckige Haus sieht von hinten unversehrt aus. Sie gehen alle durch den Torbogen, um vorne nachzusehen. Um die Straßenecke geht es. Der vordere Teil des Hauses ist wie mit der Axt abgeschlagen, weg - einfach weg. Ein riesiger Trümmerhaufen türmt sich vor den nicht von der Bombe getroffenen vier Etagen auf. Hinter dem aufragenden Mauerwerk steht

der Mond. Hoch am Himmel. Rund. Scharf umrissen in ihm - das Mondgebirge. Sein weißes Licht fasert über das Gewesene. Hin und her huschende Schatten - Christas Nachbarn.

„Mama, ich kann nicht in mein Bett. Da oben ein Stück Flur. Dahinter ist mein Bett. Meine Puppe liegt da in der Wiege.“ Das Kind grieselt vor sich hin. „Ja, Christa. Es ist alles kaputt. Nun heule nicht. Wir können alle nicht in unsere Betten. Von Omas und Opas Schlafzimmer ist auch nichts mehr zu sehen.“

Die Stimme der Mutter - abgehackt. Der kleine Bruder schläft am Hals der Mutter. Wenn er wach wäre, könnte er nicht verstehen, was geschehen ist. „Mein Spielzimmer, mein Spielzimmer!“, ruft Christa. „Du sollst da nicht hinlaufen!“ Ihr Großvater rennt hinter ihr her und versucht sie zu fassen. „Ich will darauf, darauf! Meine Spielsachen sind dazwischen.“ Der Großvater: „Du sollst das nicht. Es könnte einstürzen. Zum Glück keine Brandbomben. Nur ein Volltreffer.“ Das Kind versucht in dem Schutthaufen Fuß zu fassen. Mittlerweile suchen und wühlen auch Nachbarn in dem riesigen Haufen bröckelnder Steine noch nach Brauchbarem aus ihren Haushalten. Bunte Blumen - gemalt auf hölzernem grünfarbenen Grund.

„Meine Puppenwiege. Es ist meine Puppenwiege!“, schreit Christa, „Hier war mein Spielzimmer!“ Sie zieht und zerrt und reißt mit kleinen Fingern. Sie wühlt sich in den Dreck hinein. „Lot dat, mien Lütten. Du findst' hier nix mehr.“ (Lass das, meine Kleine. Du findest hier nichts mehr.) Der Großvater ist ebenfalls auf den Schuttberg hinter seiner Enkelin hergeklettert. Mit einer Taschenlampe leuchtet er die Trümmer ab. „Doch hier muss es sein!“ Das Kind schreit, dass es weiter suchen wolle. Er nimmt seine Enkelin auf den Arm. Sieht in das verschmutzte Gesicht, das verstruppte Haar. In der Kinderhand - das Fußende einer hölzernen Wiege - bunte Blumen auf hölzernem Grund. „Lasst uns zur Moorweide gehen. Da werden wir eingeteilt!“

Seine Stimme ist anders als sonst. Christa sieht ihn an: „Weinst du, Opa?“

„Nee, mien Deern. Dat is nix. Weest doch, Indianer kennt keen Schmerz.“

„(Nein, mein Mädchen. Das ist nichts. Du weißt doch, Indianer kennt keinen Schmerz.) Vorsichtig klettert er mit seiner Enkelin im Arm den Trümmerberg hinab.

„Los, nu geiht dat los! Kommt nu!“ (Los, nun geht es los! Kommt nun.) Opa und Papa packen die Koffer und Taschen. Großvater klemmt sich außerdem noch den schwarzen Holzkasten mit seiner Zither darin unter den Arm. Bei Fliegeralarm muss das Musikinstrument immer mit in den Bunker. Die beiden Männer gehen voraus. Großmutter mit dem vierjährigen Gunter an der Hand hinterher. Christa an Mamas Hand - den Lütten auf dem Arm. Sie bilden den Schluss. Sieben ohne Wurzeln nun. Die Moorweide - am Dammtor -Sammelplatz für Menschen, die, wie es heißt „Bombengeschädigte“ sind. „Weeßt noch, Marie. Hier sünd wi for 30 Joam oak all west. As ick in den ersten Weltkrieg müss.“ (Weißt du noch, Marie. Hier sind wir vor 30 Jahren auch bereits gewesen. Als ich in den ersten Weltkrieg musste.) „Jo, aver doar heffwi uns Peer noch hat. Nu heffwi gonix mehr.“ (Ja, da haben wir aber noch unsere Pferde gehabt. Nun haben wir gar nichts mehr.) Großmutter spricht hoch, leise. „Doch“, sagt Großvater, „Wi sünd tosomen. Wi levt doch.“ (Wir sind zusammen. Wir leben noch) Wenn die Bombe zehn Meter weiter eingeschlagen wäre, dann hätte sie unseren Bunker getroffen, un wi weern all weg west.“ (Und wir wären alle weg gewesen) Irgendwann in dieser Nacht bekommen die vielen Obdachlosen dieser Bombennacht Quartiere zugewiesen. Es sind Turnhallen und Schulen - sofern noch nicht von Bomben zerstört. In der Turnhalle einer Schule sind roh zusammengezimmerete Bettgestelle übereinander gestellt; jeweils immer zwei. „Hier soll ich mich reinlegen“, jammert Christa, es ist doch nur Stroh drin.“

„Komm her,“ sagt der Großvater, „wi leggt us tosomen hier hen.“ (wir legen uns zusammen hier hin.) Christa kuschelt sich an ihn. „Ach, ich möchte in mein Bett. Nach meinen Spielsachen. Scheißbomben!“ Der jüngste Bruder geht mit der Großmutter schlafen. Gunter mit Mama. Und Papa versucht sich auch auf dem Strohlager lang zu machen. Christa kann lange nicht einschlafen. Sie merkt, dass es ihrem Großvater

nicht anders geht. „Kannst du auch nicht einschlafen?“ fragt sie ihn. „Nee, lot mi nahdenken.“(Nein, ich muss nachdenken) Christa: „ Hier stinkt es so. Die vielen anderen Leute. Dahinten weint 'ne Frau.“ „Scht, scht, mien Deern. Verseuk to slapen.“(Scht, scht, mein Mädchen. Versuche zu schlafen.)

Christa Reimann



Elke Irmilind Sauer
47506 Neukirchen-Vluyn

Elke, Irmilind Sauer, 1941 in Pernitz/Österreich geboren, wuchs in Neuhaus bei Wolfsburg auf. Seit ihrer Heirat 1960 wohnte sie in Duisburg. Sie ist Mutter zweier Söhne und war Klinik-Sekretärin. Veröffentlichungen von Gedichten unter anderem in der Frankfurter Bibliothek und der Edition Wendepunkt. Ihr erstes Buch erschien 1995 unter dem Titel „Ist das mein Kind?“ Eine Neuauflage ist für 2007 bei dem Artwerk Verlag in Vorbereitung. Und zwei weitere Projekte sind für das Jahr 2008 in Bearbeitung. Heute lebt sie mit ihrem Ehepartner in Vluyn am Niederrhein und ist dort Mitglied in dem Auotrenkreis Neukirchen-Vluyn.

Grenzgänger

Die glücklichsten Erinnerungen meiner Kinderzeit sind die Schulferien, die ich bei meiner Großmutter verbringen durfte. Sie besaß ein Haus, Hof und Garten und fütterte Schweine und Hühner. Während wir in Westdeutschland hungerten, konnten wir uns bei Omi in Ost-deutschland so richtig satt essen. Und mit prall gefüllten Rucksäcken, dieses Mal noch mit einem Akkordeon, Omis Weihnachtsgeschenk für Lisa, traten wir die Heimreise an.

In den ersten Jahren nach Kriegsende ging Mutti mit uns beiden Schwestern grundsätzlich schwarz über die Grenze. Lisa war die Ältere und schon zehn, ich war erst acht Jahre alt. Und in dem waldreichen Gebiet, nur unweit unseres Dorfes, kannten wir uns inzwischen bestens aus und fühlten uns mit jedem Grenzgang sicherer. Heute jedoch war alles ganz anders. Es war nichts Greifbares, eben nur so eine Ahnung. Aber schon wieder schreckten Krähen auf und erhoben sich laut krächzend hoch über die Bäume. Und mit schrillum Warnruf senkten sich die Amseln, um flach über dem Erdboden davon zu fliegen. Mal knackte es neben uns im Gebüsch, dann wieder hinter uns. Blieben wir stehen, hörten wir nichts mehr und dachten, es sei nur ein Tier gewesen.

Bis plötzlich der Schrei einer Frau durch den Wald hallte. Wohl von weit her, aber immer noch erschreckend laut. Und eine Männerstimme rief: komm zurück! Gleich darauf folgte der Befehl „Stoi“! Dann fiel ein Schuss.

Das sind Russen, riefen Lisa und ich entsetzt. Und in unsäglicher Angst klammerten wir uns an unserer Mutter fest. Andererseits aber wollten wir auch unbedingt weg von ihr und wieder zurück laufen. Nur schnell fort, raus aus diesem Wald. Und ich weiß nicht, was wirklich geschah, aber es fand so etwas wie ein Kampf zwischen uns dreien statt. Irgendwie jedoch gelang es meiner Mutter, uns zurück zu halten und uns wieder einigermaßen zu Verstand zu bringen. Kinder, jetzt schaut

mich erst mal ruhig an und glaubt mir bitte, wir sind am sichersten, wenn wir weiter gehen. Mutti, wenn uns die Russen finden, was passiert dann? Das weiß ich auch nicht. Aber bestimmt werden wir schon länger beobachtet. Also tut was ich sage. Da vorne liegt ein Stamm, da machen wir erst mal Rast.

Esst und trinkt jetzt, wer weiß, wann wir das Nächste kriegen. Sollten wir aufgegriffen werden, wisst ihr ja, was ihr zu tun habt. Ja Mutti, keine Angst zeigen und nicht weinen. Und wir wischten uns die Tränen weg. Ohne jede Eile gingen wir nun weiter. Und es dauerte auch nicht mehr lange, bis der Soldat sich zu erkennen gab. „Stoi“ sagte er, und hielt uns sein Gewehr entgegen. Aber wir waren sowieso gleich stehen geblieben. Nun mussten wir umkehren. Das Gewehr drohend auf unsere Rücken gerichtet, ging er hinter uns, bis wir auf eine Lichtung kamen. Dort standen schon einige Gruppen, jeweils von einem Soldaten bewacht. Auch unser Soldat postierte sich mit seinem vorgehaltenen Gewehr uns direkt gegenüber. Wir durften uns nicht mehr bewegen und auch nicht miteinander sprechen. Und sobald Mutti spürte, dass wir Mädchen unruhig wurden, machte sie pscht. Erst mal passierte gar nichts. Außer, dass immer mehr Grenzgänger gebracht wurden. So auch diese Eltern mit einem kleinen Jungen, den wir schon von Weitem hatten weinen hören. Und wie hypnotisiert starrten diese Eltern immer nur in den Lauf des Gewehres und vergaßen ihr Kind zu trösten, das neben ihnen unaufhörlich weinte.

Noch immer wussten wir nicht, was mit uns geschehen würde. Aber wenigstens begann der Befehlshaber nun mit den Verhören. Er sprach mit jeder Person und ging von Gruppe zu Gruppe und war in gewisser Weise sogar freundlich. Zumindest war er nicht wirklich boshaft. Und immer am Ende des Verhörs brachte der jeweilige Soldat seine Gefangenen von dieser Lichtung. Dieses weinende Kind jedoch, machte den Kommandanten mehr und mehr wütend. Bis er zu ihnen ging, obwohl sie noch nicht dran gewesen wären. „Du Frau Kind still“, sagte er in barschem Ton. Aber sie reagierte nicht. Zornig wandte er sich von ihnen ab, und befahl dem Soldaten sie wegzubringen. Das Weinen

des Jungen verlor sich in Richtung Osten, wurde leiser und leiser, bis sie weit genug weg waren. Sogleich kam er zu Mutti. Was würde er mit uns machen, jetzt wo er so wütend war. Kaum wagte ich mehr zu atmen. Kritisch musterte er uns drei, fragte nach den Namen und ließ sich die Papiere zeigen. Was im einzelnen gesprochen wurde, kann ich nicht mehr erinnern. Auch nicht, welche Fragen er an mich und meine Schwester richtete. Aber ich weiß noch, dass wir ihm relativ unbefangenen antworten konnten. Letztendlich gab er dem Soldaten unsere Ausweise. Und mit dem Gewehr im Rücken verließen auch wir diese Lichtung.

Auf dem breiten Waldweg befahl uns der Soldat nach links zu gehen. In die Richtung, aus der wir gekommen waren. Gen Westen also. Zumindest im Augenblick. Schon bald schulterte er sein Gewehr und nach weiteren hundert Metern war er dann plötzlich neben uns. Ruhig und mit den wenigen deutschen Worten, die ihm zur Verfügung standen, begann er mit Mutti zu sprechen. Er wollte wissen, ob sie einen Mann hätte, wie alt wir Mädchen wären, und ob wir in eine richtige Schule gingen. Mutti umschrieb die Begriffe und nahm die Hände zu Hilfe. Wie das so ist, wenn man mit Menschen spricht, deren Sprache man nicht kennt. Und irgendwie ging die Unterhaltung voran. Manchmal lächelte sie sogar, nicht übertrieben, eben nur sehr leicht. Und voller Bewunderung schaute ich zu ihr auf. Und ich liebte sie sehr. Sie erzählte von unserer Großmutter, von der wir kämen, die uns so sehr hilft in dieser schweren Zeit. Und Großmütter scheinen in Russland wohl immer gute Frauen zu sein. Denn jedes mal, wenn Mutti Großmutter sagte, bestätigte er „gute Frau“

Ganz überraschend dann zog er uns in ein Gebüsch. Und wir mussten die Rucksäcke abnehmen und uns auf die Erde setzen. Er setzte sich zwischen Mutti und Lisa, und das Gewehr legte er hinter sich. Ich war neben Lisa. Also ihm nicht ganz so nahe, aber ich hatte entsetzliche Angst. Als erstes wollte er den Inhalt von Muttis Rucksack sehen. Bereitwillig breitete sie all die guten Lebensmittel vor ihm aus. Das sei vom Schwein erklärte Mutti und unsere Omi hätte auch einen großen

Garten. Sie würde alles selber machen. Wir im Westen hätten nicht so gutes Essen. Oma gute Frau, wiederholte er und klappte sein Taschenmesser auf und schnitt von dem Schinken ab. Gut, gut, lobte er kauend und Mutti legte noch Brot dazu. Auch für uns schnitt er von dem Schinken ab und reichte ihn uns noch auf dem Messer liegend. Und ich wagte kaum meinen Schinken zu nehmen, weil ja noch das Messer darunter war. Nach und nach hatte er alles durchprobiert und sich eine halbe Dauerwurst abgeschnitten. Die süßen Trockenpflaumen hatten es ihm angetan. Mutti reichte ihm die ganze Tüte. Aber er wehrte ab und sagte nein, für Kinder. Für Tochter, sagte Mutti, und er wiederholte Tochter. Er hatte ein neues Wort gelernt, lobte die gute Oma, die gute Mutter und liebe Tochter. Er hatte Fotos dabei, von seiner guten Frau und seiner Tochter, die er uns jetzt zeigte. Zwei Weihnachten schon hatte er sie nicht mehr gesehen. Das Mädchen war wohl so alt wie ich. Und ihr dunkles Haar war mir einer riesig-großen, weißen Schleife gebunden. Erst jetzt holte er das Akkordeon aus Lisas Rucksack und forderte sie auf, zu spielen. Nervös klimperte sie nur, bis Mutti am Brunnen vor dem Tore anstimmte und Lisa begleitete, so gut sie konnte. Sie müsse viel studieren, meinte er und nahm ihr das Akkordeon ab.

Virtuos glitten nun seine Finger über die Tasten und seine Stimme war so wunderbar, tief und voller Melancholie. Seine Musik klang so perfekt und vollkommen, er muss ein Künstler gewesen sein. Einige Lieder kannte Mutti und sang sie in Deutsch mit, andere summt sie nur leise. Und diese Musik war wie ein Wunder, hier, mitten im Wald. Und seine zauberhaften Töne schwebten mit unserem letzten Rest Misstrauen davon. Ein letztes Mal noch strich er sanft über die Tastatur, um es dann sorgfältig wieder in Lisas Rucksack zu verstauen. Eilig half er uns nun auf, und das Gewehr tat er über die Schulter. Uns voraus ging er schnell zwischen den Bäumen hindurch. Aber recht bald schon blieb er wieder stehen. Und als wir hinzukamen, trauten wir unseren Augen nicht. Vor uns lag eine breite, frisch gepflügte Schneise, die sich mitten durch den Wald zog. Noch vor zwei Wochen hatten hier Bäume

gestanden. Jetzt wird es ernst, sagte Mutti, sie machen ganz Ostdeutschland dicht. Und der Soldat deutete an, dass hier noch ein hoher Zaun hin käme. Wir sollten auf ihn warten, während er das Gelände sichtet. Und er ging auf diesem Grenzstreifen entlang, der später, nach absoluter und konsequenter Sicherung, der Todesstreifen genannt werden wird. Auf dieser noch feucht glänzenden Erdscholle ging er hin und her. Sehr oft blieb er auch stehen und horchte in den Wald, und dann war er auf der anderen Seite zwischen den Bäumen verschwunden. Der kommt nicht mehr, sagte Lisa trocken, was machen wir dann? Habt noch etwas Geduld, meinte Mutti. Und was wird, wenn er nicht kommt? So viel Angst und Unsicherheit, und vor uns die sichtbar gewordene Grenze. Aber dann war er wieder neben uns, kaum hatten wir seine Schritte gehört. Schnell mussten wir jetzt sein, so schnell wir konnten. Vor allem auf diesem Grenzstreifen. Aber auch noch danach, wenn es dann mitten durch den Wald ging. Nur immer gerade aus. Später, auf dem Weg, sollten wir nach links. Auf gar keinen Fall nach rechts, das war ihm sehr wichtig.

Nun, auf sein Kommando liefen wir los, über diesen Grenzstreifen. Der uns keinen Schutz bieten konnte, falls wir entdeckt würden. Noch im Weglaufen sah ich, wie Mutti ihm die Tüte mit den Trockenpflaumen in die Hand drückte. Dann weiter zwischen den Bäumen. Mutti und Lisa waren schneller und ich bekam Seitenstiche. Atemlos folgte ich ihnen. Sie warteten auf mich. Schnell, drängte Mutti, und schon liefen wir wieder. Noch immer nicht waren wir an diesem von ihm beschriebenen Weg. Waren wir auch wirklich geradeaus gelaufen? Wer weiß das schon so genau, bei dieser Hast. Wir sind durch, rief Lisa erleichtert. Sie war die Erste. Bist du still, und schon war Mutti bei ihr. Erst mal ausruhen, nur eine Minute. Ich war so erschöpft. Kind, vielleicht sind wir noch nicht aus der Gefahrenzone raus, und energisch nahm Mutti meine Hand und zog mich weiter. Immerhin gingen wir nun langsamer. Bald schon hatten wir auch das Ende des Waldes erreicht. Über die Felder hinweg sahen wir in der Dämmerung einen Kirchturm. Und in einiger Entfernung mündete diese geteerte Straße, auf der wir jetzt

gingen, in eine Kreuzung. Zwar noch undeutlich, aber wir sahen auch Verkehrsschilder dort. Das sind Westdeutsche! Wir haben' s geschafft! Lisa war felsenfest davon überzeugt. Und aus Freude sprangen wir neben Mutter her. Aber sie blieb merkwürdig still. Mutti wir sind in Westdeutschland, riefen wir vergnügt. Ja Kinder, aber wir wissen es nicht genau. Erst muss ich sehen, was auf den Schildern steht. Und die Hoffnung trieb uns voran, bis endlich die Schrift lesbar war. Helmstedt stand auf einem Schild. Nur noch fünf Kilometer.

Elke Irmilind Sauer

Feldpostbriefe

Letzter Brief des Ofw. Josef Trimborn

Der letzte Feldpostbrief von Oberfeldwebel Jakob Trimborn, den er 10 Tage vor seiner tödlichen Verwundung an seine Schwester schrieb.

O. U., den 20. Januar 1945

Liebe Mia!

Aus dem Lazarett entlassen, bin ich heute wieder vorn bei meiner Komp. eingetroffen. Groß war meine Freude als ich nach ca. 41/2 Monaten heute die erste Post aus der Heimat erhielt. Aber ebenso schnell schlug meine übergroße Freude in eine viel größere Traurigkeit um, als ich aus Deinen Briefen entnahm, dass unser immer und aller Zeit sorgender Vater auf eine so tragische Art ums Leben gekommen ist. Es ist furchtbar, man könnte schreien! Wäre Vater doch nur mit Mutter 8 Tage vorher nach Altenberg gefahren. Nur gut, dass unsere gute Mutter noch etwas bei uns bleibt. Während dem ich jetzt hier schreibe bin ich noch immer von der furchtbaren Nachricht so gedrückt und so zerstreut, dass ich nicht weiß, was ich im Augenblick schreiben soll. Wenn ich so über alles das was sich bei uns in der Familie in den letzten paar Jahren durch das Kriegsgeschehen an Unglück ereignet hat nachdenke, so hat das Leben für mich keinen Sinn und Inhalt mehr. Es ist furchtbar, dass die Menschheit so leiden muss.

Hoffe nun liebe Mia, dass Ihr alle noch am Leben und gesund seid. Mir selbst geht es so leidlich! Das Telegramm an meine frühere Einheit hat seinen Empfänger nicht erreicht. Wogegen das zweite Telegramm an meine jetzige Feldpostnummer angekommen ist. Zur Zeit befand ich mich aber im Feldlazarett, da ich später zwecks Operation weiter zurück verlegt wurde, meine Komp. aber nicht wusste, wo ich mich befand, hat selbige das Telegramm an den Truppenverbandsplatz weiter gegeben, wo es sehr wahrscheinlich heute noch liegt oder vernichtet worden ist. Da man auf der Schreibstube das offen angekommene Telegramm natürlich gelesen

hat, so erscheinen Deine Angaben, welche in Deinen Briefen stehen, glaubwürdig. Es ist mir bereits schon zugesagt worden, dass ich für diesen Todesfall Urlaub erhalte. Wahrscheinlich 10 Tage. Bis der Antrag durch die einzelnen Dienststellen ist, können aber noch einige Wochen vergehen. Auf alle Fälle komme ich, wenn es auch noch 3-4 Wochen dauert. Es gibt noch sehr vieles zu besprechen und zu regeln. Vielleicht kann ich dann auch etwas unternehmen und den Aufenthalt meiner Frau und Marianne zu erfahren. Da ich jetzt die Gewissheit habe, dass Maria und Marianne an Dich noch nicht geschrieben haben, so steht für mich fest, dass die beiden dort geblieben sind, als die Amerikaner einrückten, um den Rest des Eigentums nicht auch noch zu verlieren. Aber gerade doch 31/2 km jenseits des Westwalles, fast in der Bunker-Stellung, müssen schwere Kämpfe stattgefunden haben, so dass ich jetzt schon damit rechne, dass die letzte Habe doch noch verloren gegangen ist. Dann noch eine Möglichkeit, welche ich immer wieder abschüttelte, dass beide vielleicht nicht mehr am Leben sind. Denn die gesamten Rückzugsstraßen der Zivil-Bevölkerung waren ja damals unter Schlachtflieger Bordwaffen-Beschuss. Es ist zum Wahnsinnig werden, wenn man dran denkt. So schwer wie es mir fällt, ich muss abwarten. Familie Smolka aus Höntrop befindet sich schon seit einigen Monaten in Ober-Suchau Kreis Teschen O./S. Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt. Die älteste Tochter ist doch Lehrerin. Sie schreiben uns, dass die Luftangriffe in den letzten Monaten im Ruhrgebiet so schlimm wurden, dass sie zu ihrer Tochter gereist sind. Nun drückt der Russe in Ungarn und im Raum von Krakau in den letzten Wochen aber so stark, dass ich vermute, dass man demnächst dort auch die Koffer packen muss. Erhielt auch die traurige Nachricht, dass der Schwiegersohn der jüngsten Tochter von Familie S. im September am Narew gefallen ist. So bleibt kaum eine Familie vor Leid verschont. Nun meine liebe Mia komme ich so langsam zum Schluss. Hoffe nun, dass der Iwan in der nächsten Zeit sich hier in Kurland noch etwas ruhig verhält. Es könnte mein Urlaub davon abhängig sein. Nehme an, dass Euch diese Zeilen gesund antreffen. Empfanget alle, Mutter, Käthe, Christian und auch Du liebe Mia viele herzliche Grüße

Josef

Feldpostbriefe

Auf ein baldiges Wiedersehen!

Alles andere, was man im Brief nicht schreiben kann, mündlich wenn ich komme.



Oberfeldwebel Trimborn wurde am 30. Januar 1945 als Angehöriger des Füsilier-Regiments 26 der 30. Infanterie-Division bei Raci (etwa 25 km südöstlich von Libau) durch einen Granatsplitter tödlich verwundet.

**Folgende Todesmeldung wurde von der Einheit an einen
Bekannten der Familie geschickt:**

Carstens
Hauptfeldwebel

Im Osten, den 2. Februar 1945
Feldpost Nr. 13 979 C

Sehr geehrter Herr Smolka!

Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen die Mitteilung zu machen, dass Ihr Bekannter, der Oberfeldwebel Josef Trimborn am 30. Januar 1945 bei Raci (25 km südöstlich von Libau) tödlich verwundet wurde. Ihr Bekannter starb getreu seinem Fahneid den Heldentod für Führer und Vaterland.

Der Russe griff am 30. Januar 1945 nach einem starken Trommelfeuer unsere Stellung an. Die Komp. Verteidigte sich heldenhaft bis zur letzten Patrone. Es gelang dem Russen in unsere Stellung einzudringen. Ihr Bekannter zeichnete sich durch besonderen Mut und Tapferkeit aus. Bei dem Kampf wurde er leider durch einen Granatsplitter tödlich getroffen. Bei diesem Unternehmen hatte die Komp. Noch weitere Ausfälle. Hierdurch war es unmöglich, in diesem Abschnitt, in dem der Russe stark vordrängte, die Leiche des Oberfeldwebel Trimborn zu bergen.

Die augenblickliche schwierige Kampflage lässt es nicht möglich erscheinen, dass der Kp.-Führer Ihnen persönlich die Mitteilung zugehen lässt. Die heutige Unterstützung erfolgt aus diesem Grunde durch mich.

Privatsachen führte Ihr Bekannter bei seinem Sturmgepäck. Sollten beim Tross noch Privatsachen vorgefunden werden, erhalten Sie diese demnächst übermittel.

Wir können Ihnen die Versicherung geben, dass Ihr Bekannter, der erst kurze Zeit zu unserer Kp. gehörte, in der kurzen Zeit bei Vorgesetzten und seinen Kameraden beliebt war, unvergessen bleiben wird.

Im Aufrichtigen Mitgefühl

Ihr
Carstens
Hauptfeldwebel
Bitte wenden!

Feldpostbriefe

N.R.

Dem Oberfeldwebel Trimborn war die augenblickliche Anschrift seiner Ehefrau nicht bekannt.

Sie wurden von ihm als ein guter Bekannter angegeben.

Wir bitten Sie, den heutigen Brief an Frau Trimborn weiterzuleiten und uns gleichzeitig die Anschrift zuzusenden

s.o.

Die amtliche Todesmitteilung der deutschen Dienststelle:





Karl Farr
45128 Essen

1954 in Leer/Ostfriesland geboren. Nach Besuch der Hauptschule 1960-1970, Ausbildung zum Kaufmannsgehilfen, danach verschiedene Tätigkeiten. 1977-78 Zivildienst in Emden. Auf dem 2. Bildungsweg Mittlere Reife und Fachabitur. 1980-83 Studium an der FHS für Sozialwesen Sozialpädagoge in der Schweiz. 1993 Umzug nach Essen, verschiedene Tätigkeiten. Ab 1986 Tätigkeiten als Sozialpädagoge, Verschiedenes, Weiterbildungen.

Ab ca. 1979 Schreiben von Gedichten und Kurzerzählungen. 1982 „Mein Ostfriesland“, Gedichte und Fotos, Ems - koop - Verlag, Meppen. Teilnahme am Poetry - Slam in Düsseldorf und Mönchengladbach. Kleine Lesungen in Düsseldorf.

Veröffentlichungen in nationalen und europäischen Literaturzeitschriften. Kleine Veröffentlichungen in Zeitungen. Veröffentlichungen im Internet, sowie in der Anthologie „Sternstunden und andere“, Edition Wendepunkt und in der Anthologie „Schmunzelwerkstatt“, Wendepunkt Verlag.

Fotoausstellungen in Greetsiel/Ostfrsld., Emden, Freiburg i. Br., Freiamt und Bern/Schweiz, Essen und Düsseldorf.

Die Bombardierung Dresdens

Als ich noch ein kleiner Junge war, schlief ich oft im Bett meines Vaters. Er wusste dann die unglaublichsten Geschichten zu erzählen. Einmal berichtete er mir von der Bombardierung Dresden. Er, mein Vater mit seinen Angehörigen, war auf der Flucht aus Polen, nach Dresden gekommen. Die Stadt war schon voller Flüchtlinge. Auf der Flucht dorthin hatten sie schon Glück gehabt. Mehrere Züge waren nach Dresden gefahren und mein Vater hatte den ersten ausgelassen. Und das war gut so gewesen, denn dieser Zug war bombardiert worden. Das sahen sie, da sie unterwegs diesen passieren mussten. Abends, sie hatten irgendwo Quartier in der Stadt genommen, erschienen amerikanische Bomber und warfen „Christbäume“ ab, die sogenannten Markierungsbomben. An diesen orientierten sich die nachfolgenden Bombenflugzeuge und warfen ihre Last dorthin ab. Nun stellt man sich unter „Christbäumen“ als Kind etwas Wunderschönes vor. Erst meine Halbschwester, die ich einige Tage später darauf ansprach und die dabei war,klärte mich auf. So ganz begriff ich es als Kind jedoch nicht. Mein Vater berichtete weiter, das Menschen, die vom Phosphor der Bomben brannten, in die Elbe sprangen, aber im Wasser aber weiter brannten. Nur gut, das ich das Ganze als Kind nicht so begriff, denn man sagt ja, das ein Kind sich Grausamkeiten nicht bewusst vorstellen kann. Heute jedoch sehe ich es anders.

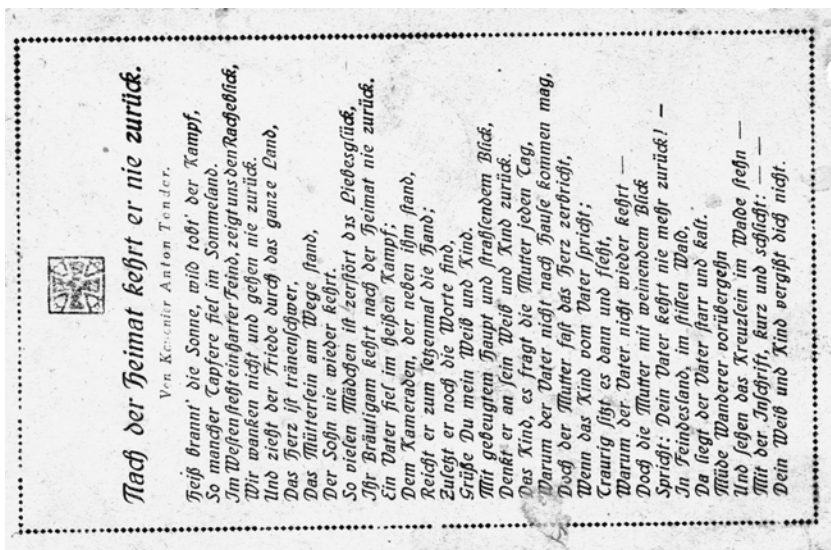
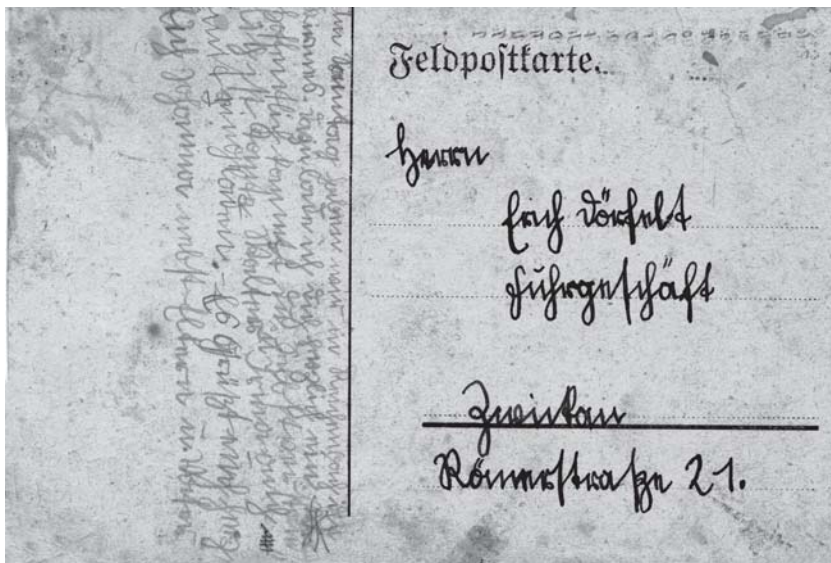
Karl Farr

Die Bombardierung Dresdens

Die Bombardierung Dresdens bekam ich selbst nicht mit, dazu bin ich zu jung. Wohl aber mein Vater, der sie miterlebte. An einem Abend, als ich noch klein war, berichtete er mir davon. Ich war zu ihm ins Bett geklettert und er erzählte, das er mit meinen zwei Halbschwestern, die erheblich älter als ich waren, auf ihrer Flucht durch Dresden kamen. Dabei hatten sie zweimal Glück. Zum einen konnten sie nicht mit dem ersten Zug in die Stadt mitfahren, da dieser überfüllt war, sondern erst mit dem folgenden. Und das war gut so, Der erste wurde bombardiert. Zum zweiten Mal Glück hatten sie, das sie in einem Außenbezirk der Stadt untergebracht wurden. Die Flüchtlinge waren zuerst begeistert als die „Christbäume“ vom Himmel kamen. Irgend jemand klärte sie aber darüber auf, dass es die Markierungsbomben der alliierten Bomberpiloten waren. Auch ich stellte mir die „Christbäume“ als etwas Wunderbares vor. Von dem wahren Grauen bekam ich eine Ahnung, als mein Vater weiter erzählte, das die Stadt rundherum loderte und Menschen brennend in die Elbe sprangen, um das Feuer an ihnen zu löschen. Sie sollen aber im Wasser weiter gebrannt haben, da es sich um Phosphor handelte. Mein Vater erzählte mir die Geschichte ein- zweimal. Dann berichtete er von anderen Schrecken des Krieges, die er erlebte, von Flucht und Vertreibung.

Karl Farr

Feldpostbriefe und Fotos





Annemarie Jacobs
45147 Essen

Am 23.12.1921 in Essen geboren, nach Schulabschluss Kinderpflegerin, hier an Lungen-TB erkrankt, in's Bürofach bei Essener Steinkohlenunternehmen gewechselt, dreimal Wohnung und Habe durch Bombenkrieg verloren; in Saatkammer gelebt, Waldarbeit für eine neue Wohnung für meine Familie gemacht, später mit dem Vater aufgebaut. Wegen Rheuma nicht mehr voll arbeitsfähig. Beide Eltern bis zu ihrem Tode gepflegt. Wieder Lyrik geschrieben - wie in der Kinderzeit. Veröffentlichungen bei Frieling/Berlin, in diversen Literaturzeitschriften und Jahrbuch der Nationalbibliothek des Deutschen Gedichtes, FfM, Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft FfM und Jahrbuch Brentano-Gesellschaft, München.

EINE ZEITREISE DURCH ESSEN UND RAESFELD-ERLE

Als ich 1921 in Essen an der Ruhr, Schützenbahn 52 (wo heute das Rathaus steht) geboren wurde, herrschte allgemeines Chaos. Deutschland hatte den ersten Weltkrieg verloren. Nun verlangte das von den Deutschen überfallene Frankreich Reparationen aus den Essen umgebenden Kohlengruben; vor allem aber aus der KRUPPSCHEN Fabrikation. So lastete der VERSAILLER Vertrag arg auf Essen; befanden sich auch viele französische Soldaten hier, die Ausbeutung von KRUPP und den Zechen überwachen und zugleich für Ordnung sorgen sollten. So sah man immer kleine Gruppen französischer Soldaten in Marschformation an- oder abrücken, oder flankierende Soldaten zu dritt und viert über die Schützenbahn gehen. Sie trugen blaue Uniformen - wie unsere Polizisten. Die aber waren viel eleganter. Auch trugen die Franzosen keine Tschako's (schwarzglänzende helmartige Kopfbedeckungen) wie unsere Polizei, sondern zumeist Schirmkappen, die sie kess nach einer Seite aufsetzten. Zudem sahen wir bei ihnen keine Knüppel, sondern lange Lederhalfter mit Degen oder so. Nur ein kleiner Teil der Franzosen war mit Knüppeln und Schaftstiefeln ausgerüstet, nämlich jene, die in direkten Kontakt mit dem sich die gegen Demontagen von Maschinen und Eisenproduktionen wehrten.

Die Schützenbahn war eine der Hauptstrassen von Essen. Deshalb hatten wir Blickkontakt zu den meisten politisch relevanten Vorgängen. Sahen abends auch, wie die französischen Soldaten mit hübsch aussehenden und außergewöhnlich gekleideten Mädchen zu einer Bar in dieser Straße gingen, bzw. mit Kutschen vorfuhren. Aus der Bar klangen auch uns fremde Melodien, sowie das Klatschen nach Varietévorführungen. Es war dies die politisch stagnierende Zeit unter dem SPD-Politiker Friedrich Ebert, der sich bemühte, die VERSAILLER Verträge so human wie möglich abzuwickeln. Er hielt sich streng an die politischen Zielsetzungen der WEIMARER REPUBLIK, die von 1919 - 1925 auch das

Geschick des Ruhrgebietes prägte; immer stärker den Unwillen der Menschen des Kohlenpottes anfachte. Sie fühlten sich von der Politik verlassen; ja verraten! In den Monaten August - November 1923 bemühte sich Gustav Stresemann, mehr Flexibilität in die lahme Politik zu bringen, doch die VERSAILLER Verträge und die Richtlinien der WEIMARER GESETZE blockierten alle seine Pläne, so dass er in das Außenministerium wechselte. Bis dahin hatte er erreicht, dass der passive Widerstand im Ruhrgebiet gelockert und mit dem DAVIS-Pakt und dem Pakt von LOCARNO bei den Franzosen ein Einsehen der schwierigen Situation in Deutschland erfolgte, wodurch die Demontagen nicht mehr so rigoros durchgeführt wurden. Wir merkten es daran, dass die Einsätze von Polizeitrupps und Krankenwagen vermindert waren.

Nach Ebert übernahm Heinrich Brüning das Amt des Reichskanzlers. Alle Bürger hofften, dass der Mann der ZENTRUMS - Partei die schwierige politische und wirtschaftliche Lage besser meistern könne. Er bemühte sich, die Wirtschaft durch Notverordnungen in den Griff zu bekommen. Doch der Zusammenbruch der NEW YORKER Börse am 24.10.1929 löste eine allumfassende Wirtschaftskrise aus, die auch in Deutschland Tausenden von Menschen ihren Arbeitsplatz nahm. Die Not an der Ruhr wurde so groß, dass die Suppenküchen, die aus Gulaschkanonen Erbsen- und Linsensuppe verteilten, nicht ausreichten, alle zu sättigen. Verzweifelt gingen politische Vereine, wie die DEUTSCHNATIONALEN mit ihrem großen Adler auf Fahnen die SOZIALISTEN, die KOMMUNISTEN, die SPARTAKISTEN, der KOLPING-VEREIN u.a. in großen Gruppen über die Schützenbahn, wo sie ihre Lieder sangen und politische Parolen riefen. Sie sammelten sich zumeist auf dem HOLLEPLATZ, wohin sie auch zum Teil mit Bussen gebracht wurden und marschierten dann zum GERLINGPLATZ, wo sie - oft im Winterquartier des Zirkus HAGENBECK ihre Reden schwangen und Programme bekannt gaben. Und fast immer fanden sich Gruppen von Gegnern, die diese Versammlungen störten und auf die Zuhörer einschlugen. So sahen wir dann immer Polizisten in Lastwagen dorthin fahren. Dann folgten Krankenwagen. Es kam aber auch schon vor, dass

die Prügler bereits die Aufmärsche so brutal störten, dass das Pflaster der Schützenbahn sich rot färbte; Polizei und Krankenwagen bereits hier ihren Dienst antraten. Da waren uns die Leichenwagen noch lieber. Denn es gab damals noch eine Toten Kultur. Zu dieser Zeit wurden die Toten noch in der Kirche aufgebahrt, dann in einem gläsernen Wagen je nach Vermögen mit einem, zwei oder vier Pferden, die bestickte schwarze Decken trugen, zum Friedhof gefahren.

Schön waren auch die Samstage, an denen keine Umzüge stattfanden, sondern ein Leierkastenmann seine Melodien zu den Bewohnern schickte. Dann wurden die Fenster geöffnet, Dienstboten und Hausfrauen sangen froh mit; und wir Kinder bekamen einen Pfennig, den wir dem Spieler gaben und dann um ihn herum tanzten.

Lieber waren uns auch die Männer, die mit kleinen Karren und Schaufeln die Pferdeäpfel zu ihren Kleingärten oder ihr Ackerland auflasen. Denn Autos gab es zu jener Zeit kaum. Da belebten das Straßenbild noch Kutschen, Pferdellieferanten und Bierkutscher, die oft mit 6 schweren Gäulen, die mit schönen Metallverzierungen geschmückt waren, auf Tiefladewagen mehrere Fässer übereinander, die Kneipen belieferten. Die meiste Freude machte uns Zirkus HAGENBECK, wenn er mit den Tieren vom Hauptbahnhof in sein Winterquartier zog. Gefährliche Tiere in den Käfigen; jedoch Elefanten, Kamele, Lamas etc. schön geordnet, so dass wir sie streicheln konnten und ihnen auch mal Brot oder Möhren zusteckten. Dann war die Welt um uns in Ordnung!

Doch schon zu Beginn der 30er Jahre kamen kleine Gruppen in khakifarbigen Uniformen mit einer Art Kochtöpfen auf dem Kopf in unsere Stadt. Sie sollten von München kommen! Und sie streckten immer den rechten Arm weit aus und riefen „Heil Hitler“ Was wollten die Münchner bei uns? Die sollten dort Krawall machen, wir hatten hier ohnehin genug davon. Und wir liebten unsere Harmonie!

Wir im Haus Nr. 52 waren ein jüdisches Ehepaar Cohn mit einem elfjährigen Sohn David; ein protestantisches Ehepaar Grethe mit dem 7jährigen Ernst-August und dem 14jährigen Georg, dann meine Eltern mit Hilde, sieben Jahre, meiner Schwester und mir, acht Jahre. Herr Cohn

hatte ein Geschäft für Fleischerbedarf; Herr Grethe war Finanzbeamter und Sohn Georg sollte studieren. Mein Vater war Schreiner in einem architektonischen Quartier von Franzosen auch Pferdestaffel an der Schützenbahn. Ferner sorgte Hitler, dass schon Schülerinnen und Schüler an Disziplin gewöhnt wurden. Für die Mädchen gründete er den BDM (Bund deutscher Mädchen) und die Knaben wurden in die HJ = Hitler-Jugend eingebunden. Es wurden Wettkämpfe veranstaltet, die in den jungen Menschen Mut und Ideale wecken sollten. Hierfür wurden sogleich Uniformen kreiert, welche die Schneidereien belebten.

Das Organisationstalent brachte den BRAUNEN viel Zulauf; dennoch war die Masse der Skeptiker größer. Deshalb suggerierte Hitler den Menschen, dass es nur einen wirtschaftlichen Aufschwung gäbe, wenn sie an sich selbst glaubten Sie sollten selbst die Kunst und den Sport anpeilen, damit vielfältiges Wachstum entstehe. Mit einigen ihm verbündeten Firmen stellte er ein KRAFT – DURCH – FREUDE - Programm auf, das zunächst an den Wochenenden für Abwechslung sorgte und von der Partei bezuschusst wurde. Auch diese Aktion sorgte für diverse Arbeitsplätze. Und Hitler gab sich ganz sozial; spornte BDM und HJ an, in Geschäften und auf den Strassen mit Sammelbüchsen für das WINTERHILFSWERK Spenden einzuholen, damit die Not weiter gelindert werden könne. Alle sollten erkennen, dass er kein Machtmensch, sondern ein Wohltäter war. Seine Partei organisierte auch Kleidersammlungen und Kinder-Landverschickungen, damit wenigstens Kinder aus dem rauchgeschwärzten Ruhrgebiet frische Landluft genießen und das Landleben kennen lernen konnten. So ist es verständlich, dass immer mehr Menschen seiner Partei beitraten, denn so etwas hatte es zuvor ja nicht gegeben. Es wurde zwar gemunkelt, dass Hitler ein böses Buch geschrieben habe. Hitler selbst und seine Genossen sorgten jedoch, dass das Buch unter Verschluss blieb und vom Vatikan war es auf den Index gesetzt; durfte also von Katholiken nicht gelesen werden. Doch viele Menschen fragten sich, ob Hitler vielleicht doch nicht so gut war, wie er sich gab.

Da Hitler ein besonders gutes Verhältnis zur Familie des Komponisten

Richard Wagner hatte, bekam er von hier viel finanzielle Unterstützung. Auch der in Finanzangelegenheiten versierte von Amerongen unterstützte etliche Projekte. Um sich als Kulturförderer einen Namen zu machen, gründete Hitler die BAYREUTHER FESTSPIELWOCHE, die in der ganzen Welt Beachtung fanden und viel Prominenz und Menschen aus der Politik in´s Deutsche Land lockten, wodurch Ansehen und Kapitalerträge wuchsen. Das brachte Hitler auf den Gedanken, die OLYMPISCHEN SPIELE 1936 nach BERCHTESGADEN (Winterspiele) und BERLIN (Sommerspiele) zu holen. Das schien sogar dem lieben Gott zu gefallen, denn das Wetter spielte hier auch mit! Es wurden verstreut Übungs-Sportstätten errichtet und begabte Menschen gesponsert. Dann die erforderlichen Stadien gebaut. Dazu Nobelunterkünfte für ausländische Sportler und Gäste. Sie sollten sich doch in HITLER-DEUTSCHLAND wohl fühlen!

Alle sollten den Eindruck mitnehmen, das Hitler aus dem Kriegstreiber Deutschland ein Land der Kultur und des Sports gemacht hat, mit dem man kooperieren müsse!!! Die Ziele, die dieser Mann verfolgte, würden der Menschheit zum Wohle gereichen.

In dieser Zeit kam es auch in unserem harmonischen Haus zu Veränderungen. An einem schönen Märzsamstag 1934 spielten wir draußen mit dem Seilchen. Da kam Georg, der große Bruder unseres Spielgefährten in schwarzer Uniform mit glänzenden Schaftstiefeln an. Ernst-August, der jüngere Bruder, der auf seinen Sprungeinsatz wartete, erkannte ihn zuerst und sagte ganz laut: „Guckt mal, da kommt doch der leibhaftige Teufel an.“ Wir unterbrachen das Spiel und sahen ihn uns an. „Guckt Euch nur nicht die Augen aus dem Kopp“ reagierte Georg. Auch einige Nachbarn waren stehen geblieben. Männer in Khakiuniformen hatten ja alle schon gesehen. Aber einer in schwarzer Uniform? Der Milchmann, der mit Kannen aus der Nebenstrasse kam, fragte mich: „Zu welcher Partei gehört der denn?“

„Weiß ich auch nicht. Werde es wohl gleich erfahren.“ Denn wir waren ja nun alle neugierig und folgten Georg nach einer Weile. So bekamen wir mit, dass es mit den Eltern ordentlich Krach gab. Daraufhin verzog

sich Georg in sein Zimmer auf unserer Etage, denn das zweite Kinderzimmer war zum Büro umfunktioniert, weil der Vater oft Arbeit mit nach Hause nahm. Während wir zwei Mädchen uns in einem Kinderzimmer gut vertrugen, war das zwischen Georg und Ernst-August keineswegs möglich. Georg kam auch so oft in Mutters Küche, weil die gut backen konnte und für ihn immer etwas übrig blieb. So kam er auch jetzt in die Küche und setzte sich. Vater hatte Briketts aus dem Keller geholt und in eine Kiste gestapelt. Er wusch sich die Hände und fragte dann: „Was bedeutet die schwarze Uniform?“

„Ich gehöre jetzt zur Elitegruppe des Führers (Adolf Hitler) und komme gerade von einer Akademie in Garmisch-Partenkirchen. Ich habe die richtigen Masse, bin gesund und darf ab 1. April an der Münchener Universität Psychologie studieren, um dann junge Menschen für die Zukunft zu motivieren.“

„Weißt Du denn, worauf Du Dich einlässt? Hier auf dem Gymnasium waren Deine Noten doch nicht so gut.“

„Ach hier die Holzköpfe. Die können ja nur nach Vorschriften arbeiten; können nicht für eine neue Zeit denken. Da unten, in München, ist das ganz anders. Da macht das Lernen Spaß. Und ich wohne da mit zwei anderen Studenten auf einer Bude. Das ist ganz etwas anderes als der Muff hier.“

„Weißt Du denn auch, was der Hitler künftig vorhat?“

„Natürlich. Dafür werden wir ja geschult. Erst müssen die Olympischen Spiele gut ausgerichtet werden und dann wird unser Staat ganz umgekrempelt. Es darf doch nicht sein, dass die Juden über soviel Vermögen verfügen, während im Land so große Not ist. Die müssen nach der Olympiade mit ihrem Zaster rausrücken. Bisher waren die ja total unsolidarisch.“ Vater: „Es gibt ja in allen Schichten Menschen, die sich unsolidarisch verhalten.“ Mutter: „Komm Georg, iss erst einmal und denke dann noch gut über alles nach.“ „Das habe ich getan. Wo gäbe es denn für mich eine Zukunft hier bei den vielen Arbeitslosen? Und wer hat denn den Karren schon ein Stück aus dem Dreck gezogen? Wer hat sich überhaupt um die Jugend gekümmert? Doch nur der

Führer. Und den finde ich in Ordnung.“ Da ich ein sehr nachdenkliches und neugieriges Kind war, hatte ich das Gespräch mit angehört. Als nun Georg in sein Zimmer ging, folgte ich ihm, und sagte dem auf einem Stuhl sitzenden ,als er die Stiefel auszog: „Unsere Juden sind solidarisch. Sie lieben uns und wir sie. Und wenn Ihr denen das Geld klaut, kriegst Du Ärger mit mir.“ Georg lachte: „Halt die Klappe Du Kröte bis Du einen Verstand hast.“ Da schlug ich ihm wütend auf die Backe und lief schnell in unser Zimmer.

Am anderen Tag gab es wieder Streit mit Georg und seinem Vater. Sie standen in der Küche. Da nahm Ernst-August eine Zeitung, rollte sie zusammen, öffnete die Ofentüre und hielt die brennende Zeitung unter Georgs Hintern: „So nun kannst in die Hölle fahren zu den anderen Teufeln.“ Während der Vater lachte, drehte Georg sich blitzschnell um, entriss Ernst-August die Zeitung und trat die Flammen aus. Die Zeit Ernst-August, um aus dem Haus zu verschwinden. Georg aber hatte von allem die Nase so voll, dass er noch am gleichen Tag seine Sachen packte und nach München fuhr. Ich sah ihn nie wieder; erfuhr jedoch von seiner Mutter nach dem Krieg, dass er alles heil überstanden hatte und in Hannover verheiratet war, während Ernst-August sein junges Leben auf einem russischen Schlachtfeld lassen musste.

Vater berichtete dem jüdischen Mitbewohner, Herrn Cohn oder Cohen von dem Gespräch mit Georg und erzählte unserer Mutter dass in jüdischen Kreisen eine derartige Aversion Hitlers gegen Juden bekannt wäre, da dieser Mann das bereits in einem Buch „Mein Kampf“ niedergeschrieben habe. Er und viele andere Juden hätten schon Verbindungen in' s Ausland aufgenommen. Nun warte er ab.

Die KRUPPSCHE Fabrik war zum Teil wieder hergestellt und konnte zu kleinen Produktionen übergehen. So wurden wieder Arbeiter eingestellt. Auch die Direktoren, die sich größtenteils abgesetzt hatten, um französischen Institutionen zu entgehen, kehrten zurück. Die Zechen fuhren Sonder-schichten und so wurde die Luft über Essen wieder rußig, was die Haus-frauen sehr bedauerten. Nun mussten die Fenster öfter geputzt werden und Wäsche konnte nur auf die Leine, wenn der Himmel nicht bewölkt war. In

unserem Haus war auch Normalität eingekehrt, - bis zum Herbst. Da kam der Vater von Ernst-August auch in einer Khakiuniform heim. Der Sohn stürmte die Treppe zu uns hinauf und berichtete das sogleich. Später kam auch sein Vater; druckste erst herum und erklärte dann, dass er dem „Verein“ beigetreten sei, weil sonst die ihm angebotene, besser bezahlte Position, in Düsseldorf an einen Kollegen gegangen wäre. Ja, mit Speck fängt man nicht nur Mäuse, sondern auch Menschen! Nun sei ihm in Düsseldorf auch eine Wohnung angeboten worden. Tja, und Ernst-August hätte nicht mehr soviel Zeit zum Spielen. Er habe ihn in eine HJ-Gruppe angemeldet. Es wäre doch an der Zeit, dass er Umgang mit gleichaltrigen Jungen pflegte und nicht immer mit Mädchen spiele! Puh, das war viel harter Stoff auf einmal. Es gab noch ein Abschiedsessen mit allen aus dem Haus; aber die Distanz zu den Juden war spürbar. In sofern waren wir über den Auszug froh; wer weiß, was noch vorgefallen wäre, hätte Ernst-August die HJ-Ansichten verlauten lassen. Der Verlust des Spielkameraden traf meine Schwester hart, denn die beiden planten immer neue Streiche. Mal spritzen sie die Dienstmädchen der Juden aus der Waschküche herausen mit dem Schlauch nass, wenn diese Wäsche im Hof aufhingen. Dann verstopften sie die Toiletten mit Papier und Bällen, bis das Wasser überlief. Oder sie zogen die Aschenschuten heraus und machten mit der Asche Strassen, die von Autos aus buntbemalten Holz befahren wurden. Sie sammelten Regenwürmer etc. Kamen auch auf die Idee, aus kleinen Puppen Gesichter und Po' s herauszuschneiden und auf Türgriffe oder Schlüssellöcher zu kleben. Für solche Späße waren weder David noch ich zu haben. Also hoffte Hilde auf die neuen Mieter. In die leer gewordenen Wohnung zog eine jüdische Familie mit zwei ganz lieben zarten Mädchen von 3 und 5 Jahren ein. Mit denen kam Hilde gar nicht in Kontakt und ich konnte mich nicht um sie kümmern, da Mutter nach einer Lungenembolie im Haushalt entlastet werden musste. Da blieb mir kaum Zeit für meine Schularbeiten. Und wir waren nicht im BDM, weil ich mit kranken Füßen auf die Welt kam und Hilde zart gebaut war. So wurde Hilde launisch und ärgerte mich, wo es möglich war.

Es gab noch einen Volksauflauf, als die SA unser schönes Rathaus besetzen wollte. Alle Türen wurden innen verschlossen. Mit Hilfe einer langen Leiter gelang es ihnen jedoch, den Außenbalkon zu erklimmen und darauf die rote Fahne mit dem weißen Kreis und dem Hakenkreuz zu hissen. Es gab nur wenige Menschen, die dazu klatschten. Die meisten Zuschauer piffen oder riefen „Buh!“ Noch waren hier die NATIONALSOZIALISTEN, wie sie sich nannten, nicht vorherrschend. Da die Umzüge der einzelnen politischen Gruppierungen allgemein von Berlin aus verboten waren, konnten die Bürger nicht mehr erkennen, wie stark die andersdenkenden Parteien waren. Im Februar 1935 kam Vater von der Arbeit heim und wurde von Frau Cohn angesprochen: „Herr Jacobs, fragen Sie Ihre Frau, ob wir am Abend für ein Stündchen zu Ihnen kommen können. Haben Neuigkeiten für Sie.“ Und diese Neuigkeiten machten uns traurig, obgleich wir keine bessere Lösung für die Familie anbieten konnten. Herr Cohn kam mit einer Flasche Rotwein und kleinen Pasteten an. Dann berichtete er: „So unser Geschäft haben wir so gut verkauft, dass es für die Überfahrt in die USA reicht. Sogar einige Seekisten mit Sachen, die wir als Erinnerung mitnehmen, sind einkalkuliert und es bleibt noch etwas für den Neubeginn drüben übrig.“

Natürlich wünschten die Eltern der jungen Familie alles Gute für die Überfahrt und den Neubeginn; aber alle waren über die Trennung sehr traurig. Nur David nicht. Er war sehr gespannt auf das Neue Land, das in den jüdischen Schulen und Versammlungen so gepriesen wurde. Dann ging es an das Verpacken und Verkaufen von Mobiliar und Geschirr. Schließlich kam das Abschiedsessen, das wegen dem schlechten Gesundheitszustand unserer Mutter nicht in einem Lokal, sondern in unserer Wohnung stattfand, wohin Cohn' s ein kaltes Buffet bestellt hatten. Die Dienstboten nahmen auch hieran teil und sorgten, dass hinterher alles in Ordnung war. Wir versprachen, einander zu schreiben. In diese Wohnung zog der Hausbesitzer; ein altes Ehepaar mit einem Sohn über 30 Jahre. Und nun erlebten wir erstmals, dass die Türen abgeschlossen wurden. Am Sabbat bekamen wir Kinder durch

einen Türspalt ein Stückchen Matze gereicht. Aber die schmeckte uns nun nicht mehr. Unsere Mutter erkrankte so schwer, dass ihr eine Niere entfernt werden musste. Somit war sie für längere Zeit nicht in der Lage, die vielen Treppen hochzugehen. Also suchte Vater eine Parterrewohnung. Und die lag abseits der Schützenbahn, wo wir nicht mehr alles so verfolgen konnten.

Aus den USA kam nur' spärliche Post. Es war Cohn' s nicht gelungen, eine eigene Existenz aufzubauen; sie halfen in dem Betrieb der Leute mit, die eine Kautio für sie gestellt hatten, David gefiel der Schulunterricht dort besser als in Essen. Er war lockerer und hatte mehr Fächer. Durch den Umzug mussten wir eine andere Schule besuchen und an den Samstagen, wenn der BDM marschierte oder Sportveranstaltungen arrangierte, mussten wir zum Sonderunterricht. Hier waren wir zu acht Mädchen und der Lehrerin gefiel es gar nicht, dass sie unseret-wegen samstags für fünf Stunden in der Schule unterrichtete. Dies ließ sie uns spüren, indem sie Diktate so schnell las, dass niemand sie mitschreiben konnte. Also gab es eine Menge Fehler anzustreichen und somit schlechte Zensuren die sich dann auch auf das Zeugnis auswirkten. Oder sie gab endlos lange Rechenaufgaben auf, wo wir am Schluss nicht wussten, worauf sie hinaus wollte. Im Zeichenunterricht durften wir frei malen. Mich hatte gerade DIE GÖTTLICHE KOMMÖDIE von Dante Alighieri interessiert, das ich von einer Großtante bekam. Mit Pastellstiften malte ich daraus die Läuterung und den Absturz der Bösen. Wütend zerriss Frau Rölleke die zwei Blätter: „Das ist keine Literatur für junge Mädchen. Du solltest Dich mit Büchern beschäftigen, die in diese Zeit passen.“ Else, eine zarte Mitschülerin hatte eine kleine Schwester bekommen und strickte deshalb in der Pause ein Babykleid hierfür. Die Lehrerin schaute sich das an und rügte: „Für Puppenkleider ist die Zeit zu ernst und das Material zu schade.“ Sie wollte das Gestrickte aufribbeln, aber Else hielt es fest und erklärte, dass das Baby wirklich so klein sei. Da schlug Frau Rölleke das Mädchen mit dem Lineal auf den Rücken, obwohl wir zu dritt bestätigten, dass das Baby wirklich so klein wäre. Wütend über die Lehrerin schrieb ich ein Gedicht, das ich

leider in der Schule liegen ließ und ihr vom Hausmeister, der die Klassen reinigte, übergeben wurde. Da bekam auch ich Hiebe mit dem Lineal und schlechte Zensuren auf dem Abschlusszeugnis. Das alles geschah in der Katholischen Schule eins an der Bernestraße.

Und die Kirche sah dem allgemeinen Treiben gelassen zu. Herr Pfarrer Hahn kam zwar zur Religionsstunde kurz in die Klasse, sprach mit uns ein Gebet; machte sich aber keine Mühe, mit uns über Gott zu sprechen, sondern verschwand danach wieder. Um mehr über den Anfang des Christentums und die Lehre Jesu zu erfahren, kaufte ich mir die Epistelbücher. Daraus las ich jeden Morgen in der Straßenbahn, als ich zu meinem Arbeitsplatz nach der Schulentlassung, dem Katholischen Kindergarten in Essen - Bredeney fuhr.

Es war dies auch der Beginn des Radio' s. An einem Samstag kam Vater mit einem Karton heim und bastelte auf dem Küchentisch ein kleines Kästchen mit einem rundem Aufsatz und zwei kleinen Röhren. Aus dem Kästchen kamen zwei lange dünne Drähte, Wovon einer an den Matratzenrahmen und der zweiten an das Abflussrohr des Hauses (hierfür wurde der Fensterrahmen durchbohrt), befestigt wurde. Ferner gab es eine dickere Schnur mit zwei Höhrmuscheln. Noch nie gingen wir Mädchen so gerne in' s Bett wie jetzt. Denn jede bekam eine Hörmuschel und durfte dann die LATERNA MAGICA mit Rudi Rauher hören. Es war uns lange unverständlich, wie aus einer so kleinen Muschel fremde Stimmen und sogar Musik kommen konnte. Somit konnten wir 1936 auch die Übertragungen der Olympischen Spiele in Berlin verfolgen. Waren natürlich auch stolz über die Erfolge, die deutsche Sportler einbrachten. Dass die Sportler politisch motiviert worden waren, erfuhren wir erst später. In den Zeitungen gab es nur gute Kritiken, denn auch Zeitungen wurden mehr und mehr manipuliert. So verschwand alsbald der christliche Charakter der ESSENER VOLKSZEITUNG und gab es auch keinen KLEINEN GERNEGROSS mehr, wo öfter Gedichte von mir gedruckt wurden.

Annemarie Jacobs



Gabriela Wilke

10707 Berlin

Ich, Gabriela Wilke, geb. Buck, wurde am 06.10.1968 in Glucholazy, Polen, geboren.

Nach meinem Schulabschluss absolvierte ich die höhere Berufsschule in die Lehre zur Schneiderin.

Im Jahre 2001 beteiligte ich mich bei der Cornelia Goethe Akademie in der Anthologie „Kindheit in Gedicht“ und im folgendem Jahr 2002 in der Anthologie „Weihnachten“.

Auch bei der Nationalbibliothek des Deutschsprachigen Gedichtes in Ausgewählte Werke V und VIII wurde mein Beitrag veröffentlicht.

DIE WIDMUNG DES KRIEGES

Die alte Dame senkt ihren Kopf, hält ihre Hand vor die Lippen und hört nichts. Ich kann ihren tiefen Atem hören und warte auf den Moment, indem sie ihr geschlossenes Herz öffnet und ihre Gefühle für sich sprechen lässt. Die erste heiße Träne quillt aus ihrem glasigen Auge. Staunend reicht sie mir die Träne auf einer Fingerspitze dar.

„Schauen Sie“, sagte sie leise.

„Ich wusste nicht, das ich weinen kann. So viele Jahre sind vergangen und ich dachte, dass mich nichts mehr berühren kann. Wissen Sie, ich habe graue Haare und damals, wann war das?“

Die alte Dame muss nachdenken.

„Ach ich weiß schon, das war in meiner Jugend, da hatte ich rabenschwarze Haare, schöne glatte Haut und einen gelben Stern an meiner Jacke. Voller Pein trug ich den prächtigen Orden und bekam ein Ticket ins Ungewisse.“ Sie schließt die Augen und denkt nach. Ich sitze ihr genau gegenüber in einem kleinen Zimmer und schaue mich um. Zwei Stühle, eine Vitrine, aber wo sind die Familienfotos, die mir mehr sagen könnten als sie selbst? Ich fürchte mich zu fragen und spüre eine Schlinge um meinen Hals, habe ich Angst vor der Wahrheit oder Angst die alte Dame zu verletzen? Die Stille bringt meine Gefühle durcheinander. „Sagen Sie, haben Sie Familienbilder?“, fragte ich leise.

„Bilder? Ich sehe nur Punkte am Himmel und für Sie sind das Sterne.“ Ich verstehe nicht, was sie mir sagen will.

„Ich meine Familienfotos.“

„Ja, sehr viele. Möchten Sie, sie sehen?, dann schließen Sie bitte Ihre Augen.“

Mein Inneres sagt mir nein, aber ich schließe meine Augen und warte. Die Türen gingen zu, die Sonne war weg und die Tränen begannen zu fließen. „Wir Menschen fuhren in einem Eisenbahnwaggon in die „Freiheit“, dem Tod entgegen. Dort sah ich meine Schwester zum letzten Mal. Sie hatte sich von der Zukunft befreit, sie konnte flüchten.“

„Flüchten?“, fragte ich, obwohl sie es nicht hören sollte.

„Ja flüchten. Die Sonne brannte Erbarmungslos vom Himmel auf den Eisenbahnwaggon. Stickige Luft, ein Gemisch aus Urin und Menschenkot, gepaart mit Schmerzensschreien und verhängnisvollen Folgen. Oh ja, für viele war das die letzte Reise.“

Erneut ist es still und ich höre nur, wie die Uhr im Gleichklang mit meinem Herzen tickt. Meine Gedanken schweifen in ihre Vergangenheit und ich weiß immer noch nicht, auf welche Art und Weise ihre Schwester dem Dornenweg entkommen konnte. Ich muss wieder fragen. „Wollen Sie mir von ihrer Schwester erzählen?“

„Von meiner Schwester? Ja, für sie war das auch die letzte Reise. Eine Reise zu Gott.“

„Ist sie gestorben?“

„Gestorben?“, wiederholte die alte Dame und erzählte weiter. „Sie lag da und ihr linker Arm lag ausgestreckt vom Körper entfernt. Ich wollte ihre Hand auf ihre Brust legen, in dem ich daran zog, jedoch es ging nicht. Ihre Hand steckte fest unter den Füßen anderer Menschen. Es war kein Platz, um die Leichen zu“

Sie stockt. „Sie müssen wissen, das war in einem Transporter und wir waren das Vieh zum abschlachten. Ich habe geschrien - Ich muss diese Hand befreien! Niemand hörte mich. Alle waren des Kämpfens müde. Ich zog noch einmal mit aller Gewalt, bis ich endlich die Hand meiner Schwester in meiner Hand hielt. Eine zerquetschte Hand, die keine Ähnlichkeit mehr mit einer menschliche Hand hatte, gab ich ihrem Körper zurück. Ich wollte von ihrem Wesen Abschied nehmen und küsste sie auf die Wange. Ihre schöne Haare waren nass, sie lag inmitten ihrer Fäkalien, und als ich ihren Bauch streichelte, erfüllte unaussprechliches Leid meine Seele. Sie trug ein Kind unter ihrem Herzen. O ja, damals hat man mir einen Flügel abgebrochen und seitdem bin ich kein Mensch mehr. Jetzt verstehen Sie? Meine Schwester ist nicht gestorben, sondern sie hat den bitteren Kelch des Leidens bis zur Neige geleert.“ Ich wollte mehr hören. „Den Kelch des Leidens bis zur Neige geleert?“

„Ja. Man hat uns Ordensträgern die Würde geraubt. Wir wurden missbraucht, durften nicht weinen, nicht schreien. Man hat uns nur erlaubt still zu sein und zu gehorchen. Was möchten Sie noch wissen?“ Ich bin zu weit gegangen, die alte Dame weint. Ihr Innerstes ist verletzt und ihre Schilderungen sind laute Tränen. Die laute Tränen von Damals. Ihre Traurigkeit raubt mir den Atem. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll und wahrscheinlich bin ich ein Quälgeist, der sich an ihrer Vergangenheit nährt. „Ich glaube, Sie möchten allein sein?“, frage ich in der Hoffnung dass es die letzte Frage ist. „Nein“, sagt sie mit einer ausgeglichenen Stimme. „Sie wollten meine Bilder sehen, dann bleiben Sie. Ich bin immer allein und in den Nächten, wenn ich einsam bin, denke ich oft an diese Tage ohne Sinn und ohne Ziel. Ich glaube, nur sterben bedeutet, dass mein Geist endlich frei sein kann. Die Gänse verlieren ihre Federn, die Bäume verlieren ihre Blätter und ich habe mein Leben verloren.“ Die Stimme verklingt. Ich spüre Schweißausbrüche und muss mich von mein Jackett befreien. Ich weiß nicht, ob es in dieser Wohnung so warm ist oder ob diese Wärme in mir entsteht, aber ich spüre auch, wie ihr Blick meine Arme gefühlvoll streichelt. Vor weiteren Fragen, die ich ihr stellen möchte, fürchte ich mich. Die alte Dame ist schwer zu durchschauen. „Was haben Sie da auf Ihrem Oberarm? Ist das eine edle Rose?“, fragt sie mich und zeigt ihren Arm. Sie hat auch eine Tätowierung jedoch ist es keine Rose, sondern eine Nummer. Sie schaut mir ins Gesicht und flüstert „Sehen Sie sich diese Nummer an, das ist die Widmung des Krieges. Das ist mein lauter Schmerz voller Gewalt und diese Nummer nehme ich mit meiner Asche in eine Urne. Dort bleibt alles kalt und still.“

Gabriela Wilke

Marga Kleebaum

November 2004 verstorben

Aus dem Nachkriegsjahr 1948 - 49 Schuricke

Es war in dem Nachkriegsjahr 1949 in meiner Heimatstadt Mühlhausen in Thüringen. An den Litfaß-Säulen wurde das Auftreten, des Sängers Rudi Schuricke, bekannt gegeben. Meine Schulfreundinnen und ich, waren Feuer und Flamme. Kein noch so großes Hindernis, würde uns aufhalten, unseren Rudi singen zu hören. Ein großes Problem, war für uns alle, die Sorge um unsere Garderobe. Wir wollten doch, zu diesem großen Ereignis, besonders schön aussehen. Es gab zugeteilte Bezugsscheine für Stoffe und ich bearbeitete meine Mutter für mich einen Kleiderstoff zu kaufen.

Nach der neuesten Mode entstand nun unter den geschickten Händen meiner Mutter, ein wunderschönes blaues Kleid mit Stuartkragen und Schößchen, ein Prachtexemplar. Die passenden Schuhe besaß ich nicht, aber ich war darin geübt meinen älteren Schwestern, die Schuhe zu mopsen. Es wurden immer ein paar Stückchen der Zeitung vorne in den Spitzen verstaut, so konnte man, wenn auch mit Schmerzen verbunden, darin laufen. So geschmückt ging ich, unser ganzer Jahrgang im Trott, sämtliche, Lehrlinge der Kreiskonsumgenossenschaft eingeschlossen, zu dem großen Ereignis, welches in dem Saal des Schützenberges stattfand. Dort sang unser Idol und wir waren alle wie betäubt von seinem herrlichen Vortrag, unsere jungen Seelen schmolzen dahin. Mich muss das neue Kleid, meistens trug ich die geänderten Kleider meiner Schwestern auf, Größenwahnsinnig gemacht haben. Meine 15 Jahre, alle gute Erziehung meiner Mutter, waren vergessen.

Ich muss am Ende des Abends, mit klopfenden ,dem umjubelten Star, rührend vorgekommen sein. Er gab mir ein Autogramm, fragte nach meinem Vornamen und meinem Geburtstag und versprach mir an diesem Tage würde er im Radio für mich singen. Es gab damals kurz nach 8.00 Uhr, einen musikalischen Gruß an die Geburtstagskinder im

Rundfunk. Wie ich nach Hause kam weiß ich nicht mehr. Ich ging, trotz der schmerzenden Füße wie auf Wolken, dabei jedoch nicht vergessend mein Mundwerk kräftig zu bewegen. Schon damals, es ist bis heute geblieben, trug ich mein Herz auf der Zunge. Meine Kolleginnen und Freundinnen wussten sicher schon am gleichen Abend haarklein, diese für mich weltbewegende Story auswendig. Auf jeden Fall, wussten am nächsten Tag, meine älteren Kollegen im Büro, alle von meinem unerhörten Erlebnis. Sie hatten ihren Spaß mit mir und konnten es gar nicht fassen, dass ich in der nächsten Zeit nicht davon abzubringen war, dass Rudi Schuricke bestimmt an meinem Geburtstag für mich singen würde. Zur 1. Maifeier, wurde ich sogar mit einem Spottvers bedacht.

Als Marga den Schuricke hat gesehen, war es um ihr kleines Herz geschehen, voll Sehnsucht denkt sie jetzt zurück, an das, ach so kurze Glück.

Der Schluss der Geschichte, ist ein Happyend, eine große Freude für ein kleines Mädchen, von einem netten Sänger, und einem, noch immer über den Tod hinaus verehrtem Idol. Der 27. Mai, mein Geburtstag, war endlich gekommen. Meine Aufgabe an diesem Tage war, das Staub wischen der Schreib- und Rechenmaschinen, der ganzen Büromöbel. Wir mussten damals als Auszubildende unseren Arbeitsplatz im Büro selbst sauber halten, bevor der eigentliche Arbeitstag begann. Meine über mich feixenden Kollegen hatten unseren kleinen Volksempfänger ganz laut eingestellt, damit auch jeder, meine zu erwartende Enttäuschung mitbekam. Die Gratulation, mit Wange küssen und mitleidigem Augenzwinkern, war vorüber. Jeder wartete auf die Ansage im Radio, die allgemeinen Glückwünsche für die Geburtstagskinder. Die Ansage kam: „Wir gratulieren allen Geburtstagskindern, es singt für sie

Rudi Schuricke, der besonders das kleine blonde Mädchen Marga aus Mühlhausen grüßen lässt“: Dann ertönte das für mich nie vergessene Lied:

Als Troubadour der Liebe so wandere ich durch die Welt und jeder schönen Frau schenke ich ein Lied. Als Troubadour der Liebe den es überall gefällt und den es doch immer weiter zieht. Und wenn mein Herz auch manches mal die ewige Treue schwört, mein Herz hat einer einzigen Frau noch nie allein gehört. usw. Noch heute kommen mir die Tränen, wie damals, als die Hand mit dem zusammen gedrückten Staubtuch, die Tropfen vor den neugierigen Augen der Anderen verdecken wollten, die unaufhörlich aus gläubigen Jungmädchen Augen rollten. Wie schön, dass dieser Traum, dieser Glaube an die Wahrfähigkeit eines Versprechen nicht enttäuscht wurde. Diese kleinen Freuden in einem Menschenleben, bilden das Fundament, um ohne zerbrochenem Rückgrat durch das Leben zu gehen.

Ohne ein bisschen Glück und Frohsinn, ganz im Kleinen, würde unserer aller Leben, sehr, sehr leer sein.

Marga Kleebaum



Margot Weinand
47506 Neukirchen

Lebenslauf.

Als ich vier war,
hatte ich Lungenentzündung
Als ich fünf war,
kam ich in die Schule
Als ich sechs war
hatten wir Krieg
Als ich elf war,
wurde die Familie evakuiert
Als ich 13 war
kam ich aus der Schule
Als ich 14 war,
fuhr ich Hamstern
Als ich 16 war,
hatten wir die Währungsreform
Als ich 25 war,
machte ich mich selbständig
Als ich 27 war,
bauten sie die Mauer

Als ich 32 war,
heirateten wir
Als ich 38 war,
hatten wir zwei Kinder
Als ich 41 war,
gingen wir in die Jugendhilfe
Als ich 56 war,
fiel die Mauer
Als ich 65 war,
wurden wir Großeltern
Als ich 66 war,
wurde ich Ruheständlerin
Seit dieser Zeit schreibe ich und
warte auch gute Gedanken

Der Sonntag meiner Kindheit

Wir durften, nachdem unsere Eltern aufgestanden waren, in die Ehebetten zum Spielen. Wir nahmen die steife Gummidecke des Kleinsten, bauten mit den Kissen ein Radio und stellten die Gummidecke als Schalttafel davor. Wir drei Großen wechselten uns mit dem Spiel des Senders ab. Im Radio spielten wir immer Bombenangriffe. Da hieß es dann, die feindlichen Flieger fliegen über Düren und Bergisch Gladbach zum Ruhrgebiet.

Zur gleichen Zeit hörte man die Sirene. Die Zuhörer rannten mit ihren Puppen und Bären in den Luftschutzkeller. Das hieß in unserem Spiel „ab unter die Betten. Nachdem dann auch Bomben in der Nähe eingeschlagen waren, gab es bald Entwarnung. Das war meistens dann, wenn meine Mutter mit den Worten ins Zimmer kam: „Jetzt ist aber Schluss, waschen und anziehen wir haben Sonntag.“ Das Anziehen zog sich immer in die Länge, weil wir uns nicht einig wurden, welche Sachen für wen passten, obwohl für jedem die Sachen bereit lagen. *Meiner Mutter dauerte es wohl zu lange, sie kam ins Schlafzimmer, „wenn ihr nicht gleich fertig seid kommt Papa.“ Der Satz zeigte seine Wirkung. Als wären wir drei Geschwister die besten Freunde, halfen wir uns schnell gegenseitig. schüttelten die Kissen, legten die Gummidecke ins Kinderbett, stellten die Polsterstühle vor die Betten und gingen in die Küche. Mutter hatte den Tisch gedeckt.*

Wir bekamen zum Sonntag unser Stutenbrot und Kakao. Nach dem Frühstück zeigte uns Mutter, was wir nach dem Mittagessen anziehen. Mich ärgerte das immer, wollte mich selbst schick anziehen und zu meinen Freundinnen gehen, aber immer mit den Kleinen, das fand ich blöd. Wir brauchten sonntags keine Schürzen anziehen, aber wir durften uns nicht schmutzig machen, weil es eben Sonntag war. Nach dem Mittagessen halfen wir zwei Mädchen, neun und sieben

Jahre alt, meiner Mutter beim Spülen.

Danach zogen wir die Sonn-tagsachen an. Wir drei Großen durften (vielmehr mussten) wir die Großeltern besuchen. Eigentlich fuhr man dort mit der Straßenbahn hin, aber wir sind den Weg immer gelaufen. Die Großeltern wohnten in der Nähe vom Bahnhof.

Wie lang der Weg war, kann ich heute nicht mehr sagen, weil die elterliche Wohnung durch Bomben völlig zerstört wurde, das Grundstück wurde von einer Fabrik eingenommen. Es war für uns Kinder damals ein weiter Weg.

Unsere Oma sahen wir immer am Fenster, sie hatte uns erwartet, und als sie uns sah, machte sie das Fenster auf um uns zu winken. Wie auf Kommando rannten wir los. Kurz vor dem Haus erwartete sie uns mit ausgebreiteten Armen.

Auch ich freute mich, dass ich mitgegangen bin, denn Oma war die Liebste. In der Wohnung wartete Opa auf uns. Er hat auf einem kleinen Tisch die Spiele Mensch ärgere dich nicht, Mühle, Dame und schwarzer Peter hingelegt. Der Tisch war mit Stuten und Tee gedeckt. Damit wir uns beim Essen nicht bekleckerten, hatte Opa auf jeden Stuhl ein Lätzchen gelegt. Obwohl ich das überhaupt nicht mit dem Lätzchen mochte, bei Oma hatte ich mich nicht getraut etwas zu sagen, warum wusste ich auch nicht.

Nach dem Essen spielten wir. Oma tröstete den Verlierer und meinte, „das müsst ihr auch lernen, denn das gehört dazu, so lernt ihr auch zu gewinnen.“

Wieso das so sein sollte hab ich nie verstanden.

Am Liebsten spielten alle mit Oma alleine, die ließ jeden gewinnen. Oma sagte uns immer, wenn es Zeit war zu gehen. Sie ging dann ein Teil des Weges mit uns. Wir spielten unterwegs oft verstecken, damit die Zeit schneller verging.

Zu Hause angekommen zogen wir unsere Sonntagssachen aus, die Spielkleider und Schürzen an. Wir durften draußen noch schaukeln und spielen.

Nach dem Abendessen mussten wir Großen uns fertig machen und

dann ging es ins Bett. Wir hofften, dass wir in der Nacht nicht durch Alarm geweckt würden.

Ich freute mich, dass der Sonntag um war, und ich am Montag in die Schule gehen konnte. Dann sah ich meine Freundinnen endlich wieder.

Für unsere Eltern hatte der Sonntag Entspannung, für unsere Großeltern Abwechslung gebracht, und wir mittendrin.

Badefest

Jeden Samstag Abend holte Vater die große Zinkwanne aus dem Keller in die Küche. Mutter stellte den Einkochkessel mit Wasser auf den Ofen. Wenn das Wasser anfang zu summen, schüttete es mein Vater in die Wanne und brachte kaltes Wasser dazu. Danach wurde der zweite Kessel aufgesetzt. Meine drei kleineren Brüder, zwei, drei und fünf Jahre kamen zuerst in die Wanne und wurden von meinen Eltern gewaschen. Die Herdplatten waren glühend. Mutter nahm nacheinander die Brüder aus der Wanne, wickelte jedes in ein Badetuch, öffnete die Ofentür und trocknete die Kinder ab. Wir hatten immer Freude an den Bildern, die das Ofenfeuer an die Decke zauberte. Ich, die große Schwester, habe die Kleineren für die Nacht angezogen. und auf das Sofa gesetzt. Selbstgebackener Stuten und Kakao stand schon auf dem Tisch. Vater schüttete das schmutzige Badewasser ins Klo. Wir zwei Mädchen bekamen frisches Wasser. Wir wuschen uns selbst. Vor der offenen Ofentür durften wir nicht so lange sitzen, denn das Abendbrot stand schon auf dem Tisch. Wir zogen schnell unsere Nachthemden an und freuten uns wie jeden Samstag auf das leckere Abendessen. So gab es bei uns jede Woche ein Badefest.

Mein erster Schultag

1939

Wie habe ich diesen Tag herbeigesehnt. Eine Woche vorher war der Tornister gepackt. Immer wieder habe ich nachgesehen, bis dass es meine Mutter leid war. „So jetzt kommt er weg“.

Ich wusste was darin war. Eine doppelte Schiefertafel, eine Seite mit Linien und eine mit Kästchen. Beide Außenseiten waren aus glattem schwarzen Schiefer., darauf sollten wir malen. Oma hatte einen Tafellappengehäkelt. Der wurde an der Tafel mit einer Häkelschnur festgemacht. Dieser Lappen hing immer aus dem Tornister, weil er an der Luft schnell trocknete. In einer hölzernen Griffeldose waren zwei Schiefergriffel und ein Griffelanspitzer.

In einer kleinen runden Schwammdose lag der feuchte Schwamm Mutter hatte mir extra ein Schulkleid genäht. Kariert mit einem angekräuselten Rock und einen breitem Taillenband

Sie meinte, „für die Schule kannst Du nicht mehr die Spielkleidchen mit der krausen Passe tragen. Meine Haare wurden durch ein Kämmchen zu einem Hahnenkamm zusammen gehalten. Größere Nachbarkinder nahmen mich mit. Nach einer Stunde hatten wir frei.

Oma stand vor der Schule mit einer riesig großen Tüte.

Ich trug sie selbst, weil sie bis oben hin mit Papier ausgestopft war und darüber Obst und Bonbons lagen, die Tüte war nicht schwer. Zu Hause habe ich Mutter erzählt, wie schön es in der Schule ist. Wir haben eine Lehrerin, und jedes Kind hat in der Klasse einen festen Platz.

Die Zeit bis zum nächsten Tag wurde mir sehr lang.

Weihnachten 1942

Vor Weihnachten, so wussten wir es, kommt die Adventszeit. Dazu gehört Schnee, selbstgebackene Plätzchen, Marzipan, gebratene Äpfel aus dem Backofen, Nüsse, rote Kerzen und ein Adventskranz. Im Ruhrgebiet gab es selten Schnee in diesen Zeiten auch nicht zum Weihnachtsfest. Auf den Karten mit Weihnachtsgrüßen war immer eine Schneelandschaft zu erkennen, ein Schneemann oder Kinder die mit dem Schlitten rodelten.

Auf unsere Fragen, warum es bei uns nie zu Weihnachten Schnee gäbe, erklärten uns die Eltern, das läge an den vielen Zechen. Tief unter der Erde arbeiten Bergleute, die die Kohle nach oben befördern. Die ausstrahlende Hitze der Kohlen würden den Schnee schmelzen lassen. Das war uns klar, denn der Ofen wurde auch mit Kohle geheizt uns hat die Darstellung überzeugt. Bei der Vorbereitung des Plätzchen Backens durften meine Schwester und ich den Spekulatiusteig ausrollen und dann mit den verschiedenen Formen den ausgerollten Teig ausstechen. Mutter schob das gefüllte Blech in den Ofen. Der Duft von selbstgebackenen Plätzchen breitete sich in der ganzen Wohnung aus. Die gebackenen Plätzchen kamen in eine große Dose, wenn sie ausgekühlt waren, wurde der Deckel geschlossen.

Leider gab es kaum Marzipan. Wenn dann bildeten sich in den Geschäften lange Schlangen und oft passierte es, dass, wenn man an die Reihe kam, bereits alles ausverkauft war.

Mutter wusste sich zu helfen, und stellte dann Marzipan selbst her. Es gab oft auch kein Puderzucker, so nahm sie einfachen weißen Zucker, streute es über das Backbrett und wir rollten dann mit der Teigrolle mit aller Kraft solange, bis der Zucker pulverig war. Dann stellte unsere Mutter eine Masse her, die mit Bittermandel Aroma den richtigen Geschmack bekam. Wir durften daraus Brote, Wurst und Kugeln formen, die wir in Kakao wälzten. Auch diese selbstgefertigte Marzipanfiguren kamen in einen Behälter und wurden für

die Bescherung aufbewahrt. Von Bekannten bekamen wir jedes Jahr eine Kiste Boskow Äpfel. In der Adventszeit durften wir jeden Sonntag einen Apfel in den Backofen legen. Wenn er dann schon durchgebraten war, konnten wir ihn mit einem kleinen Löffel aushöhlen und essen .. Manchmal dauerte es uns zu lange bis dass der Apfel abgekühlt war, dann verbrannten wir uns die Zunge. So lernten wir über die Erfahrung, das nächste Mal geduldiger zu warten. Nüsse gab es sehr selten, aber der Kaufmann kannte seine Kunden und hatte je nachdem wie groß der Personenhaushalt war, eine Tüte mit Wall- und Haselnüssen bereitgehalten. Davon bekamen wir nichts, weil die zurückgehalten wurden für den Weihnachtsteller.

Je näher die Zeit an Weihnachten kam, desto aufgeregter waren wir. Manchmal war der Himmel am Vormittag rot. Mutter erzählte uns, dass jetzt im Himmel Hochbetrieb sei, weil die Engel dem Weihnachtsmann beim Backen helfen mussten. Bei uns Kindern kam gleich die Frage auf, ob es denn im Himmel auch Lebensmittelkarten gäbe, und ob die Flugzeuge, wenn sie über den Wolken fliegen, den Engeln beim Backen zusehen könnten. Mutter konnte uns nicht immer eine für uns ein leuchtende Erklärung geben. Aber wir gaben uns zufrieden, denn Mütter können nicht alles genau wissen. Hin und wieder gab es nachts Alarm, aber die Bomber hatten es nicht auf unsere Stadt abgesehen, so dass wir immer wieder schnell ins Bett konnten. Für uns war es wichtig, schnell zu schlafen, damit die Zeit nicht so lang wurde. Wir zählten die Nächte. Jetzt mussten wir noch zweimal schlafen, bis dass der Weihnachtsmann kam. In der Wohnung roch es schön, nach frisch gebackenem. Die Ofenplatte war heute nicht blank geputzt worden, weil der Ofen immer gebraucht wurde, und er sich über Mittag nicht abkühlen konnte. Wir zwei Schwestern lernten fleißig an unseren Weihnachtsgedichten.

Von drauß vom Walde komm ich her.. ... und Denkt euch, ich habe das Christkind gesehen. Es war dann auch bald Heiliger Abend. Zu uns kam der Weihnachtsmann immer nachts, so dass wir am ersten Weihnachtmorgen die Bescherung hatte. Mutter erklärte uns, dass

es ja so viele Menschen gibt, zu denen der Weihnachtsmann kommen musste, das würde er nicht alles am Heiligen Abend schaffen. Wir waren dann glücklich, dass wir nicht noch einen Tag länger warten mussten. Es war dann soweit. Wir fünf Kinder durften am Heiligen Abend immer im Elternschlafzimmer schlafen. Ich als Älteste war neun Jahre und unser jüngster Bruder zwei Jahre. Wie immer so wollten wir auch in diesem Jahr, den Weihnachtsmann sehen. Heimlich natürlich, unsere Eltern sollten nichts davon wissen. Wir sprachen uns untereinander ab, dass der der wach ist, die anderen leise weckte.

Wir waren eingeschlafen, als unsere Mutter uns weckte. Wir hörten jetzt selbst die Sirenen und wussten, wir müssen in den Luftschutzkeller, denn es war zu vermuten, dass die feindlichen Bomber einen Angriff geplant hatten. Ich war die Erste die aufstand und die Gelegenheit nutzte einen Blick in das Weihnachtszimmer zu werfen.

Unser Vater hatte den Puppenwagen in der Hand, der wie jedes Jahr neu ausgestattet wurde. Puppen und Puppenwagen wurden vorher für den Weihnachtsmann bereitgestellt. Der Weihnachtsmann gestaltete alles neu und es wurde uns zu Weihnachten gebracht. Jetzt hatte ich meinen Vater gesehen, und für mich war klar, mein Vater würde dem Weihnachtsmann helfen, der Weihnachtsmann war in unserer Wohnung. Ob der Weihnachtsmann auch zu uns in den Luftschutzkeller gehen würde?

Meinen Geschwistern hatte ich meine Beobachtungen und meine Vermutung erzählt, so dass wir alle gespannt warteten. Unsere Eltern kamen alleine auch unsere Nachbarn alle im Luftschutzkeller. Was war los.? Hatte der Weihnachtsmann denn soviel Schutz, dass ihn keine Bombe treffen konnte. Meine Schwester und ich entwickelten Fantasiegeschichten. Uns fiel ein, der Weihnachtsmann war ja ein überirdisches Wesen, der konnte sich ja unsichtbar machen, und somit war er von den Bomben auch nicht zu treffen. Oder vielleicht war er auch bei uns im Luftschutzkeller, aber er war unsichtbar. Unsere Gedanken wurden durch Pfeifen und Krachen unterbrochen. Sicher ist in der

Nähe eine Bombe eingeschlagen. Das leichte Beben des Luftschuttkellers kannten wir schon. Jetzt waren wir nur auf die Situation des Angriffs konzentriert. Die Erwachsenen unterhielten sich, dass es doch jetzt Heilige Nacht sei, da würden doch überall die Waffen schweigen. Wir hörten, dass es noch ein paar Mal krachte, aber es war weiter weg. Vielleicht waren bei uns die Fenster und Türen kaputt, wie so oft.

Die Flak schoss nicht mehr, es wurde leiser..

Nach kurzer Zeit gab die Sirene Entwarnung.

Wir dachten sofort wieder an den Weihnachtsmann und das Zimmer in dem die Bescherung stattfinden sollte. Mutter wusste aber zu verhindern, dass wir in das ersehnte Zimmer kamen.

Wir stellten fest, nichts war diesmal kaputt. Keine Türe und kein Fenster. Das war sicher deshalb, weil der Weihnachtsmann in unserem Hause war. Uns blieb nichts anderen übrig, als für das nächste Jahr zu planen und dann besser aufzupassen. Wie lange ein Jahr ist, war uns damals nicht bewusst. Wir trösteten uns damit und schliefen fest ein.

Mutter weckte uns mit einer kleinen Glocke, jetzt durften wir in das Weihnachtszimmer. Es war einfach wunderbar.

Wir freuten uns über den bunt geschmückten Weihnachtsbaum. Wir drei Ältesten kannten unsere Geschenke. Es waren, der Kaufladen, der Puppenwagen und die Puppen. Die Puppen hatten neue Kleider bekommen, der Puppenwagen war neu ausgestattet und der Kaufladen neu gefüllt worden. Das große Holzauto meines Bruder, hatte eine schöne frische Farbe bekommen.

Die beiden kleineren Brüder bekamen neues Spielzeug. Unter anderem einen Bär mit vier Rädern. Auf diesen Bär konnte man sich setzen. Auf dem Rücken hatte er eine Schlinge, wenn man an dieser Schlinge zog brummte der Bär. Dann wurde dieser, von größeren Geschwistern gezogen, so dass man in der Wohnung gut spielte. Leider konnten unsere kleinen Geschwister damit gar nichts anfangen, sie hatten Angst und trauten sich nicht einmal diesen Bär anzufassen.

Wir größeren wollten ihnen das Spielen schmackhaft machen, aber wir hatten kein Glück. Wir spielten noch solange, bis dass es richtig

hell wurde. Erst dann zogen wir uns an. Heute gab es nur Kakao, weil wir zwischendurch immer wieder von den Plätzchen gegessen hatten und daher auch keinen richtigen Hunger hatten.

Am Nachmittag kamen unsere Großeltern zu Besuch.

Meine Schwester und ich waren stolz, dass wir ihnen die gelernten Weihnachtsgedichte aufsagen durften. Danach haben wir alle Weihnachtslieder gesungen, bis dass die Kerzen am Baum abgebrannt waren.

Es blieb spannend bis zum Abend, aber jetzt war Schluss. Wir waren hunde-müde, und schliefen an diesem Abend schnell ein, und hatten es am anderen Morgen gar nicht eilig aus dem Bett zu kommen.

Wir mussten uns alle von dem schönen und feierlichem Weihnachtstag erholen.

Weihnachten 1943

In diesem Jahr erlebten wir drei ältesten Geschwister zum ersten Mal Schnee zu Weihnachten.

Die Geschichte, dass es im Ruhrgebiet wegen der ausstrahlenden Hitze, der gefördert Kohle, keinen Schnee gibt, glaubte ich meinem Vater sowieso nicht mehr. In Essen war es wegen der vielen Bombenangriffe nicht mehr möglich, regelmäßig die Schule zu besuchen.

Zur Kinderlandverschickung kamen wir ins Allgäu. Hier gab es soviel Schnee, dass wir mit Skiern in die Schule mussten. Im Schulunterricht der Dorfschule wurde uns vermittelt, dass die Schneelage mit der Höhenlage der einzelnen örtlichen Gebieten zu tun hatte. Essen liegt eben nur 20 Meter hoch, da konnte sich kein Schnee halten. Jetzt im Allgäu gab es alles, was wir von zu Hause nicht kannten. Ruhige Nächte, kein Fliegeralarm, keine Flak und keine Bomben. In aller Ruhe konnten wir an die Weihnachtsvorbereitungen gehen. Es gab viel Plätzchen zum Ausstechen, Schokolade, viele Nüsse und jeden Tag einen gebratenen Apfel.

Besonders viel Freude machten uns die Päckchen zu packen, die wir dann an die Front zu unseren Soldaten schickten. Der Lehrer hatte Adressen weiter gegeben und jetzt durften wir die Päckchen packen. Im Allgäu bekamen wir auch Marzipan in vielen schönen Figuren zu kaufen. So viele, dass wir diese noch wegschicken konnten. Es war auch hier spannend auf den Heiligen Abend zu warten. Endlich war es so weit. Wir gingen zum Gottesdienst in die Dorfkirche. Nach dem Gottesdienst war zu Hause bei der Pflegefamilie die Bescherung.

Ich bekam, schöne, neu angefertigte Skier. Sie waren zwar ohne Bindungen, aber die konnte ich von den alten Skiern noch gebrauchen. Obwohl alles viel schöner war als in Essen, konnte ich mich nicht freuen. Ich war sehr traurig, aber ich versuchte das vor den anderen zu verbergen. Ich ging oft zur Toilette um mir dort die Tränen abzuwischen. Wenn ich doch wenigstens meine Schwester und meinen Bruder hier hätte. Sie waren im gleichen Dorf untergebracht, bei zwei anderen

Pflegefamilien und feierten mit denen den Heiligen Abend. Das Weihnachtsgedicht sagte ich am Weihnachtsbaum zwar auf, aber meine Stimme klang traurig. Der Weihnachtsteller mit vielen leckeren Sachen stand noch unberührt da, mir schmeckte nichts, ich hatte keinen Hunger. Ein Gefühl, das ich vorher nie gekannt hatte. Endlich war es soweit, dass auch die beiden Buben der Familie und ich ins Bett gingen. Ich sehnte mich sehr, alleine sein zu können. Kaum war ich in meinem Zimmer, da stürzten die Tränen. Ich fühlte mich einsam und verlassen. Warum konnte ich nicht bei meinen Geschwistern und bei meinen Eltern sein? Egal, wenn auch in Essen die Bomben fielen, ich wollte nach Hause. Zum ersten Male kamen mir die Gedanken, dass, wenn meinen Eltern und meinen Geschwistern etwas passieren würde, wäre ich ganz allein. Ich steigerte mich in meinem Heimweh-schmerz hinein und malte mir aus, wie weit ich wohl käme, wenn ich mit den neuen Skiern einfach losgehen würde. Unsere Eltern haben uns gesagt, dass das Ruhrgebiet vom Allgäu aus im Norden liegt, da also, wo die Sonne nie zu sehen ist.

Ich wusste wo die Sonne aufging und wo sie unterging, da war es doch nicht schwer, die nördlichste Richtung zu finden. Aber meine beiden Geschwister, die mit mir im Allgäu waren, die müsste ich allein lassen. Die brauchten mich doch auch. Ich konnte nicht weg. Es war mir, als würde mein Herz zerrissen. Schließlich schlief ich in meiner Traurigkeit über dem Weinen ein. Ich war sehr froh, als am anderen Morgen die Sonne durch die Ritzen der Fensterläden schien. Ich dachte daran, dass ich meinen Eltern das Versprechen gegeben habe, dass wir alle drei ältesten und schulpflichtigen Geschwister vernünftig bleiben und aushalten sollten, denn der Krieg würde nicht ewig dauern und dann wären wir alle sieben wieder zusammen. Sieben sei doch eine Glückszahl. Jetzt waren die Gedanken ganz bei dem Versprechen an meine Eltern. Ich stand auf, ging zum Waschen und saß als erste am Frühstückstisch. Ich sah aus dem Fenster und freute mich, weiße Weihnachten ist doch schön. Aber da waren die anderen auch schon da und wir konnten gemeinsam frühstücken.

Weihnachten 1944

Es war der letzte Evakuierungstransport, der aus Essen herausführte. Alle Frauen mit schulpflichtigen Kindern mussten die Stadt verlassen. Jede Person durfte 30 Kilo mitnehmen. Mutter hatte sich mit uns fünf Kindern durch Näharbeiten, für die sie Lebensmittel bekam, über Wasser gehalten. Es lag nahe, dass sie die Nähmaschine, die sehr viel Gewicht hatte, mitnahm. Außerdem war es für Mutter wichtig sechs Oberbetten einzupacken. Es blieb nicht mehr viel für uns. Für das Notdürftige war gesorgt.

Wir fuhren einige Tage vor Weihnachten mit einem Transport aus Essen heraus. Wohin es ging, wussten wir nicht. Von den Erwachsenen wurden verschiedene Ziele genannt, aber es blieben Spekulationen, so dass es für alle eine Überraschung blieb. Drei Tage und zwei Nächte waren wir unterwegs. Zwei Angriffe erlebten wir auf freier Strecke. Alle im Zug hatten Angst von Bomben getroffen zu werden.

Schließlich landeten wir am 23. Dezember 1944 nachmittags in Württemberg auf einem kleinen Bahnhof. Wir durften auf einem großen Pferdewagen mit fünfzehn Personen Platz nehmen.

Hin und wieder wurde eine Mutter mit einem oder zwei Kindern beim Ortseingang abgeholt. Wer aber wollte eine Frau mit fünf Kindern? Wir blieben bis zur letzten Station auf dem Wagen. Einige Bauern kamen auch um zu sehen, wer noch Unterschlupf brauchte, aber niemand war an uns interessiert.

Wie es mittlerweile dunkel und kälter geworden war, brachte man uns in eine leerstehende Schule. Der Bürgermeister des Ortes kam und wies uns einen freien Raum in der Schule zu.

Einige junge Frauen brachten uns gefüllte Strohsäcke, die uns als Matratzen dienten. Unsere Mutter hatte die Oberbetten mitgenommen, und wir fanden es gemütlich, freuten uns, endlich wieder einen Raum zu haben, in dem wir als Familie alleine bleiben konnten.

Während wir uns beim Spiel austobten beobachtete ich, dass der

Mutter Tränen über das Gesicht rollten. Warum nur weinte die Mutter, wir waren doch jetzt alle zusammen. Wir hatten einen großen Raum mit großen Fenstern, Alarm war nicht zu erwarten und es war Weihnachten.

Meinen kleineren Geschwistern erzählte ich Weihnachtsgeschichten vom Christkind, das am Heiligen Abend in einer Krippe im Stall geboren war, weil man in dem Ort keine Herberge fand. Alle freuten sich auf den nächsten Tag und schliefen bald ein.

Keiner hatte bemerkt, dass die Mutter weinte.

Als alle eingeschlafen waren, wollte ich zur Mutter gehen um sie zu trösten, aber ich habe es dann doch nicht getan, weil ich Angst hatte, ich würde dann auch weinen.

Am nächsten Morgen, als wir ausgeschlafen hatten, kamen einige Dorfbewohner und brachten uns Tannenzweige, Milch und Brot. Hier gab es Kuhmilch, wir fanden es ganz toll. Mutter aber wurde immer stiller. Sie war bestimmt traurig, dass sie nicht mehr in unserer Wohnung war. Wir Kinder fanden es schön, denn es war Weihnachten. Aber es kam kein Weihnachtsmann der uns etwas brachte. Außer das meine Schwester, die eine Puppe mitgenommen hat, haben wir alle Spielsachen zu Hause gelassen. Geschenke bekamen nur meine beiden jüngeren Brüder. Mutter, hatte aus Teddystoff zwei Pferdchen genäht, die dann mit Heu gefüllt.

Wir freuten uns alle zusammen zu sein. In den großen Fenstern gab es noch richtiges Glas, darum war der Raum auch so hell. In Essen war das nicht mehr möglich, dort waren alle Türen und Fenster mit durchsichtigem Plastik mit Drahtgeflecht ausgestattet.

Die Krönung war noch, dass es geschneit hatte, wir gingen schnell raus um eine Schneeballschlacht zu machen und einen Schneemann zu bauen. Ein Bauer brachte uns noch zwei Schlitten, mit denen wir unseren Spaß hatten. Abends hatte Mutter zwei Kerzen um die Weihnachtzweige gelegt. Meine Schwester und ich sagten unsere Gedichte auf und dann sangen wir einige Weihnachtslieder. Mutter, die eine gute Stimme hatte und gerne sang blieb still.

Nach den Weihnachtstagen wurde uns eine Behelfswohnung zugewiesen. Was uns daran nicht gefiel, waren die alten Möbel. Zu Hause war das alles viel schöner.

Die Betten für uns Kinder standen übereinander. Es war abenteuerlich, es gab keinen Alarm und keinen weiten Schulweg, denn die Schule war ein paar Schritte von unserer Wohnung entfernt. Mutter blieb in der ersten Zeit noch traurig, aber als der Schnee weg war, und wir spazieren gehen konnten, wurde sie fröhlicher.

Es hat ihr dann sicher auch gut gefallen, wir haben sie nie gefragt, sie hat mit uns auch nie darüber gesprochen. Uns gefiel es gut, in der Schule war es nicht so schwer, wie zu Hause, aber das lag bestimmt daran, das in vier Klassen nur 12 Kinder waren, die von einer Lehrerin unterrichtet wurden.

Meilenstein 1947

Meine Schulzeit war zu Ende. Vom Pflichtjahr war ich befreit, weil ich das Älteste von fünf Kindern war. Mein Vater kam krank aus der Gefangenschaft. Für seine Genesung brauchte er Fischöl, das gab es nur auf dem Schwarzmarkt. Meine Mutter erfuhr, dass in Bremerhafen, die Fischer Öl gegen Textilien tauschten. Sie führte mich in den Handel ein; Textilien gegen Öl.

Mit dem Nachtzug fuhr ich von Essen nach Bremerhafen. Meinen Eltern fiel es schwer, mich als vierzehnjährige ziehen zu lassen. Ich spürte das bei jeder Verabschiedung an der Art, wie sie mich drückten. Mich stärkte das Vertrauen, meiner Eltern.

Mit einem Rucksack Pullis und ein Btl. Flaschen war ich unterwegs. Ging in Bremerhafen von Tür zu Tür, um Strümpfe und Pullis, beides war von aufgeribbelten Zuckersäcken gestrickt, gegen Öl, Speck, Schmalz und Fisch einzutauschen.

Ich kam mir vor wie eine Bettlerin. Mir wurden oft mit negativen Bemerkungen die Wohnungstüren zugeschlagen. Oft wäre ich am Liebsten wieder zurückgefahren. Es gab aber einige Frauen, die sich auf einen Tausch einließen. Hin und wieder wurde ich zum Essen eingeladen.

Bis zum Nachmittag war ich unterwegs, dann war mein Rucksack meist voll und ich ging zum Bahnhof. Hatte vorher mit einigen Frauen Termine ausgemacht, an denen ich tauschen konnte. Gewünscht wurden meist Kinderpullis in weiß, dazu Kniestrümpfe und Herrensocken.

Ich wuchs auf diese Weise in den Tauschhandel (Hamsterkäufe) ein. Auf den Bahnsteigen und in den Wartesälen erfuhr man, was z. Zt. gefragt war. Hierbei erfuhr ich, dass Nähgarn besonders verlangt wurde. Diese Nachricht gab ich an meine Eltern weiter.

Mein Vater kannte jemand, der als Schreiner eine Drechselmaschine besaß und uns regelmäßig eine gewisse Anzahl Röllchen brachte.

Dieser Mann bekam von uns Speck und Eier. Mein Vater baute mit handwerklichem Geschick an der Nähmaschine ein Teil, womit leere Rollen Nähgarn aufgerollt wurden.

Die Züge heimwärts waren stets überfüllt. Ich als 14-jährige hatte nicht die Kraft, mich gegen die Erwachsenen durchzusetzen. Wenn ich wirklich an eine Tür des Waggons kam, wurde ich von starken Männern weg geschoben. So kam es, dass ich mir gleich, wenn der überfüllte Zug hielt, einen Platz zwischen den Puffern aussuchte. Für viele blieben nur noch das Trittbrett oder die Puffer. Ich suchte den Platz auch, weil es da nicht so kalt, wie auf den Trittbrettern war. Am frühen Morgen zwischen drei und vier Uhr war ich zu Hause, stellte den Rucksack ab, zog mich aus und schlief meist sofort ein. Ich erinnerte mich, dass meine Geschwister einmal im Nebenzimmer spielten. Ich ärgerte mich, dass sie so früh schon so laut waren. Als ich dann hellwach wurde, sah ich, dass es nicht, wie ich es vermutete morgens um sechs, sondern bereits abends um sechs Uhr war. Ich hatte über 12 Stunden geschlafen. Später passierte mir das öfters, mein Körper hatte sich darauf eingestellt

Mit dem Speck und Eier fuhr ich dann einige Tage später nach Gronau. Hier gab es eine ehemalige Textilfabrik, die noch Garn und Wolle herstellte. Wolle und Garne wurden in Lagen angeboten. Es war verboten Ware zu schmuggeln. Ich legte die Lagen um meinen Körper, trug darüber weite Kleider, und kam durch jede Kontrolle Die Brücke zwischen Dorsten und Hervesdorsten war zerstört, darum mussten alle Fahrgäste den Weg über die Brücke zu Fuß gehen. Mir wurde es immer ganz mulmig, weil die Brücke so sehr wackelte, dass ich das Gefühl hatte wir kämen nicht vorwärts.

Zu Hause nahm meine Mutter einen Stuhl, kippte ihn auf den Tisch und legte um die vier Beine eine Lage Wolle.

Meine Geschwister wickelten die Wolle auf einen Knäuel. Ich fuhr mehrmals nach Bremerhafen, dort kannte man mich und tauschte bereitwillig Öl, Speck, Eier und Kartoffel gegen gestrickte Pullis.

Die Fahrten weiteten sich aus. Ich lernte ganz Norddeutschland kennen.

Später fuhr ich ins Münsterland, dann nach Osnabrück und Quakenbrück. Dort gab es zwar kein Fischöl, aber Gemüse, Speck und Eier. Mittlerweile hatte sich ein fester Kundenstamm gebildet, der mehr einbrachte, weil alles gegen Bestellung gehandelt wurde. Mein Vater war zwar schwer krank, bekam aber als Bahnpolizeibeamter Freifahrtscheine. Die Fahrten waren gesichert.

Bei den Sperren oder auf den Bahnsteigen wurde alles überprüft und zwar die gehamsterte Ware, den Fahr- und den Personalausweis. Brot und Kartoffel waren erlaubt. Ich hatte in der Mitte des Rucksacks einen Weißblech Marmeladen Eimer für die edleren Lebensmittel, neben und über dem Eimer lagen Kartoffel.

Einmal bei der Kontrolle nahm man mich mit zur Wache, weil ich mit meinem braunen Ausweis aufgefallen war. Man glaubte mir nicht, dass ich noch keine 16 Jahre alt war. Ab 16 gab es blaue Ausweise. Die Angst schnürte mir die Luft ab. Was würde jetzt geschehen. Nach der Überprüfung kamen zwei Poli-zisten zu mir. Sie waren auffallend freundlich, gaben mir den Ausweis zurück und ich durfte weiterfahren. Ein Meilenstein meiner Jugend der Nachkriegszeit. Diesen Meilenstein möchte ich nicht missen. Er gehörte zu der damaligen Zeit..

Ich hatte es ermöglicht eine Familie durch Hungersnöte hindurch am Leben zu erhalten. Mir hat diese Zeit viel gebracht. Vieles habe ich gelernt, was in späteren Jahren an anderen Meilensteine seine Früchte trug.

Träume

Träumen, das war das Leben, meiner Kindheit und meiner Jugendzeit. Heller Sonnenschein, es war heiß aber herrlich, um nach draußen zu gehen und zu träumen.

Es war die Zeit des Steinekloppens in den Trümmergrundstücken. Wir mussten alle die Trümmer beseitigen, um an die Steine zu kommen. Für 1000 Steine bekam man z.B. ein elektrisches Bügeleisen. Für 5000 Steine einen elektrischen Kocher.

Meine Eltern hatten im Krieg alles verloren und nahmen das Angebot Trümmer zur Beseitigung und Steine zu klopfen gerne an. Unsere Wohnung lag in einem riesigen Trümmerfeld. Von 20 Häusern in einer Strasse in Essen waren nur fünf Häuser bewohnbar. Das Trümmerfeld und die vielen Steine lagen vor unserer Türe.

Ich nahm meine alte schwere graue Militärdecke, fand einen Balken, legte die Decke darüber und verlor mich in meine Träumerei.

Herrliche Träume waren das.

Groß wollte ich werden, und erwachsen, denn dann dürfte ich solange draußen bleiben, wie ich wollte.

Ich war jetzt schon 14 Jahre alt. Wenn ich mich schminkte, Schuhe mit hohen Absätzen anzog, an den Waden einen braunen glatten Strich ziehen würde, so das es aussah, als hätte ich seidene Strümpfe mit einer schönen Naht an, dann ging ich ja jetzt schon für 16 Jahre durch ..

Die Zeit konnte so lange nicht mehr dauern ..

Ich träumte, die Sonne blinzelte mir in die Augen, ich drehte mich um und träumte einmal auf der Bühne zu stehen. Marika Röck war mein Vorbild. Die konnte schauspielern, singen und tanzen.

Tanzen konnte ich ja auch schon gut, das bestätigten mir immer die Freundinnen meiner Mutter. Ich übte lange jeden Tag vor dem Spiegel. Heimlich, damit niemand etwas merkte. Die Melodie sumgte ich ganz leise. Vielleicht gelang es mir zum Film zu kommen, ich würde mir einen Silberfuchs- oder einen Waschbär Pelzmantel kaufen.

Pelzmäntel mit glattem Fell, gefielen mir nicht.

Meine Klassenkameradinnen schwärmten alle von Hildegard Knief. Ich fand sie auch hübsch, aber sie spielte ja nur in Filmen eine Rolle, tanzte und sang nicht.

Von Charlie Temple schwärmte ich auch. Das war ein Kinderstar, viel jünger als ich, und die konnte schon so gut steppen, dass sie im Film mitspielte. Ob es sich noch lohnte, steppen zu lernen, weiß ich nicht. Aber wir würden es ja sehen. Träumen darf man.

Von weitem hörte ich die Stimme meiner Mutter, sie konnte mich in

den Trümmern nicht finden, denn ich hatte mir ein ruhiges, nicht einsehbares Plätzchen gesucht. Als ich meine Mutter das zweite Mal hörte, stand ich auf, damit sie mich sehen konnte.

Sie fragte mich, ob ich schon Steine zusammen hätte? Ich antwortete „ja“, gab mich dann aber schnell an die Arbeit.

Meine Mutter brauchte doch jetzt das elektrische Bügeleisen, denn sie besaß nur drei schwarze Eisen, die man auf die Herdplatte stellte. Wenn sie heiß genug waren, konnte man diese Eisen mit einem Holzgriff, der extra für diese Eisen bestimmt war, vom Herd nehmen und damit bügeln. Sie machte eine Fingerspitze mit Spucke nass, und hielt den Finger kurz an das Bügeleisen. Wenn es zischte, war das Eisen gut, und meine Mutter konnte den Berg Wäsche bügeln.

Aber wir hatten Sommer. Es war heiß, wir wollten den Herd nach dem Mittagessen gerne ausgehen lassen. Das ging nicht, weil die Bügeleisen auf dem Herd noch heiß bleiben mussten.

Also klopfte ich Steine, und träumte weiter davon, einmal reich zu werden, um meiner Mutter alle die Dinge, die die Arbeit im Haushalt erleichterten zu kaufen.

Es wurde dunkel, ich hatte schon einige hundert Steine aufgestapelt. Diesmal hatte ich Glück, ich hatte eine Mauer gefunden, die noch nicht ausgetrocknet war, und sich die Steine leicht vom Mörtel lösten. Jetzt wurde ich zum zweiten Male gerufen. Ich musste aufhören. Morgen würde ich früher anfangen.

Ich nahm meinen Hammer, ging an den Balken vorbei und nahm meine graue schwere Militärdecke mit.

Na ja, Träume sind Schäume.

Der Tag war gelaufen. Am Morgen begann ein neuer Tag, vielleicht mit neuen Träumen.

Eine Liebe meiner Kindheit

Jeden Morgen, niemand brauchte mich zu wecken, ging ich in den Stall. Ich steckte den großen Eisenschlüssel in die Stalltür. Sie ließ sich schwer öffnen, darum drückte ich mich mit dem ganzen Körper gegen die Tür. Knarrend öffnete sie sich.

Die Schafe streckten ihre Köpfe zu mir. Warmer Dampf breitete sich aus. Es war eigenartig, diesen Stallgeruch liebte ich. Ich ging zu Ihnen, berührte ihr warmes fettiges Fell, legte den Kopf an den ihren. Hart und kratzig fühlten sich die Köpfe an. Ich spürte den leisen Druck ihrer Körper. Kettete sie an und ging mit ihnen nach draußen. Die Sonne stand noch tief die Schafe liefen neben mir und hörten zu, wenn ich ihnen von meinen Problemen erzählte. Auf der Weide zwischen hohem Gras pflockte ich sie fest.

Zum Abschied hielt ich meine Wange an ihre Köpfe und lief weg. Beide sahen mir nach.

Abends holte ich sie wieder nach Hause. Stets rannte ich zu ihnen. Sie sahen mich und fingen an zu blöken. Vor Freude rannte ich noch schneller und umarmte sie. Wir waren glücklich, wir drei eine lange Zeit, bis der Krieg uns trennte.

Kinderspiele im Krieg

Auf dem Schulhof sitzen im Kreise
Mädchen und Jungen, die tauschen das Eisen
Dies, weil es noch neu, schimmert es blau
geformt nach dem Bombenangriff genau.
Blumen viel schöner, als die aus dem Garten.
Früchte, auf die wir lange schon warten
Formen, die bleiben, weil in der Nacht
der Angriff, der uns hat Angst gemacht.

Wir tauschen immer wieder neu
der eine kess, der andre scheu.
Unter uns ein Eifer entstand
die Splitter gingen von Hand zu Hand.
Auf Bombensplitter fixiert waren wir,
Kinder vom Kohlenrevier.
Wir erlebten ständig, bei Tag und bei Nacht,
Was Bomber aus unserer Stadt gemacht.
Flammen warfen hell ihr Licht,
wir freuten uns an der weiten Sicht.
den Ernst erkannten wir Kinder selten
Trümmerfelder waren unsere Welten.
Dort fanden wir Splitter schimmernd blau.
Die Kanten waren scharf und rau
Haben wir im Rückblick neue Erkenntnis erworben,
oder ist nur, die Erinnerung nicht gestorben.

Auf der Flucht

Eine Reisetasche
Uhr,
Stammbuch,
Versicherungskarten
Medikamente,
Erinnerungsfotos
die Bibel.
Gibt es einen sicheren Ort?
Wir haben uns,
das ist wichtig.
Ist alles zu ersetzen?
Freunde werden uns fehlen.
Wir sind zusammen.

Sind wir in Sicherheit?
Feuchte Hände.
Erschöpfung.
Angekommen.

Erleuchteter Himmel

Sehnsucht sternklarer Nächte
feindliche Leuchtbomben
erhellen den Himmel Angst.
Sternklare Nächte. Wie lange noch?
Sind wir bald Kriegsgebiet?

Frieden

Sehnsucht nach Frieden
60 Jahre ruhen Waffen.
Töten hat nicht aufgehört.
Was lernen wir daraus?
Gewalt zeugt Gewalt
Blut zeugt Blut.
Bomben treffen Unschuldige
Licht bricht Finsternis.
Kann Liebe Hass töten?

Nachkriegszeit

Manchmal denke ich
an unsere Nachkriegs - Freundschaft.
Es gab nichts. Wir hatten nur uns.
Dennoch hatten wir Viel Freude.
Heute sind wir reich,
weil wir damals befreundet waren.

Kalter Reichtum

Hatten einen festen Platz
in der Schlange vor dem Bäcker.
Um 4h waren ca. 50 Leute vor uns.
Jede halbe Stunde holte man 20 Personen in die Backstube.
Die sich aufwärmen konnten.
Immer wieder, auch als die Schlange schon länger war.
Heute liegen in den Auslagen viele Sorten Brot in der Bäckerei.
Man legt das Geld hin und geht.
kalter Reichtum warme Armut

Freude von Kind an

Schnell ist Freude vergessen, hab sie erlebt, Spuren sind da
Geburten meiner Geschwister waren spannend.
Streitereien gehörten zum Alltag, Versöhnungen brachte Freude.
Mein erster Hund, ein weißer Spitz begleitete viele meiner Wege.
Kriegsereignisse trennte die Familie, erlebten Wiedersehensfreude
Trümmerfeld war unser Spielplatz.
Das erste Car Paket
Leckereien, die wir nicht kannten, Vater kam aus der Gefangenschaft,
wir freuten uns
Mein erstes selbstverdientes Geld, erste zarte Liebe
erster Urlaub
alles Erste bleibt unvergessen.
Erste eigene Wohnung mit geschenkten Möbeln, Paradies der Freude.
Die große Liebe, Hochzeit.
Geburten der Kinder
Höhepunkte der Freude, im Leben einer Mutter gibt es Glücksmomente.
Es ist nicht zu beschreiben, im Einerlei des Alltags,
darum schreibe ich Freude, die den Alltag einbindet.

Margot Weinand



Ingeborg Nimwegen
47506 Neukirchen-Vluyn

Geboren 1929 in Oberhausen-Sterkrade/Rhld, eine Ruhrgebietsstadt. Religiöses Elternhaus mit sechs Geschwistern. Kriegsjahre 1941 - 1945 in Kinder-Landverschickungslagern in der Tschechoslowakei, auf der Insel Rügen und in Nieder-donau/Österreich.

Mittelschule - Berufsjahre in Duisburg - Kontoristin, Industrieseekretärin, Verwaltungs-Angestellte.

Familienleben seit 1964. Seit 1975 in Neukirchen-Vluyn/Niederrhein.

Erste Verse schon als Kind. Ab 1983 erste Lesungen - später auch überregional -, sowie im Radio. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Anthologien, Gedichtbänden.

Initiatorin des „Autorenkreises Neukirchen-Vluyn“ (1994).

Mein persönliches Kriegsende 1945

Als im Krieg 1939 – 1945 die Bombardierung der Städte im Ruhrgebiet immer bedrohlichere Ausmaße angenommen hatten, wurden die Schulkinder klassen – oder auch schulenweise in andere friedlichere Bereiche verschickt. Mit der Mittelschule Oberhausen-Osterfeld lebte ich zuerst einige Monate in der Tschechoslowakei, dann auf der Insel Rügen und später in Mönichkirchen/Niederdonau, in Österreich, ohne Eltern, ohne Familie.

13.3.1945 – Karfreitag –

Noch Schnee,
aber schon Blüten im Seidelbast,
erste Märzenbecher auf dem Hochmoor.
Dröhnen in den Bergen.
Pausenlos Wehrmachtsfahrzeuge auf der sonst stillen Dorfstraße.
Offiziere kommen ins Haus.
OT – die Organisationstruppe der Wehrmacht.
Schulmädchen? Ihr müsst hier weg!
Das Haus räumen, schnell!
Eine halbe Stunde.
Mehr als hundert Mädchen zwischen 12 und 16 Jahren.
Koffer in fliegender Eile.
Auf Lastwagen alle – schnell!
Zum Bahnhof im Tal.
Was geschieht, was soll geschehen?
Der Krieg hat uns erreicht!

Ein Personenzug unter Dampf.
Schnell, schnell!
Mein Koffer ist schwer – Bücher. Als letzter auf die Plattform.
Der Zug fährt an. Noch stehe ich auf dem Perron.

Sprung in ein Abteilfenster.
Ein Schuh bleibt hängen.
Beine rein, der erste Tunnel.
Explosionen, Einschläge.
Durch das brennende Wienerneustadt.
Wien – Russen.
Weiter, weiter.
Wir sind auf der Flucht.
Tiefflieger.
Raus in die Wälder, noch kahl, Mulden, Gesträuch.
Aneinanderklammern, meine kleine Schwester,
Klassenkameradinnen.
Verzweiflung, Schreie.
Mutter, Vater, Gott!
Kein Mensch, kein Trost.
Keine Hilfe!
Keine Nahrung, zu Ostern für jeden zwei Kekse und
einen Löffel Marmelade.
Das letzte für lange 14 Tage!
Nichts zu trinken!
Weiter, weiter.
Halt an einer Wasserstelle für die Lokomotiven.
Fallende Fluten schlagen die Blechbecher aus Kinderhänden.
Wir werden an Verwundeten Transporte angehängt.
Rot-Kreuz-Zeichen auf den Dächern.
Der Tieffliegerbeschuss geht trotzdem weiter.
Amerikaner, Russen.
Fremde sind in unsere Waggons eingedrungen. Jeder Fußbreit ist besetzt.
Einmal rolle ich mich im Gang zusammen. Schlafen – egal wo.
Ein Mensch setzt sich auf mich. Man hatte mich
für ein Gepäckstück gehalten.
Einmal ein Halt im Irgendwo. Schlafen in einem Barackenlager.
-Sollte uns Krätze eintragen.

Schongau am Lech.

Graupensuppe aus Bechern. Das erste Essen seit zwei Wochen!
Um diese Stadt in meiner Erinnerung zu behalten erwarb ich am
Bahnhofskiosk einige Ansichtskarten. Die ich noch besitze.
Rot-Kreuz-Züge mit Verwundeten. Keine Schwestern, keine Ärzte.
Wer ist in „erste Hilfe“ ausgebildet?
Schwärende Wunden, Verbändewechsel mit Toilettenpapier.
Ein Pfundpaket Schwarzbrot zum Dank.
Schreiende Vorwürfe einer alten Lehrerin.
Strohlager in einer Schule.
Wir gehen betteln! Erfolglos, Beschimpfungen!
Nie vergesse ich diese Frau am geöffneten Fenster eines Siedlungs-
häuschens. Sie pellt Kartoffeln aus einem großen Topf. Es duftet
wunderbar, warm. Sie schreit – „Weg! Was wollt ihr?“ Wirft nach uns
mit einer Kartoffel. Landet im Vorgarten. Unerreichbar!

An einem Abend im Schulgebäude ist da plötzlich **Irmchen**. Mein
Irmchen, liebste Freundin aus einem Erholungslager am Semmering.
Zuhause in Wienerneustadt. Da sind wir vor Wochen durchgefahren!
Umarmung, Tränen. So viel Nähe – endlich.
Aber wir werden getrennt – für immer. Ich habe sie nie wiederge-
sehen. Wußte später auch nicht einmal mehr ihren Namen.
Wo gibt es etwas Essbares?
Weiter. Wo sind wir?
Irgendwann, irgendwie: - **Garmisch-Partenkirchen** –
In Dreierreihen durch die Straßen, wie gewohnt.
Die Leute gaffen!
Dann erste Steine – Schreie „Kinder von der SS!“

Ein Haus nimmt uns auf. „Pension Alpenblick“ in Partenkirchen.
Hier erlebten wir unser Kriegsende.

Zuerst endlos Kolonnen deutscher Soldaten, abgerissen, Fußlappen, Fahrzeuge mit Holzgasmotoren. Rückzug, Gefangenschaft.

Dann die Amerikaner.

Garmisch-Partenkirchen war „offene Stadt“, Lazarettstadt.

Panzer, in den geöffneten Luken farbige Soldaten, Maschinengewehre, scharf gebügelte Uniformen, leuchtend bunte Halstücher.

In der Nacht grölende amerikanische Soldaten in unserem Haus.

„Girls, girls!“ Unsere zwei Lehrerinnen, verteidigen heldenhaft ihre kindlichen Schülerinnen.

Im Nebenhaus ist ein Bottroper Lyzeum untergebracht. Einige Mädchen springen aus den Fenstern im ersten Stock. Eine erleidet einen Beckenbruch.

Girls! Girls!

08.05.1945 – Siegesfeier !

Alle Straßen und Gehwege werden gereinigt. Natürlich müssen wir mit anfasseln. Wasser, Straßenbesen, Schrubber – unter der Aufsicht amerikanischer Offiziere. Dabei gieße ich einen Schwall Wasser über blanke Offizierstiefel. Ich muß zur Kommandantur. Unsere Lagerleiterin begleitet mich. Peinliche Befragung unter MP-Bewachung. Ganz schön raffiniert. Als sich herausstellt, dass ich Bücher liebe, muß ich an der angeordneten Bücherverbrennung teilnehmen.

Leiden immer noch bittere Not. Hinter unserem Haus ist ein amerikanisches Verpflegungslager. Meterhohe Stapel von Weißbrot, Büchsen, was wohl noch alles?

Die Einmarschtruppen ziehen weiter. Das Verpflegungslager wird mit Benzin übergossen, angezündet. Vor unseren starrenden Augen verbrennt zenternweise Brot! Jahrzehnte lang habe ich keinen Tost angerührt.

Verlegung.

Haus „Lenzkirch“, früher ein Kinderheim. Nicht genug Betten für alle,

zu kurz – Schlafen im
Wechsel auf den kahlen Holzböden, inzwischen abgemagert zu Skeletten.
Wir sammeln Brennesseln an den Rändern der Straßen über die vorher
tagelang die Truppen zogen, kochen daraus „Spinatsuppe“. Salz ist
rationiert. Wir haben keine Anteilkarten, sind keine Einheimischen.
Einmal alte Kartoffeln aus stinkenden großen Töpfen. Für jeden eine!
Weitere Garmisch-Erinnerungen will ich nicht zulassen.
Einmal Dwight D. Eisenhower im Jeep mit Gefolge. Fragt persönlich
auf deutsch nach dem Weg zum Rathaus. Seine Begleitung wirft zum
Dank Schokoladenriegel in den Straßenstaub. Die wir nicht aufhoben,
meine Schwester und ich.
So viel ist noch geschehen in Garmisch-Partenkirchen – zu viel!

Endlich sollen wir nach Hause gebracht werden.
Meine Erinnerung verlässt mich – alles verschwimmt.
Amerikaner, Lastwagen, ein Autobus.
Eine Scheune mit Heu.
Riesige Federbetten bei alten Bauersleuten, die einen seltsamen
Dialekt sprechen.
Milchsuppe mit dicken Nudeln!
Wie sind wir nur je wieder nach Hause gekommen?

An der Straßenkreuzung, von der aus man unser Elternhaus sehen
konnte, nur Leere. Nichts! Ein Trümmerberg, Schutt, schmutzige Gräser.
Und viel mehr sollte es auch jahrelang nicht werden. Obschon wir
unsere Eltern fanden, nach bangen Fragen und Suchen, irgendwann im
August 1945. Not, Elend, Armut, Hunger auch hier. Große seelische
Entfremdung nach all diesen Jahren.

Märzenbecher pflanzte ich später hinter meinem Haus. Nach Seidelbast
will ich doch auch noch einmal fragen, für meinen Garten, in dem ich
jetzt, mit 76 Jahren, meinen Erinnerungen nachhänge.

Ingeborg Nimmwegen

Vor einem zerstörten und erstorbenen
Stadtteil 1947

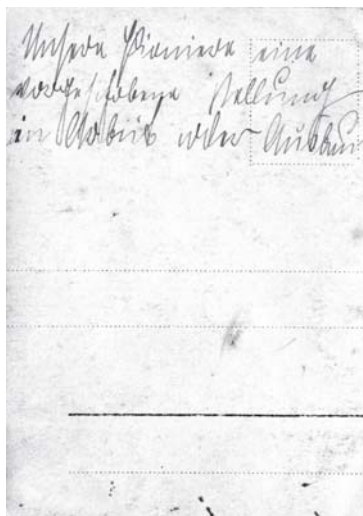
- Ingeborg Nimwegen, geb. Reuter - Schülerin 18 Jahre

Weithin über's Land
Verfall und Trümmer nur.
Von des Todes Hand
unberührt nur der Wolken Spur.

Wo einstmals blühendes Leben,
ist nun alles tod und still.
Nichts der Vernichtung Weben
Einhalt gebieten will.

Bald fallen die letzten Mauern
auch noch zu Trümmern ab;
ich fühle ein kaltes Schauern
und denke - an mein Grab.

Feldpostbriefe





Mag. Dr. Carla Kraus
A-1150 Wien Österreich

Geb. 1940 in Wien. Studien der Staatswissenschaften, Rechtswissenschaften, Statistik, Nationalökonomie und Internationalen Beziehungen an der Universität Wien. Magister und Doktor der Rechtswissenschaften.

Derzeit freie Schriftstellerin und Redakteurin bei zwei indischen Literaturzeitschriften („SKYLARK“ und „POETCRIT“); Übersetzung und Förderung österreichischer Lyrik. Lebt in Wien. Verfasst vor allem Gedichte, aber auch Märchen und Erzählungen; weiters Übersetzungen ins Englische und aus dem Englischen und Französischen. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften in Österreich, Deutschland, Schweiz, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Bosnien, Albanien, Rumänien, Spanien, Griechenland, Malta, den USA, Kanada, Argentinien, Kolumbien, Indien, Pakistan, China und Korea.-Mehrere Preise im Ausland.

Krieg

Weiße Bahnen am Himmel,
vorbeifahrende feindliche Aufklärungsflugzeuge
wo fallen diesmal die Bomben hin?
einmal auf früher von uns bewohntes Haus,
dann auf Kloster, zwei Gassen weiter
Sirenen, alles in den Keller
nach Alarm vergessener Teddybär in der Wohnung
Schleichhandel und Lebensmittelkarten
tausche Klavier für einen Topf Schmalz
Betrüger gibt vor, kriegsgefangenen Vater in Rußland gesehen zu haben
stiehlt Ledertäschchen mit Wohnungsschlüsseln
einmarschierende Truppen
Soldat nimmt Kind auf den Schoß
und läßt sich vormusizieren,
während anderer alte Frau im zweiten Stock vergewaltigt
wir sollen ausgesiedelt werden
Offiziere wollen die Mauer zur nächsten Wohnung durchbrechen
weinende Mutter verbirgt ihr Gesicht in den Händen
dieser Hagel von Stahl und Regen von Blut ist überflüssig
warum bestimmte ein Verrückter das Schicksal der Nation?
und heute will man Frauen zum Wehrdienst einsetzen
besser wäre es
könnten auch Männer schwanger werden, dann wäre Friede .

Carla Kraus

Wozu das Blutvergießen?

Ich erzähle Dir, dass Du König im Palast der Erinnerung bist
über den reifen Getreidefeldern weht ein leiser Wind,
bis die züngelnden Flammen sie vernichten,
bis die grauen Soldaten die Missverständnisse in den Wald treiben
und über die Knospen der Hoffnung trampeln
die weiße Taube muss verenden
und ein schwarzer Zug von Trauernden bewegt sich langsam vorwärts
ein Monument der Gefallenen bleckt seine Zähne dem Himmel entgegen
Dein marmornes Gesicht ist nicht mehr von Tränen überzogen
ich werfe Dir einen Brocken Erde und meine Lieblingsblume nach
das ist die Stunde, in der die hungrigen, schwarzen Vögel
über dem verschwindenden Sarg kreisen
ich kenne den Frieden nicht mehr und höre statt Musik nur Lautsprecherparolen
das schwere Friedhofstor fällt hinter mir ins Schloss
meine blauen Pulsadern werden durchsichtig
und der Himmel treibt die Wolken der Erde zu
die Glocken tönen über den grauen Fluss herüber
die Versprechen des Heiligen, den ich Deinetwegen anrief, sind gebrochen
unsere Sünden werden wahrscheinlich vergessen oder vergeben
wozu das Blutvergießen und die schwarze, alte Jungfer, auf die nichts wartet?
wären wir noch einmal zwanzig und könnten unsere Liebe konsumieren,
könnten wir uns noch einmal verlieren und wiederfinden
wir tanzten auf allen Hochzeiten und riefen einander mit Kosenamen
und unser Weg führte hinein in die Morgenröte
bis zum Ende unserer Reise
Warte noch ein wenig
ich komme bald.

Carla Kraus

Virginio Rhodas (Argentinien)

1950..1960..1970..1980..1990..2000 Kein Weltkrieg

Ich möchte Dir anvertrauen:
ich habe ein verhungertes Kind beobachtet,
das einen Dinosaurier aß.

Eine Mutter, die ihre Zärtlichkeit verkaufte,
um ihre Kinder zu versorgen.

Einen Satelliten, der die Erde umkreist
und kybernetische Hirne,
die das Schicksal der Menschheit beeinflussen.

Nach jedem kleinen Krieg
gab es einen jungen Mann auf der Suche nach seinem Grab,
Abkommen des Zentrums des Lebens,
inmitten roter und blauer Ruhmesblätter,
um seinen kürzlichen Tod zu umrahmen
in unbekannter Unsterblichkeit.

Ich sah die Leichname alter Männer und Frauen,
die ihre Taten bereuten
und büßten für ihre Sünden
sowie unfruchtbare sexuelle Abwegigkeit.

Ich sah auch einen alten einsamen Mann,
der bitterlich weinte
und versuchte, mit seinen Händen die Wolken zu zerreißen
seine Wünsche waren nicht irdisch.

Plötzlich laute Schreie:
ein sanfter Chor von Gebeten
gewaltiger Donner und Blitz,
die vom Himmel herabkommen.

Und doch konnte ich sehen:
eine besorgte Engelschar,
die Weihrauch für uns entzündete
für uns...alles für uns...

Aus dem Englischen von Carla Kraus
(Aus dem Buch: „Listen to me, Humity“)

Virgina Rhodas, geboren auf Rhodas (Griechenland), danach auch
der Künstlernaame, lebt in Buenos Aires (Argentinien)
Herausgeberin der Literaturzeitschrift CARTA INTERNATIONAL DE
POESIA

Virginio Rhodas (Argentinien)

Unveränderliche Liebe

Ich bin ein Schimmer der Ewigkeit.
Im Garten Eden bin ich Vogel und Nest.

Ich bin das tiefste heilige Lebenswasser.
Die Mutter von Jahrhunderten und Jahrhunderten.

Ich bin menschlich, denn ich stamme von Adam ab.
Aber ein göttlicher ewiger Funken ist in mir.

Ich bin Stein, Vorbild und Kohlenasche.
Stimme der Stimmen, Durchführung aller Grundsätze.

Ich bin die sich nach Liebe sehrende Menschheit.
Ihre hartnäckigste und charakteristischste Seite.

In der ereignisreichen Geschichte
bin ich Symbol, Grundlage und Fragezeichen.

Im Schosse des Kosmos bin ich ein Planet.
Im Schosse der Erde bin ich fleischlich.

Und wenn die Seele sich zu Gott erhebt,
ein Nachkomme der unveränderlichen Liebe!

Aus dem Englischen von Carla Kraus
(Aus dem Buch: „Listen to me, Humity“)



Johanna Anderka
89079 Ulm

*1933 in Mährisch-Ostrau (Ostrava/CR),

lebt in Ulm:

Neueste Veröffentlichungen: „Ausgefahren die Brücken“,
„Silbenhaus“, „11. September 2001“, „Zugeteilte Zeit“,
„Namen geben den Zeichen“, alles Lyrik, Edition L Hockenheim

Auszeichnungen: Nikolaus-Lenau-Preis, Hafiz-Preis,

Sudetendeutscher Kulturpreis für Literatur,

Ehrengabe zum Andreas-Gryphius-Preis,

Inge-Czernik-Förderpreis für Lyrik,

Literaturpreis der Künstlergilde

Mitgliedschaften: Die Künstlergilde, Exil-P.E.N. Club

Die KOGGE, Verein Ulmer Autoren 81

Zeugenaussage

In letzter Zeit fällt mir zunehmendes Interesse an uns, den sogenannten Zeitzeugen und unseren Aussagen auf. Da werden Gesprächsrunden zwischen Vertretern der Generationen angeboten, lokale Ereignisse durch Jahrestage ins Gedächtnis zurückgerufen und Presse, Film und Fernsehen wenden sich Themen der Kriegs- und Nachkriegszeit zu, als müssten hier Marktlücken geschlossen werden.

Bedenkt man eigentlich dabei, dass wir, die nicht mehr lange zur Verfügung stehen, während der Zeit, über die wir berichten sollen, Kinder waren? Oder liegt der besondere Reiz solch einer Befragung gerade darin, dass Kinder geschichtliche Abläufe aus ihrer Sicht erleben? Sie empfinden und bewerten anders als Erwachsene. Schuldzuweisungen, Täter- und Opferrolle haben wenig Gewicht, gehen in Gefühlen unter, in der Angst, der Hilflosigkeit, dem Nichtbegreifen. Kinder nehmen materielle Verluste leichter hin als Erwachsene, haben nicht den Zusammenbruch von Idealen, die gewaltsame Auflösung einer sinnvoll erachteten Ordnung zu ertragen.

Damit sage ich nicht, dass es Kinder in Krisensituationen einfacher haben. Nein, das Gegenteil ist der Fall. Damals und heute und immer wieder aufs Neue bricht für sie in Zeiten der Gewalt die Sicherheit zusammen, die ihnen die scheinbare Stärke der Erwachsenen gewährte. Mit deren Sorge wächst die Bedrohung. Angst entzündet sich an Angst und die Hilflosigkeit der einmal Mächtigen entzieht jeden festen Grund. Ich weiß, jetzt bin ich ins Allgemeine abgeschweift und vielleicht wolltet Ihr, die Fragenden, etwas anderes hören. Einzelheiten über den damaligen Alltag, der Euch fremd erscheint, aber nicht uninteressant, fast ein wenig märchenhaft.

Ich überlege, ob es mir möglich ist, die Vergangenheit wie ein Märchen zu erzählen und merke dabei, wie sehr mein Wunsch, zu berichten und Anteilnahme zu finden, im Lauf der Zeit nachgelassen hat. Und ich frage mich, warum es früher vor dreißig, vierzig, vor fünfzig Jahren fast

keine Zuhörer für uns gab. Warum hieß es da gleich: Das wollen wir nicht mehr hören! Es ist vorbei! Es war schrecklich und wir wollen nicht mehr daran erinnert werden. Zunächst waren es die Alten, die so redeten, später erwartete ich wenigstens bei den Jüngeren, den „Nachkriegsgeborenen“ Interesse. Aber wenn solches vorhanden war, kamen gleich die bohrenden Fragen nach dem „Warum“, nach der Schuld des Wegschauens, des Mitlaufens und des Verdrängens. Fragen, die ja auch wir, die „Kriegskinder“ unseren Eltern gestellt hatten und die uns nie befriedigend beantwortet wurden.

Vielleicht erschienen wir den Jungen zu sehr beteiligt, zu verstrickt in dieses Knäuel aus Gewalt, Vergeltung und neuer Gewalt, um unsere Worte als Mahnung zu verstehen. Vielleicht wirkten wir zu predigerhaft, nicht zuständig genug, wenn wir ein „Nie - wieder“ beschworen, das Erlebte als abschreckendes Beispiel benutzten und nebenbei vom Aufeinanderzugehen, von Versöhnung und Frieden redeten.

Ich merke, meine Gedanken laufen im Kreis, während der Ausgangspunkt der Überlegungen, das Eigentliche, die zeitliche Distanz ist, die heute völlig neue Sichtweisen und eine größere Unbefangenheit zulässt.

Aber alles hat zwei Seiten. Zeit schleift Erinnerungen glatt, macht sie gefälliger, erzählbarer. Sobald Worte da sind, der Angst des Kindes Ausdruck zu verleihen, verliert diese an Kraft. Und das ist gut. Aber das, was ich eigentlich so weitergeben will, wie es war, ist nicht mehr das, was ich empfand.

Dann sind auch noch die Träume da, die dem Kind, trotz all ihrer Schrecken, nach dem erlittenen Trauma so etwas wie Überlebenshilfe gewährten, deren Bilder sich aber mit den Erinnerungen mischen, so dass irgendwann das eine vom anderen nicht mehr zu trennen ist. Und dann die Geschichten jener, die zwar am Geschehen beteiligt waren, es aber aus ihrer Sicht und mit ihren Gefühlen erlebten und mein „So – war - es“ infrage stellen.

Was schließlich übrigbleibt und das Berichtete authentisch macht, sind die schon angesprochenen Alltäglichkeiten, die es - mehr oder weniger - für alle gab. Der ständige Kampf um das Lebensnotwendige:

Das oft ergebnislose Stehen in der Schlange vor Läden und Ämtern; die Stoff-schuhe mit den hölzernen Sohlen; das immer wieder geänderte Kleid. Das Hausen zwischen Ruinen; Stromsperren; Verdunkelungen; der blakende Eisenofen mit seinem durchs Fenster geleiteten Rohr; der Brunnen vor dem Haus. Der weite Schulweg zu Fuß bei Wind und Wetter; die Kostbarkeit eines Bleistiftstummels.

Später auch die Zweiteilung in Einheimische und Flüchtlinge. Das Bemühen, Fremdes zu erlernen, sich anzupassen und heimisch zu werden.

Vielleicht ist es ja das Geschenk der heilenden Zeit, dass wir nun ohne Bitterkeit erzählen können und nicht mehr den Zeigefinger dabei heben, auf das herrlich bequeme Leben heutiger Jugend hinweisen und uns anmaßen, Dankbarkeit zu fordern. Und vielleicht ist es ja diese neue Unbefangenheit, die unsere Stimmen laut und hörbar macht und unseren Worten Wahrhaftigkeit verleiht.

Nehmen will gelernt sein

Auf einem blauen Schild steht in weißer Schrift „Taubenstraße“. Die Straße ist schmal und biegt sich zu grauer Kurve. Die meisten ihrer Häuser sind heil, haben sogar spiegelnde Fensterscheiben und unbeschädigte Dächer. Auch die Kirche hat Bomben und Beschuss überstanden. Dieses Stück der fremden Stadt liegt wie eine Insel im Trümmerfeld.

Es ist Abend und immer noch heiß. Wir gehen in die Kirche hinein. Drinnen ist es hell und kühl. Soviel Licht in einer Kirche ist mir nicht vertraut. Alle Gotteshäuser meiner Kindheit waren dunkel. Gott lebt im Dunkel, denke ich, in der Verborgenheit. Ihn anzuschauen wäre Sünde. Man baut dicke Mauern um ihn und setzt bunte Scheiben in

die Fensterlücken, um das Licht mit Farben zu verdunkeln. Diese Kirche hier mag ich nicht. Sie passt nicht in das Bild, das ich mir gemacht habe. Das Gitter zwischen Eingangskapelle und Schiff ist geschlossen. Ich drücke meine Nase an das eiserne Fächermuster und sehe einen Altar mit einem Bild, das ich nicht genau erkennen kann, Bänke, blankgescheuerten Fußboden und ein paar Heilige, die prächtig gekleidet und mit Kronen und Heiligenscheinen versehen, unberührt dastehen, als hätte es kein Feuer und keine Zerstörung gegeben.

Wir sind den ganzen Tag gegangen, mit der schwindenden Hoffnung, irgendwo Obdach zu finden. Auch die Kirche gewährt uns keine Zuflucht, ist nur eines von vielen verschlossenen Häusern. Nicht einmal eine Bank ist da, um ein wenig auszuruhen. Ich sage meine eingelernten Gebete auf, murmle Bitte um Bitte mit trockenen Lippen zu den Heiligen hinter dem Gitter und warte darauf, dass Mama sich endlich bekreuzigt und das Zeichen zum Aufbruch gibt. Aber Mama scheint gar nicht zu beten. Sie liest mit Interesse ein Plakat, das mit Reißnägeln am Innern der Kirchentür befestigt ist. „Hier steht die Adresse von einem Suchdienst.“ Ihre flüsternde Stimme zischt scharf. Warum spricht sie so leise? Außer uns ist kein Mensch in der Kirche und die Heiligen können auch stumme Bitten verstehen. „Wenn wir einen Bleistift hätten, könnten wir uns die Adresse aufschreiben.“ Für Bleistifte bin ich zuständig. Ich besitze auch einen, aber er liegt tief in meinem Rucksack vergraben, ganz unten, wo der schmutzig-grüne Rucksackbauch sich ausbeult und irgendetwas - ich glaube ein Schuh - bei jeder Bewegung an meinen Rippen scheuert. Ich finde den Bleistift nicht.

„Wir sollten die Adresse auswendig lernen,“ schlägt Mama vor, „jeder von uns eine Zeile.“

Das Plakat ist groß und grau. Seine Ecken biegen sich nach außen. „Berlin NW 40“, flüstere ich vor mich hin. „Berlin NW 40“, bete ich zu den lieblich lächelnden Heiligen, die in der Sonne stehen und mit hölzernen Händen segnen. „Berlin NW 40“. Vielleicht finden wir meinen Vater. Wir sind erst den zweiten Tag über der Grenze, den zweiten Tag ohne Wachtposten und Stacheldraht; es ist der erste Suchdienst, dessen

Adresse wir lesen und unsere Hoffnung hat noch viel Kraft. Als wir die Kirche verlassen, scheint die Sonne immer noch hell. Auch in der Taubenstraße hängen Zettel und Plakate an den Haustüren, auch hier heißt es: „Dieses Haus ist belegt.“ Schien es mir nicht, als wäre diese Straße von allen Schrecken verschont und da sie die Umgebung einer Kirche ist, zur Zuflucht auserkoren?

„Wir können nicht ins Lager zurück“, sagt Mama mit verzweifelmtem Mut. „Sollen wir wieder dorthin, wo die Menschen auf der Erde liegen und an Typhus sterben? - Wir müssen irgendwo Hilfe finden.“

Sie geht auf eines der Häuser zu. Über der Tür steht: „Katholisches Pfarramt“. Wir folgen ihr und gelangen durch die Tür in ein graues Treppenhaus. Eine zweite Tür, rechts von uns, ist verschlossen. Mama bleibt ein paar Augenblicke stehen, dann klingelt sie. Lange geschieht nichts. Ich habe meinen Rucksack abgenommen und auf die unterste der grauen Stufen gestellt. Schließlich setze ich mich daneben und fühle die Sonne warm und freundlich auf meinem Gesicht. Jetzt öffnet sich die Tür einen Spalt breit und ich merke, wie Mama mit jemanden spricht. Ich kann ihre Worte nicht verstehen, aber ihr Gesicht ist gerötet, als sie sich uns wieder zuwendet.

„Wir müssen eine Weile warten“, sagt sie, „bitte, nur eine Weile.“ Mama ist schon geübt darin, Demütigungen entgegenzunehmen. Heute Morgen hat ihr ein Mann auf dem von roten Ruinen umkränzten Platz vor dem Lager eine Mark geschenkt. Es war noch früh. Die Sonne schien und die stillen roten Ruinen leuchteten. Kein Mensch war zu sehen. Wir hielten uns an den Händen und gingen über den Platz. Zwischen den Pflastersteinen wuchs schon Gras, das sich im Morgenwind bewegte. Der Himmel wölbte sich blau und schön über uns. Plötzlich stand der Mann da. Niemand hatte seine Schritte gehört. Er musste Mama wie ein Engel erschienen sein, vom Himmel als Retter zu uns gesandt. Sie lief auf ihn zu und überschüttete ihn mit den Worten ihrer Verzweiflung und ihren Bitten. Der Mann wandte sich nicht ab er blieb stehen und hörte ihr zu. Aber als sie keine Worte mehr hatte und ihn wartend ansah, seiner helfenden Tat gewiss, erschrak er, suchte in seiner

Tasche und gab ihr die Mark.

Endlich öffnet sich die Tür und man ruft uns. Wir gehen hintereinander hinein. Ich schleife den Rucksack am Riemen; Oma hat das Bündel mit den Decken ergriffen. Eine Frau fasst mich am Arm und trennt mich von Oma und Mama. Die Frau ist groß und mager und hat blondes Haar, das sehr straff aus ihrer gewölbten Stirn gekämmt und zu einem Knoten geschlungen ist. Sie setzt ein kleines Lächeln auf, aber ihre Augen blicken streng. Die Haltung ihres Kopfes, ihr gesenkter Nacken, die eckigen Schultern, ihre ruhigen Hände - wie zum Gebet geschlossen - das sieht alles so, so mildtätig aus. Auf einmal ist dieses Wort da und setzt sich fest in meinem Kopf.

Die Frau führt mich in ein Zimmer mit einem Tisch und Stühlen. Kinder sitzen um den Tisch herum, heben ihre Gesichter und schauen uns mit stillen Augen an. Wo ist Mama? Wo ist Oma? Während ich versuche, mich umzusehen, rutscht mir das Tuch vom Kopf. Ich bemerke es zu spät. Ich habe meinen kahlgeschorenen Kopf fast vergessen. So viel Schlimmeres ist seit jenem Tag geschehen.

Damals sah ich Frauen, die vor Verzweiflung schrieten, die sich gegen die Uniformierten wehrten, gegen die Hände mit der Schere und dem Rasierapparat kämpften; die sich weigerten, gezeichnet und ausgestoßen zu werden. Ich begriff die Demütigung nicht. „Jetzt brauch ich mich wenigstens nicht mehr zu kämmen“, rief ich mit schriller Stimme. Mama und Oma hatten schon Tücher um die Köpfe gebunden. Keine von ihnen weinte. Ein junger Milizionär trieb uns durch den Lagergang in einen der Räume zu anderen deutschen Frauen. Die kleinen Härchen aus dem Rasierapparat waren in den Rückenausschnitt meines Kleides gefallen und juckten auf meinen Schulterblättern.

Jetzt sieht mich die mildtätige Frau mit ihren kalten Augen verwundert an, packt mich und schiebt mich in die Mitte des Zimmers. Vielleicht sollte man ihr erklären, was uns angetan wurde? - Niemand kann das.

„Seht“, sagt die Frau mit lauter Stimme, „so geschieht es jedem, der sich nicht sauber hält und Läuse bekommt.“ Die Kinder betrachten

mich gehorsam von allen Seiten und nicken. „Macht Platz!“ befiehlt die Frau, stößt mir eine Stuhlkante in die Kniekehlen und stellt einen Teller aus Blech vor mich auf den Tisch. Im Teller ist Suppe. Ich habe großen Hunger. Die Suppe ist kalt, ist eine grau-braune Flüssigkeit, verbranntes Mehl, mit Wasser übergossen. Klümpchen schwimmen darin. Große Klümpchen. Kleine Klümpchen. Ich versuche, sie mit der Zunge auf dem Gaumen zu zerdrücken. Sie sind rutschig und ihr Inneres ist trocken, ist ein pudriger Kern. Ich kann die Suppe nicht essen. Etwas in mir weigert sich, zu schlucken. Ich ekle mich. Tränen sammeln sich bitter in meinem Hals. Ich will hier hinaus, will aus dem Kreis der sauberen, schweigend löffelnden Kinder ausbrechen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Sie haben Zöpfe, sie haben Locken. Sie haben blonde, braune, schwarze, rote Haare. Sie sind brav und essen begierig die grau-braune Suppe, das verbrannte Mehl, das Wasser und die Klümpchen. Sie weinen nicht. Sie sind dankbar für jede gewährte Mildtätigkeit. Ich renne schluchzend aus dem Haus und finde Mama und Oma. Immer noch scheint die Sonne. Ich warte darauf, dass Mama böse ist und in vor-wurfsvollem Ton zu mir spricht. Aber sie zieht mir nur behutsam das Kopftuch aus dem Nacken. „Kommt“, sagt sie, „wir gehen zurück, damit wir einen guten Schlafplatz finden. Es ist noch früh. Vielleicht gibt es ja sogar etwas zu essen.“

Wir gehen durch die Taubenstraße an der Kirche vorbei. Hinter der Kirche wächst ein Strauch in einem Garten. Seine Zweige hängen über die Mauer und seine Blüten sehen aus wie schmelzender Schnee.

Jene Farbe Blau oder Betroffenheit

Früher, als man noch mit dem Federhalter schrieb, wäre es möglich gewesen, jenes Blau an einem Beispiel zu erklären: Halte ein Tintenfass gegen das Licht und stelle dir vor, wie sein dunkler und dennoch durchsichtiger, gleichsam von der Rückseite her erhellter Inhalt sich ausbreitet ohne an Intensität zu verlieren. Konzentriere dich und schau so lange, bis du alles was da ist und auch das andere, deine inneren Bilder, die sich im Spiegel des Glases brechen, blau siehst. Aber Beispiele hinken. Wie oft habe ich versucht, den Schrecken jenes Tages in Worte zu fassen, von mir wegzuschreiben, was zäh an mir hängt. Da ist der karge Tagebucheintrag der Elf jährigen: „17.11.44. Kirchengasse bombardiert. Alles zerschlagen.“ - Wegschreiben gelang damals noch nicht und Aufschreiben schien nicht nötig. Unvorstellbar, jemals zu vergessen. Da sind die Versuche, im Schutz der Distanz, versteckt hinter Wortklischees und gängigen Bildern schreibend hinzuschauen, um den Anblick des Erinnerten zu ertragen. Sehr viel später erst stellte sich Mut zum Detail ein, zur leisen Schilderung jener Alltäglichkeiten und Abläufe, die das Kind bisher getragen hatten und deren Veränderung schlimmer war, tiefer reichte als das befristete Entsetzen unmittelbarer Gefahr. Heute arbeite ich an meinen Texten und weiß, es ist ein Stillmittel, mit den Augen eines Kindes zu schauen, aus seiner Sicht kleinen Dingen Wichtigkeit zu verleihen und dadurch die Angst vor dem Verlust, die Bedrohung zu betonen, und ich verstehe den Lektor, der mir neulich die „blaue Passage“ aus einem Manuskript strich, weil sie nicht genug verständlich, nicht nachvollziehbar klang.

Aber gibt es überhaupt Worte, um Empfindungen genau zu beschreiben, Erinnertes von Geträumten zu trennen und in eine allgemein verständliche Sprache zu übersetzen?

BETROFFENHEIT - ich betrachte das gängige Wort und denke an die Kinder, die Männer und Frauen in Afghanistan, im Irak, in den brennenden Türmen Manhattens, denke an Flüchtende, Vertriebene, an Hungernde

und Frierende. Nachrichten, Schlagzeilen und Horrorbilder beeinflussen meine Gedanken. Ich versuche, einen Wall aus Vernunft vor meine Angst zu bauen, aber immer und wieder bin ich das Kind, das da hockt, zur hellgetünchten gewölbten Kellerdecke starrt und Silbe um Silbe ein anderes Wort buchstabiert AUSGEBOMBT - das damals geläufige. Es kracht, es donnert und dröhnt und hinter der hohlen Stille danach beginnen die Stimmen, schrill und laut und trotzdem unverständlich. „Sie haben einen Teppich gelegt! Das Haus brennt! Die ganze Straße brennt!“ Und im Radio meldet ein Sprecher in unbeteiligtem Ton: „Achtung, Achtung! Bombenabwurf! Abwurf von Zeitzündern und Langzeitzündern!“ - Was bedeuten alle diese neuen Worte? Wir flüchten hinauf ins Treppenhaus. Die Luft ist dick. Rauch? Nein, nur Staub. Es scheint nicht zu brennen, aber alles hat sich verändert. Die Fenster sind gewachsen und dahinter ist nichts als weißer Himmel. Die scherenbedeckten Treppenstufen glänzen, sind heller und flacher geworden und ich bin ganz leer, ganz ohne Angst. Jemand berichtet, ein Zeitzündler habe das Kirchendach durchschlagen und ein Luftschutzwart schreit: „Alles in den Keller.“

Aber Mama und ich gehen in unsere Wohnung hinauf. Die Gefahr droht nicht von der Kirche her, das spüre ich, sondern von den neuen Ruinen hinter den Höfen auf der Rückseite des Hauses. Dort hockt sie auf dem frischen Schutt, der wie Eingeweide aus einer Wunde quillt. In der Dielenwand stecken Speere aus zersplittertem Glas. Es klirrt und knirscht unter meinen Schuhen und es ist sehr kalt. Alle Möbel haben ihre Farben verloren. Wie in einen Schwarz – Weiß Film sieht das aus. Gerade eben war doch Mittag, 10 vor 12, als die Sirenen heulten. Schon wird es dunkel. Die Küchenuhr ist auf den Boden gefallen, ihr großer Zeiger zerbrochen. Zeit bedeutet nichts mehr.

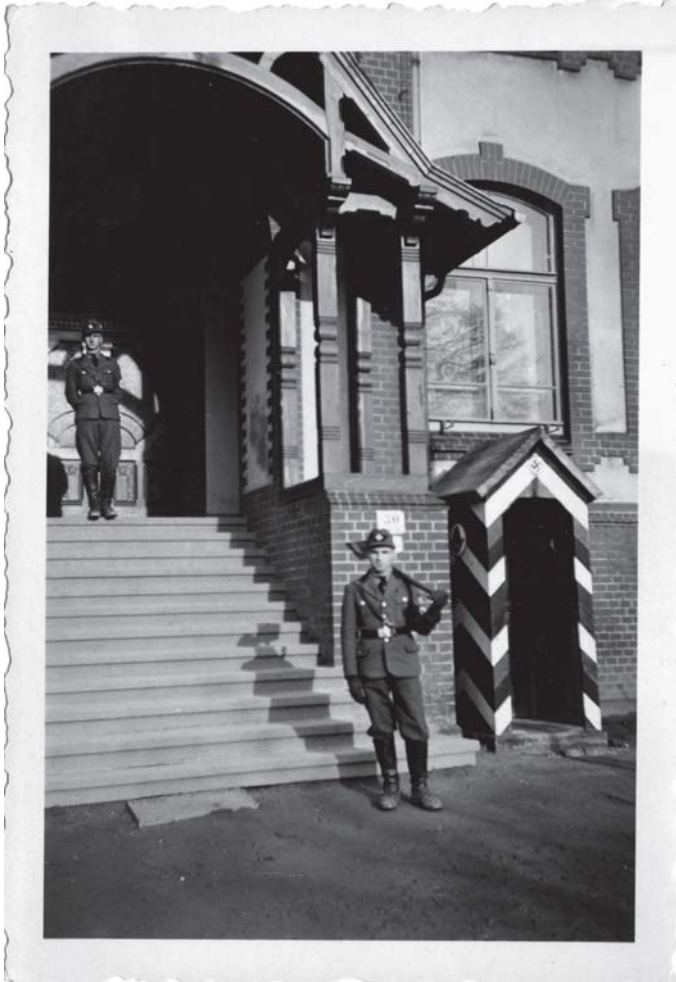
Mama führt mich ans Schlafzimmerfenster. „Gib acht, dass du dich nicht schneidest.“ Von hier oben, aus dem dritten Stock, sieht man auf das Dach der Kirche hinunter. Eine Feuerwehroleiter lehnt an der Mauer. Mama legt ihren Arm um mich. Sie ist warm. Ich bin jetzt ein ganz kleines Kind, dem man die Welt erklärt. „Schau, die tapferen Männer

auf dem Kirchendach.“ Die Kirche ist blau. Die Straße ist blau und näher heraufgerückt. Oder schrumpfte das Haus? Ich sehe jede Ritze im blauen Asphalt und die Menschen, die darüber hasten, sind greifbar nahe. Aus dem Haus gegenüber kommen zwei Männer, die eine Bahre tragen. Auf der Bahre liegt eine Frau. Ihr blondes Haar leuchtet. „Jetzt tragen sie die Toten hinaus“, sagt Mama. Immer noch habe ich keine Angst. Zurückdenkend erinnere ich mich heute nicht mehr, wie das Blau aufhörte, ob es sich verfärbte oder einfach erlosch.

Nachts gingen hinter den Höfen Zeitzünder hoch. Das Krachen mischte sich unter die wilden Farben meiner Träume. Die Tage danach aber erscheinen im Erinnern weiß. Leere weiße Löcher. Als ich versuchte, über die tote Frau zu sprechen, sah man mich verständnislos an. „Das hast du geträumt“, sagten alle und heimlich hörte ich sie flüstern: „Vielleicht hat das Kind einen Schock.“ Danach konnte ich auch niemand mehr von dem Blau erzählen, jener besonderen Farbe, die später, viel später noch hie und da meine Träume tränkte, den nächtlichen Schrecken, in dem ich, ausgestoßen aus einem sicheren Zuhause durch Trümmerstraßen rannte und hinter den leeren, feindseligen Fassaden nach einem Lichtschein suchte.

Nun, da ich Worte gefunden habe und die Kraft, sie zu sprechen, sind die Träume verblasst und ich habe gelernt, das Erlittene einzuordnen und an schlimmeren, sich in sicherer Entfernung vollziehendem Geschehen zu messen. Aber trotz allem ist es immer noch die eigene Angst, die ich spüre, die ich meine, wenn ich die neuen Opfer bedauere und von Betroffenheit rede.

Johanna Anderka



Philipp Hakenberg

Aus dem Tagebuch von Leutnant Colonel Mervin Willet Gonin DSO, einer unter den ersten Britischen Soldaten, die 1945 Bergen-Belsen befreiten

Ich kann keine gerechte Beschreibung von dem schrecklichen Lager geben, in dem meine Maenner und ich die nächsten Monate unseres Lebens verbringen sollten. [...] Ueberall lagen Leichen, einige in grossen Haufen, manchmal lagen sie einzeln oder zu zweit, eben dort wo sie hingefallen waren. Es dauerte eine Weile sich daran zu gewoehnen, dass Maenner, Frauen und Kinder im Vorbeigehen zusammenbrachen und sich zurueckzuhalten, ihnen zu Hilfe zu eilen. Man musste sich schnell an den Gedanken gewoehnen, dass der Einzelne schlicht nicht zaehlte. Man wusste, dass an einem Tag fünfhundert starben, und dass in den naechsten Wochen fünfhundert pro Tag sterben wuerden, bevor irgendwas, das wir machen konnten, die kleinste Wirkung zeigenwuerde. Es war, wie auch immer, nicht einfach, ein Kind mit Diphtherie sich zu Tode husten zu sehen, wenn Du wusstest, dass eine Tracheotomie und Pflege es retten wuerde, man sah Frauen an ihrem Erbrochenen erstickt, weil sie zu schwach waren sich umzudrehen, und Maenner Würmer essen waehrend sie einen halben Laib Brot hielten, einfach weil sie Würmer hatten essen muessen, um zu ueberleben, und nun kaum vermochten zu unterscheiden. Stapel von Leichen, nackt und obszön, und eine Frau zu schwach zum Stehen, stützte sich an ihnen ab, während sie das Essen, was wir ihr gegeben hatten, über einem offenen Feuer zubereitete; Männer und Frauen hockten sich irgendwo im Freien hin, um sich von der Ruhr zu erleichtern, die ihre Gedaerme durchspülte; eine splitternackte Frau wusch sich mit einem Stück Seife und mit Wasser von einem Tank in dem ein totes Kind schwamm. Es war kurz nachdem das Britische Rote Kreuz eintraf, wobei das eventuell nicht damit zusammenhing, dass eine große Menge Lippenstifte ankam. Das war alles andere, als was wir Maenner wollten, wir riefen aus nach hunderttausend anderen Sachen, und ich weiß nicht, wer Lippenstifte

bestellt hatte. Ich wuenschte so sehr, ich koennte herausfinden wer das war, es war ein Geniestreich, einfach rein brilliant. Ich glaube nichts tat mehr fuer die Insassen als der Lippenstift. Frauen lagen im Bett ohne Bezuege und ohne Nachthemd aber mit scharlachroten Lippen, Du sahst sie herumwandeln mit nichts als einer Decke ueber der Schulter aber mit scharlachroten Lippen. Ich sah eine Frau tot auf dem Obduktionstisch und in ihrer Hand steckte ein Lippenstift. Endlich hatte jemand etwas getan, um sie wieder zu Individuen zu machen, sie waren jemand, nicht laenger bloss die Nummer eintaetowiert auf dem Arm. Endlich konnten sie sich wieder fuer ihre Erscheinung interessieren. Dieser Lippenstift fing an ihnen ihr Menschsein wiederzugeben.

Übersetzung des Manifesto of Banksy

***An extract from the diary of Lieutenant Colonel Mervin Willett
Gonin DSO who was
among the first British soldiers to liberate Bergen-Belsen in 1945.***

I can give no adequate description of the Horror Camp in which my men and myself were to spend the next month of our lives. It was just a barren wilderness, as bare as a chicken run. Corpses lay everywhere, some in huge piles, sometimes they lay singly or in pairs where they had fallen. It took a little time to get used to seeing men women and children collapse as you walked by them and to restrain oneself from going to their assistance. One had to get used early to the idea that the individual just did not count. One knew that five hundred a day were dying and that five hundred a day were going on dying for weeks before anything we could do would have the slightest effect. It was, however, not easy to watch a child choking to death from diphtheria when you knew a tracheotomy and nursing would save it, one saw women drowning in their own vomit because they were too weak to turn over, and men eating worms as they clutched a half loaf of bread purely because they had to eat worms to live and now could scarcely tell the difference. Piles of corpses, naked and obscene, with a woman too weak to stand propping herself against them as she cooked the food we had given her over an open fire; men and women crouching down just anywhere in the open relieving themselves of the dysentery which was scouring their bowels, a woman standing stark naked washing herself with some issue soap in water from a tank in which the remains of a child floated. It was shortly after the British Red Cross arrived, though it may have no connection, that a very large quantity of lipstick arrived. This was not at all what we men wanted, we were screaming for hundreds and thousands of other things and I don't know who asked for lipstick. I wish so much that I could discover who did it, it was the action of genius, sheer unadulterated brilliance. I believe nothing did more for these internees than the lipstick. Women lay in bed with no sheets and no nightie but with scarlet red lips, you saw them wandering about with nothing but a blanket over their shoulders, but with scarlet red lips. I saw a woman dead on the post mortem table and clutched in her hand was a piece of lipstick. At last someone had done something to make them individuals again, they were someone, no longer merely the number tattooed on the arm.

At last they could take an interest in their appearance. That lipstick started to give them back their humanity.

Source: Imperial War museum



